

BIOGRAPHISCHES JAHRBUCH UND DEUTSCHER NEKROLOG

UNTER STÄNDIGER MITWIRKUNG

VON

GUIDO ADLER, F. VON BEZOLD, ALOIS BRANDL, ERNST ELSTER,
AUGUST FOURNIER, ADOLF FREY, HEINRICH FRIEDJUNG, LUDWIG
GEIGER, KARL GLOSSY, EDUARD FREIHERRN VON DER GOLTZ, MAX
GRUBER, SIGMUND GÜNTHER, OTTO GÜNTTER, EUGEN GUGLIA,
HYACINTH HOLLAND, ALFRED FREIHERRN VON MENSİ, KARL
OBSER, JOHANN SASS, AUGUST SAUER, BERNHARD SEUFFERT, PAUL
SCHLENTHER, HERMANN SCHOLLENBERGER, GEORG WOLFF U. A.

HERAUSGEGEBEN

VON

ANTON BETTELHEIM.

XVII. BAND

VOM 1. JANUAR BIS 31. DEZEMBER 1912

MIT DEM BILDNIS VON ROCHUS FREIHERRN v. LILIENCRON.



BERLIN

DRUCK UND VERLAG VON GEORG REIMER

1915.

Robt Lillanoron

Vorwort.

Ein Stoß von Feldpostkarten und Feldpostbriefen brachte dem Herausgeber seit Anbeginn des Weltkrieges Absagen und Zusagen, Vertröstungen auf ruhigere Zeiten und zweifelnde Fragen, ob es inmitten der Stürme möglich sein würde, das Biographische Jahrbuch wie bisher erscheinen zu sehen. Der bewährte Bearbeiter der Totenliste, Dr. Holleck-Weithmann, der sich in Belgien das Eiserne Kreuz verdiente, war durch seine Soldatenpflicht diesmal außerstande, unser Werk in herkömmlicher Weise zu fördern. Die Totenliste des Jahres 1912 wird in einem Folgeband nachgetragen werden. Für die Sorgfalt der Korrektur hat sich in gewohnter Selbstlosigkeit und Gewissenhaftigkeit, ungeachtet seiner Überanstrengung in seinem amtlichen Beruf, der Bibliothekar des Auswärtigen Amtes, mein verehrter Freund Dr. Johann Sass, miteingesetzt, weil, nach seinem eigenen Wort, ihm (wie dem Herausgeber) die Sache des Biographischen Jahrbuchs Herzenssache war und bleibt.

Gleiche Gesinnungen bezeugten uns die Mitarbeiter. Geheimrat Prof. Dr. Edward Schröder sandte uns seine für die Zwecke des Deutschen Nekrologes durchgesehene und ergänzte Rede auf Rochus v. Liliencron aus Lille, wo er als Hauptmann tätig war. Die Würdigungen Baron Marschalls (von Minister v. Brauer), Rahns (von Meyer v. Knonau), Justis (von Friedrich Marx), Fiedlers (von Fiedler), Strasburgers (von Carsten), Alexander v. Peez' (von Heinrich Friedjung), Felix Dahns (von Jantzen), Betsy Meyers (von Lina Frey), Theodor Gomperz' (von L. Radermacher) und andere mehr, die Nachträge und Ergänzungen Regels-

berger (von F. Frensdorff), Dilthey (von Schmied-Kowarzik), Fürth (von Rudolf Maresch), Gött (von Oeftering), J. V. Widmann (von J. Fränkel), Zenger (von Allfeld) usw. geben Gewähr dafür, daß über der gewaltigen Gegenwart Männer und Frauen der Vergangenheit von den Berufensten nach Fug und Recht nicht vergessen werden: haben doch die Taten der heutigen Zeit, die Hoffnungen der Zukunft zur unerläßlichen Voraussetzung das Lebenswerk unserer Vorfahren, der getreuen Säemänner der Ernten ihrer Kinder und Enkel.

Wien, 1. Juni 1915.

Anton Bettelheim.

Inhalt.

	Seite
Vorwort.....	III
Deutscher Nekrolog vom 1. Januar bis 31. Dezember 1912	I
Ergänzungen und Nachträge.....	227
Alphabetisches Namenverzeichnis I	284
Alphabetisches Namenverzeichnis II.....	286

DEUTSCHER NEKROLOG

VOM 1. JANUAR BIS 31. DEZEMBER

1912

Homo liber de nulla re minus quam
de morte cogitat et ejus sapientia non
mortis, sed vitae meditatio est.

Spinoza. Ethices pars IV. Propos.
LXVII.

Deutscher Nekrolog vom 1. Januar bis 31. Dezember 1912.

Justi, Karl, Geheimer Regierungsrat, Professor der Kunstgeschichte zu Bonn, * 2. August 1832 zu Marburg in Hessen, † 9. Dezember 1912 zu Bonn. — Rede, gehalten bei der Trauerfeier in seinem Hause Donnerstag, den 12. Dezember 1912 im Auftrag der Philosophischen Fakultät der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Bonn *). Hochansehnliche Trauerversammlung! Im Auftrag des Dekans der Philosophischen Fakultät der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität, unter Zustimmung des berufensten Redners, der bereits gestern zu der Öffentlichkeit gesprochen hat, habe ich die Ehre, dem großen, dem einzigen Gelehrten, dessen Hinscheiden wir tieferschüttert betrauern, im Namen der Fakultät ihren letzten Gruß zu entbieten, die Worte des Abschieds, des Dankes und der Verehrung hier in dieser Stunde auszusprechen, zum Geleit für den letzten Weg, der ihn hinwegführt in die ferne hessische Heimat zum ewigen Frieden.

Nur mit banger Scheu unternehme ich die Aufgabe, die Persönlichkeit und das Lebenswerk des Entschlafenen hier in Kürze zu schildern, wie es bei uns der Brauch geworden ist. Zwar über die Persönlichkeit unserer Berufsgenossen zu urteilen, sind wir alle berechtigt und imstande; auch ist es jedem leicht erfaßbar und erkennbar, in welcher Weise sich die wissenschaftliche Arbeit in der Persönlichkeit des Forschers ausgeprägt hat. Aber über den Wert dieser Arbeit ist nur der Fachmann der berufene Sprecher, und wir sind von dessen Spruch abhängig. Da indessen das Lebenswerk Karl Justis zum großen Teil nicht für den engen Kreis der Zunft allein bestimmt ist, sondern für das deutsche Volk, das Volk und die Welt der Gebildeten, darum mag es entschuldbar erscheinen, wenn einer aus ihrer Mitte, dem eine wissenschaftliche Ausbildung nur auf dem Gebiete der Kunst des Altertums zuteil geworden ist, hierzu das Wort ergreift.

J. ist am 2. August des Jahres 1832, des Todesjahres Goethes, zu Marburg in Hessen geboren. Er stammt aus einer alten hessischen Theologen- und Gelehrtenfamilie, deren Glieder seit mehreren Jahrhunderten dem landgräflichen und kurfürstlichen Hause eng verbunden und treu ergeben geblieben waren.

*) Die Rede erschien zuerst in den Neuen Jahrbüchern f. d. klassische Altertum XXXI 1913, S. 156 ff. Für die vorliegende Fassung sind sowohl Ergänzungen und Erweiterungen, wie Änderungen erforderlich gewesen. Ein Verzeichnis der Schriften K. Justis gibt Heinrich Willers, Bonn, Georgi 1912.

Die Familie der Mutter war verwandt mit der Familie des alten Gleim in Halberstadt und die Söhne des J.schen Hauses infolgedessen zeitweise im Genuß einer Gleimschen Familienstiftung, die ihrer Erziehung in segensreicher Weise zugute kam. Ein Schatz von Kunstwerken, der sich von Geschlecht zu Geschlecht angesammelt hatte, schmückte die Räume des Pfarrhauses; nicht Urväter Hausrat, sondern erlesene Stücke, wenn auch der Name der Künstler oft vergessen war. Wir sahen sie noch zum Teil an den Wänden dieses Hauses, das Bild eines Mädchens im Flügelkleide, einen Rosenkorb in der Hand tragend, das uns anmutet wie ein Gedicht von Gleim oder Hagedorn; eine der berühmten Lithographien nach einem Bilde der Boisseréeschen Sammlung; wenn ich recht verstanden habe, ein Geschenk des Vaters an die Mutter in der Zeit des Brautstandes. In der Erziehung, die man den außergewöhnlich begabten Kindern angedeihen ließ, und die eine erlesene Bibliothek unterstützte, erinnert vieles an Goethes Elternhaus. So hielt der Großvater es für erforderlich, seine Enkel auch mit den dramatischen Dichtungen der Italiener, mit Alfieri und Goldoni bekannt zu machen. Die Kenntnis der spanischen Sprache, einen Schatz von so großer Bedeutung für seine Zukunft, erwarb der Enkel frühzeitig im freundschaftlichen Verkehr mit einem jungen hessischen Aristokraten, einer Persönlichkeit, die nicht unbedingt das Vertrauen und das Wohlgefallen der fürsorglichen Mutter erwecken konnte.

Ein Lehrer und Führer auf dem Gebiete der Kunstwissenschaft hat J. niemals geleitet. Anton Springer, sein Vorgänger in Bonn, kam aus der neuesten Geschichte. Wilhelm Bode aus der Tätigkeit als praktischer Jurist: J. trat von der Theologie zur Philosophie, von der Philosophie zur Kunstwissenschaft über. Aber er hatte das große Glück, als Schüler des kurfürstlichen Gymnasiums zu Marburg in August Friedrich Christian Vilmar einen Lehrer zu finden, der die Eigenart des Knaben erkannte und ihn gegen Pedanten schützte, in liebevoller Fürsorge den »kleinen Träumer«, wie er ihn scherzend nannte, zu geordneter Arbeit anzuhalten wußte. Von ihm sprach der dankbare Schüler stets mit erregter Wärme, mit hoher Begeisterung. Ihm, dem Verfasser der uns, dem älteren Geschlecht, so lieb gewordenen Literaturgeschichte, verdankte er das Verständnis der Werke der Dichtkunst aller Völker und Zeiten, die Freude an der Poesie, die ihm Stunden schweren Schmerzes noch in seinen letzten Tagen erträglich zu gestalten vermochte.

»Bedeutende Männer, meine Herren«, so lehrte einst unser unvergeßlicher Lehrer Franz Buecheler, »sie haben zumeist eine bedeutende Frau zur Mutter.« Ich weiß nicht, ob die Wissenschaft der Statistik diesen Ausspruch vollinhaltlich bestätigt: in unserem Fall trifft er das Richtige. Die edle Frau, die ihm den Abglanz ihrer Züge mit ins Leben gegeben hatte, war sein guter Geist und sein Schutz und Schirm. Sie hat an seinen Stern geglaubt, den Sohn verteidigt selbst gegen den Gatten, gegen die Verwandtschaft: ja selbst das Urteil der Autorität und der Fakultät machte sie nicht irre, sie hat Sorgen und selbst Entbehrungen um seinetwillen auf sich genommen. In diesem Elternhause und in dieser Schule wurden die Grundlagen seines Wesens geschaffen und gefestigt für das Leben, das ihn seitdem wenig verändert hat. Seine Kollegienhefte zeigen bereits eine vollkommen ausgeschriebene Hand, im wesentlichen schon die Handschrift des Alters; der ausführliche Lebenslauf, den er am Abschluß seiner Studien der Fakultät einreichte, ist das inhalt- und gedankenreiche

Werk eines reifen Mannes. Er war erfüllt von einer unüberwindlichen Abneigung gegen das Niedrige und Gemeine, gegen jedwede Frivolität selbst in der verlockendsten Gestalt; auch von einer Geringschätzung des Gewöhnlichen und Alltäglichen gegenüber dem wahrhaft Großen und Bedeutsamen. Das berühmte Bild des Terborch, das den Friedensschluß von Münster darstellt, schätzte er darum so hoch, weil der Maler ein so gewaltiges Ereignis in der Geschichte der Menschheit zu schildern unternommen hat im Gegensatz zu den landesüblichen Schützenfesten und Vereinsaufzügen. Diese Großzügigkeit zeigt sich auch in der Wahl des Vorwurfs, der unternommenen Aufgaben von Anbeginn seiner Entwicklung an.

Sein engeres Vaterland Hessen befand sich damals, was das geistige Leben betrifft, in einem unverkennbaren Aufschwung. In der Hauptstadt, wo der Großvater mütterlicherseits wohnte, wirkte Ludwig Spohr, der Musiker, dessen edle und formenklare Weise J. überaus hoch schätzte. Man freute sich der nach den Freiheitskriegen neu gewonnenen, wenn auch verminderten Schätze der Kasseler Galerie, über deren Wert er gern den Bericht Denons an den großen Kaiser anführte, der Werke zweiten Rangs als überhaupt dort nicht vorhanden angab. Die Universität Marburg, die J. seit Frühjahr 1850 besucht hat, zählte ausgezeichnete Forscher zu ihren Lehrern. Wie er in jenem Lebenslauf, der sich in den Akten der Universität Marburg befindet, klar ausspricht, war es wiederum die mächtig packende Persönlichkeit seines Lehrers Vilmar, die ihn dem Studium der Theologie gewonnen hat. Der Überlieferung der Familie folgend und seinem tieferreligiösen Sinn vertrauend, begann er sich zum Theologen auszubilden, hörte Vorlesungen erst in Marburg, dann in Berlin; als seine Lehrer nennt er in dem Album unserer Fakultät Henke und Thiersch in Marburg, Nitzsch und Stahl in Berlin. Nachdem er bereits als Prediger tätig gewesen war, erkannte er die Grenzen seiner Begabung, die ihn weder zum Seelsorger noch zum Kanzelredner befähigte. Zum Sprecher der Verbindung Wingolf, der er sich angeschlossen hatte, von seinen Kommilitonen auserwählt, hatte er das Mißgeschick, daß ihm bei einer Festfeier auf der Wartburg inmitten der Rede das Gedächtnis versagte. Nach schweren, inneren Kämpfen, die verschärft wurden dadurch, daß er in sehr nahe Berührung mit der Kirchengemeinschaft der Irvingianer gekommen war, entschloß er sich abzuberechnen und sich dem Studium der Philosophie zuzuwenden. Seine Lehrer waren in Marburg Eduard Zeller, den er an erster Stelle nennt, der ihn in das Studium des Platon eingeführt hat; Theodor Waitz, der Herausgeber des Organon, der ihn die Philosophie des Aristoteles verstehen lehrte; die Kenntnis der griechischen Poesie vermittelte ihm Theodor Bergk, bei dem er u. a. der Erklärung der Vögel des Aristophanes folgte; die Kenntnis der Literatur des Morgenlandes Johannes Gildemeister, der römischen Geschichte und Rechtsgeschichte Joseph Rubino. In neunjährigem Studium begründete er den weitumfassenden Schatz theologischen, philosophischen, geschichtlichen und philologischen Wissens, der für seine spätere schriftstellerische Tätigkeit die Voraussetzung ist. Der größte Künstler der ungebundenen Rede, nicht nur des Altertums, sondern wahrscheinlich aller Zeiten, ist es gewesen, der seinen Schönheitssinn und seinen Forschungstrieb mächtig anzog. Mit einer Zeller gewidmeten Schrift über die ästhetischen Elemente in der platonischen Philosophie erwarb sich der Kandidat der Theologie Karl Nikolaus Heinrich J. am 22. Dezember 1859 in

der philosophischen Fakultät der Universität Marburg die Doktorwürde und zugleich die *venia legendi*.

Die Liebe zu diesem großen Denker und Schriftsteller Athens hat ihn seitdem durch sein ganzes Leben begleitet. Sein letztes Werk, dem er als Begleitwort den Vers des Vergil mitgegeben hat: »*Extremum hunc Arethusa mihi concede laborem*«, der »Michelangelo« von 1909 zeigt, wie der Verf. bis in seine letzten Tage sich in die Schriften des Platon vertieft hat (S. 294); ja es klingt aus und endet im letzten Satz mit einem Hinweis auf den großen Meister der Akademie. Auch die vielbewunderte edle Einfachheit und Schönheit seines deutschen Stils wird der Philologe geneigt sein, auf die unbewußte Einwirkung der Weise des großen Griechen zurückzuführen, dessen Schrifttum die antike Kunstkritik für Werke der Poesie, nicht der Prosa bezeichnet hat.

Die Forschungen über die Idee des Schönen in den Schriften des Philosophen hat ihn darauf zu dem merkwürdigen Mann hinübergeführt, der die Lehre vom Schönen in rastlosem Suchen neu zu begründen gesucht hat: zu Johann Joachim Winckelmann. Er erkannte, daß eine Darstellung seines Lebens und seines Lebenswerkes noch fehlte, und begann, nachdem er sich mit Otto Benndorf, der zu gleicher Erkenntnis gekommen war, verständigt, den weitverstreuten Stoff zu sammeln »mit Eifer und Beharrlichkeit«, wie er von sich selbst berichtet. Die Niederschrift erfolgte »zumeist in Eile, in zerrissenen und aufgeregten Zeitabschnitten, in den Jahren 1866 und 1870«. Der Zusammenbruch des Throns seines angestammten Fürstenhauses bereitete ihm tiefen Schmerz. Er hatte einen zu sehr geschärften historischen Blick, um nicht nach der ersten Erregung bald die weltgeschichtliche Aufgabe Preußens und das Wunderwerk der Staatskunst des Fürsten Bismarck zu erkennen und ohne Vorbehalt anzuerkennen. Trotzdem hat er in seiner Weise das Erbe seines Hauses, die Treue zu dem angestammten Fürstengeschlecht gehütet bis in seine letzten Tage. Abschätzige Äußerungen, selbst über Wilhelm VIII., dessen Kunstsinn er aufs höchste bewunderte und rühmte, oder über Friedrich II. verletzten ihn. Sprach man von Verschuldungen dieser Fürsten, so gab er, jede weitere Erörterung ablehnend, mit den Worten »angebliche Verschuldungen« die Zurechtweisung.

Das Werk über Winckelmann enthält nicht nur die Lebensgeschichte des Begründers der Kunstwissenschaft, sondern auch eine Geschichte des Geisteslebens des 18. Jahrhunderts in Deutschland und in Italien, so wie sein Werk über Velasquez die Geschichte des Geisteslebens in Spanien im 17. Jahrhundert enthält, seine beiden Werke über Michelangelo auf dem Grund umfassender Forschungen über das 16. Jahrhundert aufgebaut sind. Nach dem Erscheinen des ersten Bandes des Winckelmann wurde der Verf. am 15. Februar 1867 zum außerordentlichen, am 9. Januar 1869 zum ordentlichen Professor in Marburg, am 23. August 1871 zum ordentlichen Professor der Philosophie in Kiel ernannt, wo er eine überaus glückliche Zeit verlebt hat. In dem Jahre, in dem der zweite Band vollendet war, erfolgte die Berufung als Professor der neueren Kunstgeschichte in Bonn, am 22. Mai 1872. Die Beschäftigung mit den beiden berühmten Kunstgelehrten preußischen Stammes der Zeit des Großen Friedrich, dem Sohn des armen Schuhflickers aus Stendal und dem Baron Philipp von Stosch aus Küstrin, hatte den Theologen, den platonischen Philosophen und den Danteforscher hinübergeführt auf das Arbeitsfeld, das ihm sein neuer Lehrauftrag zuwies.

Die Stätte, die ihm zu seiner Tätigkeit bestimmt war, war eine des großen Gelehrten würdige. Hier im niederrheinischen Land sind es nicht der Adel oder der Klerus, nicht die Gelehrten oder fürstliche Gönner gewesen, sondern zwei schlichte Männer des deutschen Bürgerstandes, die, inmitten der Fremdherrschaft gute Patrioten, mit bescheidenen Mitteln es unternahmen, die Schätze alter deutscher Kunst zu retten und zu sammeln, vor allem aber ihre hohe Bedeutung dem deutschen Volk und dessen geistigem Führer, dem großen Alten in Weimar, verständlich zu machen. Die Lebensgeschichte des Sulpiz und Melchior Boisserée ist ein Ruhmesblatt in der Geschichte des deutschen Bürgertums, das niemand ohne tiefe Erregung lesen kann. Hier in Bonn entfaltete J. seine Tätigkeit als Schriftsteller und waltete seines Lehrauftrags. Daß er kein Redner gewesen ist, dem es beschieden war, große Massen von Zuhörern zu gewinnen und hinzureißen, wußte er selbst, und er hat es schwer empfunden. Um so größer war die Förderung, die die kleine Schar der Zuhörer erfahren hat, deren Sprachkenntnisse, Vorbildung und Begabung den allerdings sehr hohen Ansprüchen dieses Lehrers genügte.

Im Frühjahr des Jahres 1867 stand der Verf. des Winckelmann vor der »außerordentlichen Papstfigur« Innozenz X. in dem Palast seiner Familie, der Doria Pamfili in Rom. Es reifte in ihm der Plan, dem Meister dieses Bildes ein Werk zu widmen, das die Übertragung des neuen Lehrauftrags zu rechtfertigen geeignet war. Nachdem er auf mühseligen Reisen in Spanien und England den Stoff gesammelt, entstand sein Werk über Velasquez (1888), das reifste, einheitlichste und vollendetste nach Inhalt und Form, in der Darstellung oft wirkend wie eine Dichtung. Diese Studien und Reisen in Spanien brachten auch der nordischen, der deutschen Kunst reichen Gewinn. Die Auffindung des Bildes des Quentin Massys zu Valladolid war eine ungeahnte Bereicherung. Die Entdeckung der lebendigen Schilderung Adam Elsheimers in der Schrift eines Spaniers, die ihm, mit dem glücklichen Scharfblick des Philologen, gelang, hat uns erst die Persönlichkeit dieses deutschen Künstlers verständlich gemacht. Die Art, wie er Calderons Drama »Der Arzt seiner Ehre« mit des Rubens künstlerischem Wirken in Madrid zu verbinden suchte, zeigt sein Verständnis für literaturgeschichtliche Probleme. Am 27. Juni 1890 schrieb er nach der Betrachtung der so berühmt gewordenen, »herrlichen, unversehrten Tafel« mit der Anbetung der Könige im *seminario* zu Monforte die Gründe nieder, durch die Hugo van der Goes als der Meister des Werkes erwiesen ist. Seine Bemühungen, eine Abbildung des Gemäldes zu erhalten, waren ohne Erfolg, und so unterblieb die Veröffentlichung. Als endlich den Wanderer in dem sonnenlosen Altkastilien die Kunst der rheinischen Heimat in den Türmen der Kathedrale von Burgos begrüßte, da begann die Arbeit, die er unserer Provinz als herzerfreuende Gabe dargebracht hat: die Schilderung der Tätigkeit der beiden rheinischen Meister, des Jan und des Simon von Köln, in der Heimat des Cid.

Sein Leben war reich an Erfolg, an Ehre und Anerkennung. Der, dem die Aufgabe zufallen wird, dieses Leben zu schildern, wird indessen auch die Spuren finden von schweren Kämpfen, von herbem Schmerz und von bitterer Entsagung. Still, klar und ernst war sein Wesen, gütig und selbst nachsichtig. Nur Plattheiten, in überlegener Redewendung vorgetragen, vermochten ihn zum Zorn zu reizen. Zu der sittlichen Persönlichkeit Winckelmanns eine Stellung zu finden, war ihm erst nach schwerem Ringen gelungen. Mit dem Übertritt

hatte er sich abfinden können: aber die Ausdrücke, mit denen sich der Katholik über Kniebeugung und Bekreuzigung, »über Ave Maria und leider auch über das Paternoster ausläßt«, die hat er, der Lutheraner, ihm nicht zu verzeihen vermocht. Auch Kritik, wenn sie auf eingehender Überlegung beruhte, ertrug er gern; so noch unlängst, als ein Kollege, über den Titel seiner zwei Bände »Miscellanea« befragt, diesen Titel ungünstig beurteilte und die Befürchtung aussprach, es würde sich die bekannte Szene in Paillerons Lustspiel im Kreise seiner Verehrerinnen demnächst wiederholen. Als er begann, den Charakter des großen, einsamen Florentiners zu schildern, die ethischen Schriften der Schule des Aristoteles zu Rate zog und selbst die verwandte Gestalt des *monotropos* der alten attischen Komödie, da entstand ein Bild, das in so manchen Zügen an den Verf. erinnerte. Wem schwebt nicht sein Bild vor Augen, wenn er die von ihm entdeckte Schilderung des Spaniers liest, der berichtet, wie der Maler Elsheimer, ein einsamer, in sich gekehrter Mann, ganz von seinen Gedanken hingenommen, durch die Gassen Roms zog, die Begegnenden nicht erkannte, nie zufrieden mit dem, was er erreicht, immer mehr dem Vollkommenen in ungestilltem Sehnen nachstrebend. Die Verse der Sehnsucht aus dem Hymnus des Prudentius: »*Veniant modo tempora iusta Cum spem deus impleat omnem*« hatte er sich in jungen Jahren in seine Bibelübersetzung eingeschrieben. In Wahrheit nahm er bis in seine letzten Tage an allen bedeutenden Fragen und Sorgen regen Anteil. Es ist bekannt, daß er dem letzten Abschnitt in der Entwicklung der deutschen Kunst ablehnend gegenüberstand, auch der beliebten Umwertung aller Werte und der Philosophie Nietzsches; auch den neuesten Wandlungen der Dichtkunst und der Musik vermochte er nicht zu folgen. Er hatte noch seine Freude an der Klangsönheit der alten italienischen Musik. Daß man sie heruntersetzte, schmerzte ihn, ebenso die Abwendung von der Bewunderung der italienischen Malerei. Bei den Menschen, die ihm begegneten, machte eine blendende äußere Erscheinung, ein glänzendes Auftreten ihm ebensowenig Eindruck wie blendende, äußere Erfolge. Er selbst war ohne jedes Verständnis für Wohlleben und Aufwand, schlicht und überaus anspruchslos in seiner Häuslichkeit und auf Reisen, aber immer sorgfältig bedacht auf die äußere Erscheinung und Haltung. Das *high life*, das er besonders in England kennen gelernt hatte, hatte keinen Reiz für ihn, die Hofluft hat ihm nie die Sinne betäubt, wie so vielen unseres Standes. Lobsprüche langweilten ihn. Von seinen eigenen Leistungen dachte er bescheiden, von sich selbst oft kleinmütig und weich. Keine Spur im Auftreten von der Selbstgefälligkeit, der Pose oder Geste des berühmten Mannes, dessen Ansicht unbedingt ausschlaggebend erscheinen muß. Nach dem Eindruck, den der Sprecher aus der Wärme einzelner Äußerungen erhalten hat, hat unter den Mitgliedern der Bonner Universität der Mathematiker Rudolf Lipschitz ihm besonders nahe gestanden.

Mit ritterlicher Ergebenheit und besonderer Hochachtung behandelte er, der Unvermählte, die Frauen: ihr Urteil galt ihm viel, und er behielt es jahrelang im Gedächtnis. Das Kapitel vom Weibe mit seinem brutalen Inhalt in dem berühmten Buch »Also sprach Zarathustra« genügte für ihn, um das Anathema über den Verfasser auszusprechen. In der Vorrede der zweiten Auflage des Winckelmann hat er der Lernbegierde der Frauen ein Denkmal gesetzt, indem er schrieb, daß »das Buch bei den Historikern der neueren Literatur, Kultur und Kunst Beachtung gefunden habe, in andern Fächern mehr bei den Gat-

tinnen«. Das Schicksal hatte ihm in dem letzten Abschnitt seines Lebens die gütige Helferin zur Seite gestellt, die ihm nicht nur diese so anziehende Häuslichkeit begründen konnte, die auch auf Grund einer ausgedehnten Bildung mit treffsicherem Urteil ihn in seiner wissenschaftlichen Arbeit zu unterstützen und zu fördern wußte. Ihr, der Schwester, und dem Gedächtnis des Großvaters, des Übersetzers und Auslegers hebräischer Dichtungen, ist das Buch über Michelangelo von 1900 gewidmet.

Er kannte den Platon und den Plotin, die stärksten Gegner, die das Christentum niederzuringen hatte, war auch imstande, die griechischen Elemente aus der Überlieferung der christlichen Lehre auszuscheiden. Was bei diesem Subtraktionsprozeß noch übrigblieb, erschien ihm unvergleichlich und göttlichen Ursprungs. Es ist kein Mißklang, wenn der Vertreter der christlichen Kirche ihm den Segen mitgab auf seiner letzten Fahrt in die Heimat.

Obwohl er die achtzig überschritten, die höchsten Ehren von des Königs Majestät, unserer Stadt und den Kollegen ihm zuerkannt waren, wir empfinden seinen Hingang, der am Geburtstag Winckelmanns erfolgte, aufs bitterste. Erstlich seinetwegen: denn er hatte Freude am Leben und Freude an der Arbeit. Dann um unsertwillen: denn denen, die mit ihm zusammenkamen, gab er viel und gern und mit reichen Händen. Wenn das Wort des Seneca und des berühmten Franzosen zutrifft, daß das Schrifttum ein Abbild der Persönlichkeit ist, dann wird diese seine Persönlichkeit, die in manchen Zügen an Jakob Burckhardt erinnert, in seinen Schriften fortleben, ebenso wie die gesicherten Ergebnisse seiner Forschung. Sein Name wird unvergänglich sein, überall da erklingen, wo sich die Gebildeten an den Stätten der Kunst in stiller Ehrfurcht versammeln, denen uns seine Meisterhand zugeführt hat: bei den Königsgräbern im Westminster wie in der Sakristei von S. Lorenzo, vor dem Bild Riberas in der Dresdener Galerie wie in der Kathedrale von Toledo.

Hochwürdiger Herr und verehrter Meister, es ist uns schmerzlich, daß du uns verlassen hast; es ist uns schmerzlich, daß der Ehrenbürger unserer Stadt und die Zierde unserer Universität die Ruhestätte finden soll in der weiten Ferne. Aber wir würdigen diesen deinen Beschluß. Dem Stammesgenossen des Wilhelm und Jakob Grimm ist das stärkste Gefühl, das Gefühl der Blutsverwandtschaft, der Sippe und Heimat, stärker als der Tod. Als junger Student gingst du einst durch die Straßen, voll von Sorgen und Zweifel, im Drang nach Wahrheit und nach dem richtigen Lebensweg. In Frieden kehrst du jetzt zurück, zur ewigen Ruhe, reich an Ruhm und Ehren, an Verehrung und an Liebe. Dem einstigen Jünger der Gottesgelehrtheit rufen wir nach den frommen Spruch: *Requiescat in pace*. Dem Schüler des Platon und Aristoteles rufen wir nach die beiden letzten Zeilen seines Winckelmann, die bestrahlt sind von dem überirdischen Glanz der Lehre und der Sprache des Platon: »Er lebt in Gott, dem Urquell des Schönen, dem ewigen Licht, dessen Abglanz er hier gesucht und geahnt hat.« Es werde die Erde dir leicht!

Friedrich Marx.

Rahn, Johann Rudolf, Professor an der Universität und an der Technischen Hochschule in Zürich, * 24. April 1841 in Zürich, † 28. April 1912 in Zürich. — R. war der Angehörige eines seit dem Ende des 15. Jahrhunderts in Zürich zu ansehnlicher Stellung — drei Bürgermeister walteten im 17. Jahrhundert —

erhobenen Ratsgeschlechtes: zwei unmittelbare Vorfahren waren sehr geschätzte Ärzte, der Urgroßvater, Johann Heinrich (gestorben 1812), durch den Kurfürsten Karl Theodor mit den Rechten eines Pfalzgrafen ausgestattet worden. R. selbst lebte, da er die Eltern früh verloren, unter der treuen Obhut einer Schwester der Mutter und ihres Gatten in Herisau (Kanton Appenzell-Außer-Rhoden), wo er auch die erste Schule besuchte. In Zürich setzte er dann den Unterricht fort und trat danach zuerst in einem kaufmännischen Geschäft in die Lehre ein, bis die Einsicht des Vormundes die wahre Bestimmung des jungen Mannes erkannte. So holte R. eifrig die zur Erlangung der Maturität notwendigen Studien nach und wurde 1862 als Studiosus der philosophischen Fakultät der Hochschule immatrikuliert. Denn schon bisher waren heraldische Sammlertätigkeit, Besuch historisch denkwürdiger Stätten seine liebste Erholung gewesen, und seit den Knabenjahren hatte er als Zeichner sich mit Hingabe und Glück betätigt, in der Freude am Auffinden zugleich malerischer und für sein Forschen ergiebiger Plätze einen romantisch angehauchten Sinn bewiesen. Unter den Lehrern, die ihn durch ihren Unterricht anzogen, stand Wilhelm Lübke voran, und Anregungen dieses dem Studierenden freundschaftlich wohlgesinnten, auch pädagogisch begabten Vertreters der Kunstgeschichte wirkten zeitlebens auf den empfänglichen Schüler; daneben war der Einfluß des originell schöpferischen Gründers der zürcherischen Antiquarischen Gesellschaft Ferdinand Keller äußerst fruchtbringend für R. 1863 bezog er die Universität Bonn, wo Anton Springer mächtig auf ihn einwirkte, den Vorsatz für die Lebensaufgabe, die Widmung für die Kunstgeschichte, in ihm bestärkte. In Berlin wurden die Studien fortgesetzt, und Männer wie Eggers, Friedländer, Waagen wandten ihm wieder ihr warmes, förderndes Interesse zu. Daneben gewann er, wie das schon in der Schweiz der Fall gewesen war, während dieser Fortsetzung seiner Universitätsstudien auf zahlreichen Reisen die Kenntnis von Kunstwerken, zumal des Mittelalters, und dabei zeichnete er, mit steigender Beherrschung des Könnens, fortwährend mit dem hingebendsten Fleiß. Schon durch Springer war R. auf den Gegenstand hingewiesen worden, den er 1866 in seiner Dissertation der Zürcher Fakultät, zum Behuf der Promotion, vorlegte: »Über den Ursprung und die Entwicklung des christlichen Zentral- und Kuppelbaues« (Leipzig, 1866). Danach folgte von 1866 auf 1867 ein Aufenthalt in Italien, voran in Rom, woraus als Frucht die Arbeit: »Ein Besuch in Ravenna« (erschieden 1867, in v. Zahns Jahrbüchern für Kunstwissenschaft, Jahrg. 1) hervorging. Der Wert dieser literarischen Leistungen verschaffte ihrem Verfasser schon während dieser Reise in Italien die Aufforderung Schnaases, sich an der Bearbeitung der zweiten Auflage der »Geschichte der bildenden Künste« zu beteiligen, und in längerer gemeinsamer Arbeit, die von Seite des Meisters wieder reiche Anregung brachte, wurde der 1869 (Düsseldorf) erschienene Band III, wo R. an den drei ersten Abteilungen den wesentlichsten Anteil hatte, ausgeführt. Nachdem R. eine Berufung als Professor für Kunstgeschichte am Karlsruher Polytechnikum abgelehnt hatte, habilitierte er sich Ende 1868 an der Zürcher Hochschule. Aber schon vorher hatte er mit Karoline Meyer von Knonau, der nächsten Verwandten des Freundes, mit dem er in Bonn und Berlin studiert hatte, sich vermählt; ganz vorzüglich bildete auch ihre künstlerisch verständnisvolle Neigung ein Band der glücklichen Ehe. Bis 1871 wurde R. zum Extraordinariate, 1877 zum

Ordinariate befördert; 1883 trat er als Nachfolger Kinkels auch an der Bau-
schule des eidgenössischen Polytechnikums in die Vertretung der Kunst-
geschichte ein. Beide Stellungen behielt er bis 1912 bei, wo er seinen Rücktritt
erklärte.

R. hat das bleibende Verdienst sich erworben, eine Kunstgeschichte der
Schweiz in das Leben gerufen zu haben, und er sprach noch in späteren Jahren
seinem Lehrer Lübke den Dank dafür aus, daß er durch ihn die Anregung zu
dieser Lebensaufgabe erhalten habe. Bis 1876 lag die »Geschichte der bildenden
Künste in der Schweiz«, die in fünf Abschnitten bis zum Ausgang der Gotik
sich erstreckt, vor, ein sehr stattlicher Band, dessen Illustrationen zu einem
großen Teil das Werk des Verfassers waren. Nach dem Vorsatz, die Erschei-
nungen, welche die Monumentalwelt der verschiedenen Epochen darbietet, mit
dem geistigen Leben der Jahrhunderte in Einklang zu bringen, sind die mannig-
faltigen Einwirkungen auf die einer einheitlichen Entwicklung entbehrenden
schweizerischen Denkmäler in den verschiedenen Epochen, zumal im früheren
Mittelalter, klargelegt, und dabei ist der Verfasser, bei aller auf Vaterlands-
liebe beruhenden Freude des Entdeckens, fern von Überschätzung. Schon
vor dem Erscheinen des großen Werkes hatte R. in der »Statistik schweizerischer
Kunstdenkmäler« die Materialien zu sammeln angefangen, und diese später
auch mit reicher Illustration ausgestattete, dem »Anzeiger für schweizerische
Altertumskunde« beigegebene Schilderung gewann — in der Edition der Denk-
mäler der Kantone Schaffhausen, Solothurn, Tessin (auch in Übertragung in
das Italienische), Thurgau — eine immer größere selbständige Bedeutung.
In enger Berührung mit diesen Studien stehen die Arbeiten, die R. zu den
»Mitteilungen der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich« gab. Schon in
seinen Studienjahren war er 1860 der Vereinigung beigetreten, und fortwährend
nahm er, seit 1885 in der Stellung des Vizepräsidenten, an deren Leben den
eifrigsten Anteil. Von 1870 — in Band XVII — bis 1909 — in Band XXVII —
verfaßte er für die Vereinspublikation achtzehn Hefte teils ganz überwiegend
allein, teils in Mitarbeit. Sie beziehen sich auf bestimmte Gruppen von Denk-
mälern, die ersten und eine noch spätere Folge auf solche der Westschweiz —
Grandson und zwei Cluniazenserbauten, die Glasgemälde in der Rosette der
Kathedrale von Lausanne, dann eben: Geschichte und Beschreibung des
Schlosses Chillon —, eine weitere Reihe auf die überhaupt stets mit Vorliebe
behandelte italienische Schweiz: die mittelalterlichen Wandgemälde, die *Casa
di Ferro* bei Locarno, eine letzte endlich auf Graubünden: die biblischen Decken-
gemälde in der Kirche von Zillis, Schloß Tarasp; der engeren Heimat widmete
er Veröffentlichungen über die Kirche von Oberwinterthur und ihre Wand-
gemälde, über Kloster Kappel und über das Dominikanerinnenkloster Töß,
ganz besonders aber die umfassende, nicht mehr durch ihn selbst zu Ende ge-
führte Geschichte und Baubeschreibung des Fraumünsters in Zürich; daneben
stehen noch die Hefte: Die Kirchen des Zisterzienserordens in der Schweiz und:
Die schweizerischen Glasgemälde der Vincentschen Sammlung in Konstanz.
Weiter wurden zahlreiche Beiträge in den »Anzeiger für schweizerische Alter-
tumskunde« — so noch ganz zuletzt über die wichtigen Entdeckungen in der
Stiftskirche von Schänis — und in das »Schweizerische Künstler-Lexikon«,
das in das Leben zu rufen R. geholfen hatte, gegeben. Der zürcherischen Sitte
der Veröffentlichung von Neujahrsblättern widmete R. ebenfalls seinen Fleiß,

und hier ist besonders in der zum Besten des Zürcher Waisenhauses erscheinenden Serie das Heft von 1889: »Die Schweizer Städte im Mittelalter« hervorzuheben. Ein 1874 in das Neujahrsblatt der Künstlergesellschaft gestellter biographischer Text über den Neuenburger Maler Aurel Robert, den jüngeren Bruder des berühmter gewordenen Leopold, wurde nachher 1882 in die Sammlung »Kunst- und Wanderstudien aus der Schweiz« aufgenommen. Unter den hier zusammengestellten Aufsätzen ist vorzüglich »Kunst und Leben« zu erwähnen, da hier das Programm, das R. in dem früher genannten Hauptwerk zugrunde gelegt hatte, ausgeführt ist; »Wanderstudien aus Tessin« preisen das Land, nach dem der Forscher lange Zeit am liebsten seine Fahrten richtete; noch andere Stücke sind dem nach München gebrachten, ursprünglich in Zürich liegenden Gebetbuch Karls des Kahlen, der damals noch in Paris, jetzt in Heidelberg liegenden Bilderhandschrift, Künstlerbiographien, des Bernardino Luini, des Bündner Malers Arduser, gewidmet. Wie in diesem Sammelbande, so sind auch Beiträge zu dem auch durch R.s Mitwirkung 1878 wieder in das Leben gerufenen »Zürcher Taschenbuch« zumeist auf ein weiteres Publikum berechnet. Neben kleineren Artikeln zur zürcherischen lokalen Kunstgeschichte stehen hier Wanderungen durch zwei Bündner Täler und Neue Tessiner Fahrten, und in dem anmutigen Rückblick: Die letzten Tage des Klosters Rheinau sind »Erinnerungen aus der Studienzeit« vorgebracht. Schon 1878 hatte R. auch dem ihm wohl befreundeten Historischen Verein in St. Gallen den auf vergleichenden Studien in Bamberg, München, Paris aufgebauten Text zur Prachtausgabe des Psalterium Aureum — Kodex 22 der Stiftsbibliothek — dargeboten. Andere Arbeiten empfangen von Zahns »Jahrbücher für Kunstwissenschaft«, das »Repertorium für Kunstwissenschaft«, die »Schweizerische Bauzeitung«, und als 1885 für Springer die »Festgabe« erschien, war R. an der Redaktion dieser »Gesammelten Studien zur Kunstgeschichte« in erster Linie beteiligt.

Als Beitrag zu dieser »Festgabe« war der Artikel »Die Glasgemälde im Gotischen Hause zu Wörlitz« durch R. zum Drucke gebracht worden. So sehr er sich da über die würdige Bewahrung dieser der Schweiz im 18. Jahrhundert entfremdeten Kunstwerke zustimmend äußerte, so entschieden wandte er sich sonst gegen solche Bedrohungen der Erzeugnisse heimischer Kunst. Denn überhaupt stand neben seiner vielfältigen literarischen Betätigung ein unmittelbar eingreifendes, nach verschiedenen Seiten hin fruchtbar förderndes praktisches Wirken. Als viel angerufener Ratgeber, wo es sich um Restaurationen, um Erhaltungsarbeiten handelte, ließ sich R. heranziehen. So gelang es ihm, eine ganze Reihe von Resten der Kunstübung, Wandgemälde in Kirchen, zu entdecken oder bei der Auffindung mitzuhelfen. Der ja gerade in der Schweiz zu so hohem Grade entfalteten Glasmalerei schenkte er ein Hauptaugenmerk. Da stellte er sich mit Entschiedenheit, oft, wo es notwendig schien, mit schneidender Schärfe, in die erste Linie, und sehr gern bediente er sich dabei auch der Tagespresse, um in nachdrücklicher Weise für die Ziele, für die er arbeitete, öffentlich zu sprechen, beabsichtigte Veräußerungen von Kunstgegenständen abzuwehren, unverständigen oder gar verderblichen Projekten von Niederreißung, von Restaurationen entgegenzuarbeiten.

Aus diesen Bestrebungen heraus wirkte R. auf das erfolgreichste 1880 bei der Gründung der »Schweizerischen Gesellschaft zur Erhaltung historischer Kunstdenkmäler« mit, die dann als eidgenössische Kommission durch den

Bundesrat offizielle Stellung gewann. Aber ebenso stand er von Anfang an, seit 1886, wo der Gedanke der Gründung eines schweizerischen Landesmuseums, voran durch seinen Kollegen an der Hochschule Salomon Vögelin, feste Gestalt erhielt, unter den Schöpfern dieses bis 1898 in Zürich eröffneten großen Institutes, und bis zu seinem Tode gehörte er in maßgebender Weise der leitenden Kommission an. Aber auch hier griff er ebenfalls in schriftstellerischer Mitarbeit ein. Mehrere wertvolle Beiträge stehen in den »Mitteilungen« des Vereins für Erhaltung der Kunstdenkmäler, so die Edition des großen silbernen Kreuzes von Engelberg, von Bauwerken im Kanton Tessin, und zur »Festgabe« der Eröffnung des Landesmuseums steuerte er den Aufsatz: »Über Flachschnitzereien in der Schweiz« bei.

Neben dieser wissenschaftlichen Betätigung war jedoch R. fortwährend, noch bis in die letzten Jahre, wo schon die Augen höchste Schonung erforderten, ein freudiger Zeichner, und eine lange Reihe seiner wichtigsten Schöpfungen zeigen seine Schaffensfreudigkeit nach dieser Seite. Oft war da die größte Hingebung notwendig: so waren die von R. selbst nicht nur aufgenommenen, sondern auch lithographierten Tafeln zu jener Schilderung der Rosette der Lausanner Kathedrale bei der örtlichen Anbringung des »Wirrsals unzähliger farbiger Teilchen« nur unter weitgehenden Hindernissen vorbereitet worden. Der Nachfolger R.s in der Professur, Zemp, urteilt über den Zeichner R.: »Fertig Ausgedachtes, ruhig Erschautes zog R. dem Impressionistischen, Transitorischen vor. Wenn er malerische Winkel, altes Gemäuer, schiefe Dächer und krumme Gassen liebte, so liebte er sie wie Moriz Schwind, nicht ob flüchtiger Licht- und Farbenreize, sondern ob der Fülle von Linien und Formen. Mit dem Stift, nicht mit dem Pinsel kam er solchen Sachen bei«. »Das Zeichnen ist nun einmal meine Lust und wird es bleiben, solange das Auge seinen Dienst versieht«: so gestand R., und am Anfang des Jahres 1911 ließ er als Manuskript »Vom Zeichnen und allerlei Erinnerungen daran« drucken. Daraufhin wurde eine Sammlung »Skizzen und Studien von J. R. Rahn« veranstaltet, die Proben aus seinen reich gefüllten Mappen von 1853 bis 1909 darbietet.

Als akademischer Lehrer vertrat R. an der Bauschule des Polytechnikums in zusammenhängenden Lehrkursen die Kunstgeschichte, und daneben behandelte er in den Vorlesungen an der Universität eine Fülle von Gegenständen, neben größeren Zusammenfassungen mit Vorliebe auch Spezialitäten, Glasmalerei, Kupferstich, Holzschnitt. Besonders fruchtbar anregend waren die mit den kunsthistorischen Übungen verbundenen Exkursionen, mit steter Bevorzugung der Kirche und des an Glasgemälden reichen Kreuzganges des ehemaligen Zisterzienserklosters Wettingen bei Baden. Eine große Zahl von Schülern ist aus diesem Unterricht hervorgegangen, von Kunsthistorikern die Kollegen R.s an den zürcherischen Hochschulen, Karl Brun und der schon erwähnte Joseph Zemp, von Architekten Gustav Gull und Karl Moser, jener der Erbauer des Landesmuseums, dieser derjenige des neuen Hochschulgebäudes in Zürich.

Auf ein schön entfaltetes, an Frucht und Erfolg reiches Leben blickte R. zurück, als ihm am 24. April 1911, zur Vollendung des siebzigsten Jahres — 1909 war er Witwer geworden — dankbare Anerkennung entgegengebracht wurde. Jenes Album von Reproduktionen seiner Zeichnungen wurde ihm überreicht; der Verein für Erhaltung schweizerischer Kunstdenkmäler stiftete eine nach den Zeichnungen seines Schülers Robert Durrer angefertigte Medaille. Aber

noch darüber hinaus dauerte die Arbeitsfreudigkeit: der Artikel »Die Stiftskrypta von Schännis«, mit den von R. angefertigten Zeichnungen und Plänen, erschien erst nach dem Tode im Druck. Noch war im März 1912 eine erste Staroperation glücklich durchgeführt worden; doch schon am Ende des folgenden Monats erlag die Kraft in einer raschen Verlauf nehmenden Krankheit. Den Schatz seiner Zeichnungen hatte R. letztwillig der Zürcher Stadtbibliothek zugewandt; eine größere Zahl historisch wichtiger Kunstwerke bestimmte er dem Landesmuseum, dem außerdem die Erwerbung der schönen Sammlung von Glasgemälden unter entgegenkommender Ansetzung des Kaufpreises ermöglicht wurde.

Vergl. die im Zürcher Taschenbuch von 1913, S. 265, von 1914, S. 281, verzeichneten zahlreichen Nekrologe, sowie: Johann Rudolf Rahn (von G. Meyer von Knonau) als LXXVII. Neujahrsblatt zum Besten des Waisenhauses in Zürich für 1914. Ferner: Literarische Arbeiten von J. R. Rahn (Anzeiger für schweizerische Geschichte, Bd. XI, S. 261—279).

G. Meyer von Knonau.

Fiedler, Otto Wilhelm, Mathematiker, * 3. April 1832 zu Chemnitz, als Sohn von Christian Wilhelm Fiedler und Amalie geb. Ruppert, † 19. November 1912 zu Zürich als Professor der darstellenden Geometrie an der eidgenössischen Technischen Hochschule. — F. wuchs in der Werkstatt seines Vaters auf, eines Schuhmachermeisters von altem Schrot und Korn. Die äußerst bescheidenen Lebensverhältnisse und die sehr verständige Leitung der Eltern nötigten ihn, von klein auf ernstlich mitzuarbeiten, und schenkten ihm so köstliche Güter wie Ausdauer und Fleiß, Energie und Treue, Genügsamkeit und Wissensdurst. Diese guten Eigenschaften lassen sich alle, wie er später seinen Kindern zu sagen pflegte, beim Stiefelwischen erwerben.

Den zeitlebens unersättlichen Wissensdurst entzündeten zwei physikalische Beobachtungen: wie die blitzenden Wasserkugeln vor den Öllampen des Schusters einen hellen runden Schein auf die arbeitenden Hände des Vaters und des Gesellen sammelten; und wie die altsächsische Weihnachtspyramide sich mittels eines Flügelrades feierlich in dem aufsteigenden warmen Luftstrom der brennenden Kerzen drehte. Beides versenkte den schwächlichen Kleinen in immer neues Staunen und Nachdenken und ließ ihn diese stillste Beschäftigung dem lärmenden Treiben der Kinder vorziehen. Er entwickelte schon im Spiel mit den andern den Wahrheitssinn und Idealismus, den er Zeit seines Lebens nie verleugnete.

Die Kinderkrankheiten brachten den Kleinen mehrmals an den Rand des Grabes. Einmal wollte ihn ein wohlwollender Arzt an Sohnesstatt annehmen, wenn er ihn vom Nervenfieber zu retten vermöchte, allein die Eltern wollten ihn nicht hergeben. Niemand hätte ihm zugetraut, daß er ein so hohes Alter erreichen würde. Doch kaum hatte der wissensdurstige Jüngling den Zusammenhang zwischen körperlicher und geistiger Leistungsfähigkeit erfaßt, so arbeitete er mit bewunderungswürdiger Konsequenz und Selbstüberwindung an seiner physischen Stärkung. Er schoß hager und lang auf und hieß später unter seinen Studiengenossen, seiner leicht gebeugten Haltung wegen, das Integral. Aber vom Militärdienst kam er nur frei, weil der Staat ihn anderweitig brauchte. Sein Leben lang war F. ein unermüdlicher Arbeiter, dem es ohne seine geliebte Arbeit gar nicht wohl war. Dennoch war er nie mehr ernstlich krank bis zu

seinem 57. Jahre, wo ihn die Influenza und in ihrem Gefolge eine Lungenentzündung zu längerer Unterbrechung zwang. Wieder zehn Jahre später schickte ihn ein böser Bronchialkatarrh in den Süden. Im 74. Lebensjahre wiederholte sich die Lungenentzündung und im 81. der Bronchialkatarrh, dem der erschöpfte Körper nicht mehr gewachsen war.

Den schwächlichen Kleinen leitete sein Vater an, Gegenstände seiner Umgebung immer wieder abzuzeichnen, und kaufte ihm billige Farben und Bilderbogen. Einmal kam er unter einen Lastwagen, als er Dünnbier in einer Steinkrücke holen sollte. Obwohl das Rad über ihn wegging, kam er mit gebrochenem Schlüsselbein und zerquetschtem Finger davon, von der Steinkrücke vor Schlimmerem bewahrt. Der eine Inhaber der Speditionsfirma ließ ihn dann zu sich kommen und zeigte ihm Sonntags seine Bilderschätze, als er die Zeichengabe und das lebhaftete Interesse des Knaben bemerkte. So erwachsen und erstarkten künstlerische Neigungen.

1838 kam er in die niedere Bürgerschule, wo das Schulgeld einen Groschen in der Woche kostete; 1841 auch noch in die mittlere, deren zwei Groschen gerade noch erschwinglich waren. Er arbeitete sich langsam an die Spitze seiner Klasse und behauptete seinen Platz, zeichnete sich namentlich im Rechnen aus. Mit Begeisterung trieb er aber das Zeichnen, obwohl es im Kopieren von Vorlagen bestand. Der Zeichenlehrer war gut und förderte seine freiwilligen Bemühungen außerhalb der Schule. F. zeichnete auch Sonntags neben den Erwachsenen in den Handwerkerkursen. Seine Zeichnungen fielen bald bei den jährlichen Schulausstellungen auf, so 1844 eine große getuschte Federzeichnung nach einem in der Leipziger Galerie hängenden Gemälde von Heine: Verbrecher in der Kirche. Es ist ein figurenreiches Bild mit Gesichtern des verschiedensten Alters und Ausdruckes, tadellos wiedergegeben. Zu der Gruppe der davorstehenden Lehrer trat da der Subrektor der obersten Schulabteilung, C. A. Caspary, und erkundigte sich, ob der Zeichner auch sonst etwas könne. Als er nun hörte, daß F. Primus sei, aber aus Armut die Schule verlassen müsse, suchte er einen Weg, die fehlenden Mittel ohne verletzende Form zu beschaffen. Er fand ihn, indem er das Bild in der Kasinogesellschaft zur Verlosung brachte und mit der erlösten Summe die Einwilligung des Vaters zu weiterem Schulbesuch gewann.

Nun wurde Caspary F.s Lehrer und gewann den nachhaltigsten Einfluß auf ihn, obwohl er nichts weniger als mathematische Interessen hatte. Er war eben trotz seiner unverfälschten sächsischen Aussprache ein Lehrer von Gottes Gnaden, der mit einem warmen Worte in den jungen Herzen heilige Flammen zu entzünden wußte. Er wurde und blieb dauernd der feinsinnige Freund des jungen Mannes und des Gelehrten, der ihm tiefe Dankbarkeit bewahrte. Eine zweite Tuschzeichnung nach Leonardos Abendmahl half auf demselben Weg über das zweite Jahr hinweg. Das erste Bild, das F. seine Laufbahn ermöglicht hatte, wurde später vom Gewinner der Braut des Zeichners geschenkt und erhielt den Ehrenplatz in dessen Heim. Überhaupt erwarben ihm diese und andere Bilder treue Gönner in den ersten Kreisen seiner Vaterstadt. Wenn es nach dem Sinn des wackeren Zeichenlehrers gegangen wäre, hätte F. Maler werden sollen, aber das wagte sein Vater nicht.

So kam der helle Kopf 1846 mit Staatsstipendium auf die höhere Gewerbeschule von Chemnitz und durchlief sie mit allen möglichen Auszeichnungen.

Hier fand er in Mechanik und Maschinenlehre einen ausgezeichneten Lehrer in Julius Röhnig, dessen Flug nur wenige recht folgen konnten. Auch er war eine Seele von Mensch, der den Jüngling außer der Schule tiefer in sein Arbeitsgebiet einführte und ihm von seinem eigenen Lehrer, dem berühmten Julius Weisbach, vorschwärmte. So ging F. auf Röhnigs Empfehlung als sogenannter Extraneeer 1849 auf die Bergakademie Freiberg, gerade während des Dresdener Maiaufstandes. Er wohnte zunächst wieder bei einem Schuhmacher und studierte an dem einen Fenster der Werkstatt Mathematik, während am andern genäht und geklopft wurde. Zu einem eigenen Zimmer kam er erst durch den Verdienst aus Privatstunden.

In den drei Akademie Jahren waren seine förderndsten Lehrer die Professoren Weisbach und Reich. Weisbach schätzte den klaren und zuverlässigen Beobachter und Rechner so sehr, daß er ihn bei seinen Privatarbeiten zuzog, so bei der Triangulation des Rothschenberger Stollens und bei den Studien am hydraulischen Versuchsgewinne. Ebenso arbeitete F. bei Ferdinand Reich mit an dessen Apparat und Messungen zur Wägung der Erdkugel. Als Akademiker fuhr er auch in das Silberbergwerk ein und arbeitete da seine Schichten. So bewegten sich seine Studien ganz auf dem Boden der praktischen Mechanik und der angewandten Mathematik, erweckten aber den Durst nach rein wissenschaftlichen Universitätsstudien. Er beabsichtigte 1852 die Universität Leipzig zu beziehen.

Allein mit Neujahr 1852 wurde der noch nicht zwanzigjährige Student als Lehrer für Mathematik und Mechanik an die neugegründete Werkmeisterschule in Freiberg berufen. Es wurde ihm sehr schwer, auf seinen Lieblingsplan zu verzichten, doch konnte es kein Bedenken geben. Er stand nun vor Leuten der Praxis, die meist älter waren als er und deren geschultes Denken ihn zu populär-einleuchtender Darbietung zwang. Schon 1853 siedelte er mit der Werkmeisterschule an die höhere Gewerbeschule Chemnitz über, traf aber seinen Vater nicht mehr am Leben. So hatte er nun die Aufgabe, für die Mutter und drei Geschwister zu sorgen. Das wollte etwas heißen bei einem Anfangsgehalt von 320 Talern, verdient in 28 Wochenstunden. 1857 trat er an die Stelle eines andern Kollegen als Lehrer für Mathematik und darstellende Geometrie und erreichte mit 24 Wochenstunden 600 Taler.

Daneben bewältigte der junge Lehrer eine ganz riesige Arbeit des energischsten Selbststudiums, um eben die Universitätsjahre zu ersetzen. Wer nur den regelrechten Studiengang kennt, hat keine Ahnung, was für einen geistigen Aufwand Selbststudium in dieser Sphäre erfordert. Nicht nur fehlt das Urteil und der Rat des Universitätslehrers, sondern auch das wissenschaftliche Rüstzeug ist ohne örtliche Bibliothek umständlich und mühsam zu beschaffen. F. überwand diese Schwierigkeiten durch gewissenhaftes Exzerpieren und Kondensieren der grundlegenden Werke, durch unablässiges Ergänzen und Vergleichen seiner Notizen und der von andern gezogenen Folgerungen und gefällten Urteile. Er las, was er studierte, nur mit der Feder und dem Zeichenstift in der Hand und brachte es in dieser Chemnitzer Zeit auf etwa 250 engbeschriebene Hefte.

Und grundsätzlich blieb er nicht im Fache stecken, sondern erwarb sich auch auf ferner liegenden Gebieten, wie Philosophie, Pädagogik, Geschichte, Literatur und Sprachen, später auch Geographie und Theologie, so gründliche

und ausgedehnte Kenntnisse, daß nachher mancher Fachgelehrte, der es weit bequemer gehabt, seine solide Belesenheit anstaunte. Ja, der Mann, der es so schwer hatte, fand auch noch für andere Zeit, wollte sie eben durchaus finden, weil er den Druck zu engen Horizontes selbst empfunden hatte. Mit seinen Freunden, dem Geologen Adolf Knop und dem Chemiker Alexander Müller, führte er in der Fabrikstadt Chemnitz naturwissenschaftliche und literarische Vortragsabende durch, sprach selbst jedes Jahr mehrmals sowohl vor den Spitzen der Gesellschaft als im Handwerkerverein. Nur etwa ein Drittel seiner eigenen Vorträge war dem ihm naheliegenden Gebiete der Physik und der Astronomie entnommen. Er sprach nicht nur über die junge Meteorologie, sondern führte selbst jahrelange Beobachtungen zur Kontrolle des Doveschen Winddrehungsgesetzes aus, bevor es im Erzgebirge meteorologische Stationen gab. An der Hand der Wellenlehre drang er in die Physiologie der Sinnesorgane nach Helmholtz und E. H. Weber ein und schilderte physiologisch und philosophisch die Organisation des Menschen für die räumliche Erkenntnis. Dazu studierte er bei den Feldmeßübungen seiner Schule nicht nur das Mathematische, sondern auch mit einem nach Helmholtz selbstkonstruierten Telestereoskop die Augen seiner Schüler. Als Präsident des Literarischen Vereins brachte der Mathematiker F. feinsinnige Würdigungen klassischer Dichtungen, brach eine Lanze für Fischart und suchte, lange vor der Sanktion durch die Literaturgeschichte, Fritz Reuter zu popularisieren. Mit Vorliebe stieg er an der Hand der Brüder Grimm hinab ins Märchengold, in die deutsche Heldensage und die germanische Mythologie. Ja, er wagte es 1863, unter dem Pseudonym Dr. H. F. Willer eine kleine Schrift »Mythologie und Naturanschauung« erscheinen zu lassen, als einen Beitrag zur vergleichenden Mythenforschung und zur kulturgeschichtlichen Auffassung der Mythologie, welcher die Goethesche Erziehung des Menschengeschlechts durch die natürliche Welt zu erläutern versuchte. Hatte er doch selbst eine dichterische Ader, die im Familienkreise hohe Gedanken in untadeliger Form austreute.

So und nicht wie ein gewöhnlicher Student sah der Autodidakt aus, der sich unter dem Rektorate des großen Mathematikers F. A. Möbius zur Doktorprüfung in Leipzig meldete. Seine Dissertation enthielt ein wissenschaftliches Programm seines Lebens: »Die Zentralprojektion als geometrische Wissenschaft«. Wie kam er dazu?

Umgebung, Beruf, Bildungsgang wiesen F. auf die angewandte Mathematik, so sehr, daß ihn sein Vorgesetzter sogar für die Technologie zu gewinnen suchte. Er übersetzte 1857 die großen Arbeiten von G. Lamé über die mathematische Elastizitätstheorie und die isothermischen Flächen sowie die von de St. Venant über Biegung und Torsion und interessierte sich für diese Fragen derart, daß er selbst eine Schrift über Biegung, Drehung und Torsion fester prismatischer Körper ausarbeitete. Nur vernichtete er sie wieder im Ärger, als Direktor Hülse dafür kein Lesepublikum in Deutschland kennen wollte — kurz bevor die Arbeiten von Grashoff und Clebsch erschienen! F. wandte sich der Geometrie zu, nachdem er Steiner, Plücker, Möbius und v. Staudt von Grund auf durchgearbeitet hatte, von den Franzosen namentlich Poncelet, Chasles und Lamé. Durch ein französisches Journal wurde er später 1858 auf die englische Analytische Geometrie von G. Salmon aufmerksam und lernte Englisch, um dessen Kurventheorie und im Zusammenhang Cayley und Sylvester studieren

zu können. Von der darstellenden Geometrie kannte er natürlich Monge, Lacroix, Leroy, Cousinery, Bellavitis, Lambert, Schreiber, Gugler. Was er aber von ihren Vertretern selbst sah, wirkte durch Kultur der Routine und der Kniffe meist geradezu abschreckend auf ihn. Auch ging ihm eigentlich die im Zwei- und Dreitafelsystem liegende Überbestimmtheit der Darstellung gegen seine Ästhetik der Mathematik. Nur die Weisbachsche Axonometrie hatte seine lebhafteste Teilnahme gefunden.

So lagen die Dinge, als die Lehrstelle für Steinschnitt, darstellende Geometrie und technisches Zeichnen an seiner Gewerbeschule verwaiste und er aus Mangel an Kandidaten einspringen sollte. Er tat es ungern, allein er fand alsbald, daß da für neue Ideen Raum war, z. B. in der Ausnutzung koinzidierender Projektionen. Es waren wohl seine künstlerischen Neigungen und seine optisch-physiologischen Studien, die sein Interesse der Zentralprojektion zuwandten. Er betrachtete als grundlegend hierfür die gerade 100 Jahre alte Lambertsche freie Perspektive, als interessant aber erst ihre enge Verknüpfung mit den neueren Methoden von Poncelet und Steiner. Damit kam er zu einer rein wissenschaftlichen, geometrischen Auffassung der Perspektive, schrieb 1858 seine Dissertation und veröffentlichte sie 1860 im Chemnitzer Gewerbeschul-Programm.

Die Jahre, in denen F. seine Reformarbeit in der darstellenden Geometrie begann, waren auch für die andere Hälfte seiner Lebensarbeit entscheidend. Denn 1859 schrieb er an Salmon, dessen Analytische Geometrie der Kegelschnitte ihn ebenso begeisterte, wie sie die englische studierende Jugend entzückt hatte. Er bat ihn um die Erlaubnis zu einer freien deutschen Bearbeitung seiner Kegelschnitte und konnte sie schon 1860 erscheinen lassen. Sie brachte es auf 7 Auflagen, jede neue von F. sorgfältig bis auf den neuesten Standpunkt ergänzt, indem er die neuen Abhandlungen entweder selber hineinwob oder wenigstens anführte.

Bevor F. die Vorlesungen Salmons über die linearen Transformationen 1863 herausgab, schrieb er 1862 selbst eine Einführung dazu unter dem Titel: »Die Elemente der neueren Geometrie und die Algebra der binären Formen«. Auch der erste Teil der Analytischen Geometrie des Raumes nach Salmon kam noch 1863 heraus, um später bis zur vierten Auflage zu gedeihen. Dagegen folgte die Analytische Geometrie der höheren ebenen Kurven, die F. zuerst auf diese Fährte gezogen hatte, erst in einer Bearbeitung von 1873.

Die Chemnitzer Zeit von 1859 bis 1864 war von einer fast unbegreiflichen geistigen Produktivität, wenn man zu den vier großen Werken noch 19 synthetisch- und analytisch-geometrische Abhandlungen, hauptsächlich in der Zeitschrift für Mathematik und Physik hinzunimmt. Sie mußte die Augen auf den jungen Gelehrten ziehen. Verbreiteten diese Werke doch im deutschen Sprachgebiet die Kenntnis der neueren geometrischen und algebraischen Methoden, z. B. der Invariantentheorie, und halfen sie doch geradezu die Forschung erziehen, als wahre Fundgruben von tiefen Anregungen. Man kann sich das mathematische Studium eines halben Jahrhunderts schlechterdings nicht mehr ohne sie denken.

Allein im damaligen Sachsen genügten wissenschaftliche Leistungen nicht, sondern es kam auf die approbierte Gesinnung an. Und F.s Gesinnung war verdächtig unabhängig. Er hatte es gewagt, die Amtsentlassung seines Stadtgenossen Zeuner ungerecht zu finden, als sie, trotz dessen Freisprechung, wegen

des Maiaufstandes erfolgte. Die sachlichen und persönlichen Mängel sah er nicht nur, sondern er hatte den verhängnisvollen Mut, zu seiner Überzeugung zu stehen, unbekümmert um die Folgen. Als reiner Idealist glaubte er eben an die alles bezwingende Macht der Wahrheit und an die persönliche Pflicht, zur Wahrheit zu stehen. Zeit seines Lebens stellte er die Sache über die Person und ließ sich durch keine der vielen, gerade dadurch bedingten Enttäuschungen davon abschrecken.

Den Erfolg seiner Riesenarbeit brachte das Jahr 1863 in Gestalt zweier Berufungen. Er konnte als Extraordinarius nach Gießen oder als Ordinarius für höhere Mathematik an die technische Hochschule Prag gehen. Jenes konnte er sich finanziell nicht leisten, dieses komplizierte sich mit der Erledigung des Lehrstuhles für darstellende Geometrie an derselben Hochschule. Da es selbst in dem die darstellende Geometrie reichlich pflegenden Österreich an wissenschaftlichen Kandidaten hierfür fehlte, für die Mathematik aber nicht, übernahm F. die darstellende Geometrie, und zwar in der Absicht, sie zu reformieren. Ein erstes Reformprogramm enthielt die Abhandlung von 1863 »Über das System in der darstellenden Geometrie«, das weitere von 1867 über »Die Methodik der darstellenden Geometrie«. Und wirklich fand der 1864 übersiedelnde Professor für seine neue, wissenschaftlichere Behandlung der in Österreich schon längst geschätzten Disziplin großes Interesse und viel Arbeitswilligkeit, sowohl bei den deutschen wie bei den tschechischen Studierenden. Er hielt auch das erste Privatissimum über projektive Geometrie in Österreich.

Allein die Zeit war kriegerrisch. Der nationale Gegensatz in Böhmen zwang den energischen Mann sofort in seine Kreise und nötigte ihn förmlich, die Führerschaft der deutschen Minderheit im Lehrkörper und ihre Verbindung mit den deutsch-böhmischen Politikern zu übernehmen. Das kostete viel Zeit und Arbeitsruhe, war auch nicht ganz harmlos, wie gelegentlich die Fensterscheiben seiner Wohnung bezeugten. Trotzdem war es eine schöne Zeit freundschaftlichen Verkehrs und wissenschaftlichen Austausches mit Männern wie Durège, Kick, Lieblein, G. Schmid und Winkler. Es kamen die kurzen Kriegswochen des Jahres 1866, die F. mit Bangen und Jubel durchlebte. Denn seine tiefe geschichtliche Einsicht hatten ihn, den geborenen Sachsen, gelehrt, Bismarcks preußisch-deutsche Politik für die allein mögliche und richtige zu halten, lange bevor ihr der Erfolg recht gegeben hatte. So ist F., den sein ausgebildeter Unabhängigkeitssinn zum Republikaner förmlich prädestinierte, sein Leben lang ein ehrlicher Bewunderer des eisernen Kanzlers geblieben, der die geschichtliche Notwendigkeit verstand und realisierte.

Ende August 1866 schrieb der große Vertreter der Ingenieurwissenschaften in Zürich, Culmann, an F., um ihn für den verwaisten Lehrstuhl der darstellenden Geometrie am Eidgenössischen Polytechnikum zu gewinnen. Der Begründer der graphischen Statik brauchte eben gerade den engen Zusammenhang zwischen darstellender Geometrie und Geometrie der Lage, wie ihn F. in Prag ausgebildet hatte. Culmann schrieb die sonst übliche Trennung dieser Disziplinen geradezu der »Verkehrtheit des mathematischen Unterrichts an den Universitäten« zu und war überzeugt, daß an seiner Ingenieurschule in dieser Richtung mehr als an irgendeiner andern Anstalt geleistet werden könnte, wenn der rechte Mann gefunden würde. Und der war F. Er hatte das Zeug dazu und hatte schon in Chemnitz und in Prag sein Pflichtideal aus den Schiller-

schen Votivtafeln bewährt: »Immer strebe zum Ganzen, und kannst du selber kein Ganzes werden, als dienendes Glied schließ' an ein Ganzes dich an!« Er wünschte sich nichts Besseres, als für »angewandte« Mathematik, jedoch wissenschaftlich zu arbeiten, und er kannte ihre Bedürfnisse wie wenige. Im Winter 1866/67 tauchte der mächtige Kahlkopf des Präsidenten des schweizerischen Schulrates, Kappeler, in F.s Prager Kolleg auf und eröffnete die Berufungsverhandlungen. Sie zogen sich dennoch lange hin, weil sie sich hauptsächlich darum drehten, wie der Vorlesung und namentlich den Konstruktionsübungen der darstellenden Geometrie in Zürich, trotz der kurzen Studiendauer, ausreichende Zeit zu sichern wäre. Sobald F. in diesem Punkte das nach seiner Überzeugung nötige Minimum gesichert glaubte, konnte ihn keine Einbuße an Gehalt und verlockenden Staatsdienstaussichten davon abhalten, sich für die Verwirklichung seines wissenschaftlichen Arbeits- und Lehrideals zu entscheiden. Von Einfluß war namentlich die damit verbundene Wirksamkeit an der Abteilung für Fachlehrer mathematisch-physikalischer Richtung der schweizerischen Mittelschule, ferner lockte seinen Unabhängigkeitssinn die politische Freiheit des Landes, seinen künstlerischen Sinn die schöne Lage der Stadt.

So siedelte in der herbstlichen Cholerazeit von 1867 die Familie nach Zürich über, um hier festzuwurzeln. Seinen Hausstand hatte der junge Gelehrte 1860 gegründet. Seine Zeichnungen und seine geistvolle Vielseitigkeit hatten ihn in das feinsinnige Haus des Fabrikanten Ernst Iselin Clauß in Chemnitz eingeführt. Die Pflgetochter dieses väterlichen Gönners, Lina Elise Springer von Neukirchen, reichte ihm ihre Hand und teilte fortan 52 Jahre lang Freud und Leid mit ihm. Sie schenkte ihm sieben Kinder, von denen zwei ihm im Tode weit vorausgingen. Als treubesorgtes Familienhaupt zeigte er eine wohlmeinende Strenge, die nur der Ausdruck seines tiefempfundenen Pflichtgefühls, der Verantwortlichkeit gegenüber den Seinen war. Wieviel Liebe hinter seinem gewöhnlichen Ernst stand, das brach von Zeit zu Zeit durch und zeigte sich erschütternd in der verzehrenden Sorge um seine Frau und um diejenigen seiner Kinder, die gerade Sorge machten. Bei dem zweiten Sohne Karl zeigte sich noch in Prag ein Hüftgelenkleiden, das in Zürich zu schweren Operationen und jahrelangem Krankenlager führte. Während des ganzen Winters 1869/70 konnten den Vater nur Amtspflichten vom Bette des Kleinen entfernen. Der heranwachsende Knabe wurde die Sonne des Hauses durch sein Gemüt und seine poetische Gabe. Er studierte Zoologie und habilitierte sich dafür. Der Tod des erst Dreißigjährigen fügte 1894 dem alternden Vater einen Schmerz zu, den er nie mehr verwand. Aber auch seine gute Frau befiel ein Nervenleiden infolge derselben Sorgen, das 1878 eine schwere Form annahm. Nun umgab sie der treue Gatte ein volles Menschenalter hindurch mit rührender und unermüdlicher Fürsorge. Die Welt merkte nichts davon, da er sich mehr und mehr von allem zurückzog, was nicht zu seinem Amte gehörte. Nimmt man dazu bittere Erfahrungen mit seinen Geschwistern, so muß man voller Ehrfurcht staunen, was dieser Mann der Wissenschaft und der Arbeit ohne Klagen getragen hat.

Sein unfehlbares Heilmittel gegen Kummer und Ärger fand F. stets in der Arbeit! So war es ihm gerade recht, daß die Zürcher Studierenden alsbald wünschten, für die neue Auffassung der darstellenden Geometrie nicht aus-

schließlich auf das gesprochene Wort der Vorlesungen angewiesen zu sein. F. schrieb am Krankenbett seines Sohnes, sozusagen in einem Zuge, im Winter 1869/70 das Werk: »Die darstellende Geometrie. Ein Grundriß für Vorlesungen und zum Selbststudium« und sandte es im Sommer an den Verleger Teubner. Es konnte infolge des großen Krieges erst im Frühling 1871 erscheinen. Die »Methodenlehre« des Buches stellt die Zentralprojektion an die Spitze und arbeitet in der Hauptsache mit der kollinearen Verwandtschaft in Ebene und Raum, und zwar so intensiv, daß alle projektiven Kegelschnittkonstruktionen durch Involutionen mit reellen und mit imaginären Doppelementen praktisch durchgeführt werden. Dieser Standpunkt macht einerseits die darstellende Geometrie methodisch einheitlich und geistig anregend und übersetzt andererseits die neuere Geometrie aus der abstrakten Sphäre in die konkrete zeichnerische Praxis. F. will den Techniker nicht lehren, mit den üblichen technischen Beispielen fertig zu werden, sondern will seine wissenschaftliche Raumanschauung jedem technischen Problem gewachsen machen. So geht er auch in dem zweiten Teil, der konstruktiven Theorie der krummen Linien und Flächen weit mehr im Sinne der reinen Geometrie vor als Monge, bringt neue Untersuchungen der Schrauben-Developpablen, der Axenkonstruktion von Flächen zweiten Grades usw.

Doch machte F. die neuere oder synthetische Geometrie nicht nur konstruktiv, sondern auch rechnerisch handlich. Er suchte gerade für die von 1868 bis 1881 von ihm geleitete Fachlehrerabteilung seiner Hochschule einen Weg, geometrische Konstruktionen angemessen zu rechnen, da ihn weder die übliche Analytische Geometrie der Cartesischen Koordinaten noch die rein formelle Homogenmachung der Gleichungen nach Clebsch und Hesse schon bot. Es ist dies die mathematisch wichtige Erfindung der projektiven Koordinaten, definiert als Doppelverhältnisse mit festen Fundamental- und Einheits-elementen. F. trug die Ausführung dieses Gedankens in einer Spezialvorlesung 1869 vor, veröffentlichte sie 1870 als erste einer langen Reihe von geometrischen Mitteilungen in der Vierteljahrsschrift der Naturforschenden Gesellschaft in Zürich und nahm sie als Schlußabschnitt in sein Werk über darstellende Geometrie auf, weil sie die synthetischen Konstruktionen nachrechenbar machte.

Das Buch wurde schon 1874 ins Italienische übersetzt und erhielt 1875 in seiner zweiten Auflage den bezeichnenderen Titel: »Die darstellende Geometrie in organischer Verbindung mit der Geometrie der Lage«. Durch unermüdliche Ausgestaltung und verschwenderische Einfügung von anregenden Einzelheiten und Anwendungen wuchs der »Grundriß« mit der dritten Auflage zu einem dreibändigen Werke von größter Reichhaltigkeit im Gebiete der modernen Geometrie heran. Jedenfalls hat das Werk F.s die darstellende Geometrie derart reformiert, daß sie aus der Sphäre einer bloßen Hilfswissenschaft in den Rang einer selbständigen, konstruierenden Raumwissenschaft erhoben wurde, eben durch ihre Verbindung mit den modernen projektiven Methoden. Durch seine Lebensarbeit hat sich die projektive Geometrie ihren Platz innerhalb der darstellenden Geometrie der Technischen Hochschule und die darstellende Geometrie ihren Platz neben den alten Zweigen der Universitätsmathematik errungen.

Für die Zähigkeit, mit der er einen schöpferischen Gedanken in seine letzten Konsequenzen verfolgte, ist seine originelle Erfindung der zyklographischen

Methode charakteristisch. Schon in seiner Dissertation wird der als Projektionszentrum dienende Raumpunkt durch den Distanzkreis dargestellt und nach Bedarf durch einen andern ersetzt. Daß dies eine neue Abbildungsmethode zwischen den Punkten des Raumes und den Kreisen der Ebene sei, hatte er dann 1866 in Prag gelegentlich verwertet, nämlich für das Apollonische Problem vor einer Gruppe vorzüglicher Hörer, unter denen der spätere Professor Pelz war. Die Fruchtbarkeit dieser Abbildung für die Geometrie der Kreissysteme überhaupt erkannte er beim Wiederlesen der Steinerschen Abhandlung »Einige geometrische Betrachtungen« und gewann die Überzeugung, daß sie für den genialen Berner Geometer der Leitfaden gewesen sein müsse für dessen 1826 angekündigte, jedoch nie erschienene Abhandlung »Über das Schneiden der Kreise in der Ebene und auf der Kugelfläche und das Schneiden der Kugeln im Raum«. F. streckte noch 1879 einen Fühler aus in der vierten seiner Zürcher geometrischen Mitteilungen, mit der Frage: »Neue elementare Projektionsmethoden?« Erst dann entschloß er sich zur Ausarbeitung seiner »Zyklographie oder Konstruktionen der Aufgaben über Kreise und Kugeln und elementare Geometrie der Kreis- und Kugelsysteme«, die im Sommer 1881 fertig war und 1882 erschien. Jenes vermißte Steinersche Manuskript wurde schließlich 1893 in Bern wiedergefunden, enthielt jedoch keine Spur von der zyklographischen Idee.

Die Berliner Akademie der Wissenschaften, welche die Werke Steiners neu herausgab, krönte die Arbeit F.s am Leibniztage 1884 mit dem Steinerpreise, der Mathematikern zuerkannt wird, welche »sich durch Arbeiten von bleibendem Wert um die Förderung der Geometrie verdient gemacht haben«. Nach dem Briefe des Sekretärs der Akademie, Prof. Weierstraß, würdigte »die Akademie in vollem Maße das Verdienst, das Sie sich durch Ihre den Bedürfnissen unserer studierenden Jugend angepaßte Bearbeitung der Salmonschen Lehrbücher um die Verbreitung gründlichen mathematischen Wissens in unserem Vaterlande erworben haben, sowie sie auch Ihre Leistungen auf dem Gebiete der darstellenden Geometrie gebührend schätzt. — Vorzugsweise ist es aber Ihre Zyklographie, in der sie ein Werk erkennt, das mit dem Steinerschen Preise gekrönt zu werden vollen Anspruch hat«.

Überall schürfte F. in die Tiefe. Die Einsicht in die fundamentale Bedeutung des Nullsystems der Geometrie der Lage für die Statik hatte ihn zu dem verständnisvollsten Helfer in der Vorbereitung der Studierenden für die graphische Statik Culmanns gemacht. Ebenso rasch und klar erkannte er, dank seiner genauen Kenntnis der englischen mathematischen Literatur, wie das Nullsystem auch eine neue geometrische Fundamentierung der andern Teile der Mechanik ermöglichte, nämlich der Kinematik und der Dynamik. In den Abhandlungen des Dubliner Astronomen Ball sah er sie sechs Jahre lang wachsen und konnte sie, kaum daß das abschließende Werk Balls über die Schraubentheorie erschienen war, beim deutschen mathematischen Publikum knapp und treffend einführen durch seine Abhandlung über Geometrie und Geomechanik. Sein Scharfsinn sah eben überall alsbald das Wesentliche und seine Gestaltungskraft fand sofort die lebendige Form dafür. Das hatte sich übrigens schon seit den Chemnitzer Jahren in vielen gehaltvollen Bücherbesprechungen aus allen möglichen wissenschaftlichen Gebieten erwiesen.

Doch kehren wir zum Beginn seiner 80 Semester Lehrtätigkeit an der Zürcher Hochschule zurück. Sie brachte zunächst Enttäuschungen, weil die Studierenden an bescheidene Hausaufgaben statt an intensive Konstruktionsübungen gewöhnt waren und sich nicht leicht aus einem gemütlichen in einen straffen Gang der Vorlesung hineinfanden. F. war ein Dozent von großer Lehrgabe. Er sprach ebenso klar und fließend, wie er klar und elegant mit dem Stift oder mit der Kreide zeichnete. Dabei war er unerschöpflich in immer neuen und originellen Wendungen, um die entwickelten Gedanken von allen Seiten zu beleuchten. Allein seine Vorlesungen hatten Zug, verlangten gespannte Aufmerksamkeit und eigene geistige Mitarbeit. In den Konstruktionssälen war er stets selbst anwesend, außer den Assistenten, um auf Fragen einzugehen und zu helfen. Nur suchte er die Frager durch eigene Fragen zu nötigen, den richtigen Weg selbst zu finden, was nicht jedem bequem war. Wer jedoch mit ordentlicher Vorbereitung und ehrlichem Arbeitswillen kam, fand in F. nicht nur einen ganz ausgezeichneten Lehrer und Gelehrten, sondern namentlich einen Mann, der bereit war, jedem Studierenden auf seinem Zimmer und auf Spaziergängen eine Menge Zeit zu opfern, sobald er nur wirkliches Interesse und redliches Bemühen bei ihm sah. Hunderte von Mathematikern, die auf Hoch- oder Mittelschulen lehren, Hunderte von Ingenieuren, die über die engste Fachbeschränkung hinaus denken, wissen ihm hierfür Dank. Er erfüllte mit der äußersten Gewissenhaftigkeit und ohne die geringste Schonung für sich seine Pflicht, erwartete aber auch von allen andern den guten Willen, ihre Pflicht zu tun. Dies mußte auf dem demokratischen Zürcher Boden zu Konflikten führen, weil seine norddeutsche Denkweise sich der landesüblichen Kompromißpolitik nicht anzupassen vermochte.

So ist es eine merkwürdige Ironie des Schicksals, daß sich gegen F. bald die Agitation richtete, welche die Gesellschaft ehemaliger Polytechniker für »Studienfreiheit« anhob. Die Zürcher Hochschule hatte ihr Vorbild bekanntlich in der Pariser *Ecole polytechnique* und hatte von dort her auch das System der Studienüberwachung übernommen, auf welches die schweizerischen Schulbehörden geradezu schwuren. Dem ausgeprägten Unabhängigkeitssinn F.s war es von Anfang an unfaßbar, wie sich eine solche Bevormundung mit wirklichem Studieren vertrage. Er vertrat auch diese Überzeugung mit der ihm eigenen Lebhaftigkeit gegenüber der Behörde, weil er auf seine guten Erfahrungen mit der Prager Studienfreiheit verweisen konnte. Gerade weil er die Repetitorien als zu schulmäßig verabscheute, verlangte er genügende Zeit im Konstruktionssaal für Konkursübungen. Allein die Behörde ließ sich schon nach wenigen Jahren von den Fachschulen dazu drängen, die Zahl der Konstruktionsstunden zu vermindern und die Mehrarbeit den Studierenden wieder als Hausarbeit aufzuerlegen. Erst durch den so erzwungenen Wegfall der Konkursübungen ließ sich F. zu Repetitorien nötigen, hielt sie dann aber regelmäßig ab, um sich ein zuverlässiges Urteil zu bilden. Mußte er diese Kontrolle nun einmal als eine wohl oder übel zu erfüllende Pflicht betrachten, so konnte er sich nicht dazu verstehen, sich wie viele seiner Kollegen um unbequeme Reglementsbestimmungen einfach nicht zu kümmern. So kam es, daß 1878 die Studenten unter einem an den Haaren herbeigezogenen Vorwand gegen F. demonstrierten, um dadurch Studienfreiheit zu erkämpfen. Warum sollten sie denn nicht gerade bei dem Professor anfangen, der als Vorstand die Fach-

lehrerabteilung — die einzige, wo dies möglich war — seit 1872 auf der Grundlage der Freiwilligkeit von 3 auf 4 Jahre ausgebaut und mit wirklicher Studienfreiheit in den oberen Kursen ausgestattet hatte? Wenn er doch unbequem war!

F. hätte ja den Zürcher Staub leicht von den Füßen schütteln können, da der glänzende Dozent und hochangesehene Gelehrte innerhalb 5 Jahren nicht weniger als 4 ehrenvolle Berufungen nach Wien (zweimal), Darmstadt und Dresden erhielt. Er lehnte sie in aller Stille ab und der schweizerische Schulrat anerkannte den Wert, welchen er auf diese Zierde seiner Hochschule legte, durch Verdoppelung des Gehalts und Überweisung der Zulagen an den Fonds für Erhaltung ausgezeichneten Lehrkräfte. Schon 1875 hatte er sich um seiner Familie willen endgültig entschieden, in dem ihm so lieben Zürich zu bleiben und festzuwurzeln. Die Stadt hatte ihm da zugleich mit Scherr und Kinkel ihr Bürgerrecht geschenkt, um seiner Verdienste um die Hochschule willen. Er hielt dafür, daß seine Lebenszeit infolge des Übermaßes von Arbeit und Sorge eng begrenzt sei, und sah es als seine Pflicht an, seine Kinder in der ihnen wohlthuenden Lebensluft zu belassen. Freilich hatte sich der Kreis der Züricher Freunde schon stark gelichtet, denn die alten Landsleute Semper, Zeuner, Böhmert, H. Weber waren in die alte Heimat zurückgekehrt oder wie Freund J. J. Müller gestorben.

Mit dem Tode Culmanns 1881 begann auch in der Zürcher Ingenieurschule ein anderer Geist zu wehen, so sehr man zunächst die Culmannsche Tradition rühmte. Das Verständnis des Nullsystems und des Polarsystems mit imaginärer Direktrix wurde nicht mehr gefordert, sondern durch empirische Verwendung solcher Begriffe ersetzt. So wurde 1893 die Vorlesung über Geometrie der Lage für die Ingenieure überflüssig, und die darstellende Geometrie konnte sich auch in Zürich wieder auf den elementarereren Boden der übrigen technischen Hochschulen stellen. Dafür las F. seine feineren Entwicklungen in Spezialvorlesungen mit um so größerer Freiheit und unverminderter Begeisterung. Im übrigen aber zog er sich auf die einsame Arbeit in der Studierstube und den brieflichen Verkehr mit einem erlesenen Kreise hervorragender Mathematiker zurück. Sein wissenschaftlicher Briefwechsel verband ihn mit Möbius, Plücker, Hesse, Aronhold, Clebsch, Kronecker, Enneper, Schell, Wiener, Schröter; Salmon, Cayley, Sylvester; Brioschi, Beltrami, Cremona. Seine Bibliothek barg einen kostbaren Schatz von einigen tausend mathematischen Abhandlungen, die die Lebensarbeit vieler in großer Vollständigkeit darstellen. Seit 1889 war er Mitglied der leopoldinisch-carolinischen Akademie der Naturwissenschaften in Halle und seit 1906 korrespondierendes Mitglied der bayerischen Akademie der Wissenschaften, auch Ehrendoktor der technischen Wissenschaften der Technischen Hochschule Wien. Sonst war er kein Mann der Vereine und Kongresse.

Nur gerade vom Verkehr mit der studierenden Jugend konnte er sich schwer losreißen, weil er sie liebte und sich bis ins hohe Alter mit ihr jung fühlte. Er war ebenso sehr Lehrer als Gelehrter und hat auf die Art, wie die darstellende Geometrie an Hoch- und Mittelschulen gelehrt wird, durch seine zahlreichen Schüler den nachhaltigsten Einfluß gewonnen. Er hielt, solange es seine Kraft erlaubte, an seinem Lehramt fest und trat erst 1907 in den längst verdienten Ruhestand. Er konnte ihn nicht lange in seinem stillen Hause an der Klosbachstraße genießen, denn schon nach wenigen Jahren fühlte er selbst, daß nunmehr

seine gewaltige Arbeitskraft verbraucht war. Er wollte nur noch Ruhe haben und konnte sich förmlich darüber aufregen, daß die Welt noch durch die Zeitungen von ihm hörte, bei seinem goldenen Doktorjubiläum 1909 und seiner goldenen Hochzeit 1910. Traulich wandelte das gebückte greise Ehepaar durch die bequemen Wege am Zürichberg, wohlighieß es sich daheim von der unermüdlichen Sorgfalt der jüngsten Tochter umgeben. Eine kurze Krankheit nahm ihn schmerzlos und sanft hinweg.

Mit F. ist ein selbstgemachter Mann vom reinsten Idealismus dahingegangen, ein scharfer Denker mit ungewöhnlicher Mitteilungsgabe. Er war ein Mann aus einem Gusse, hatte nichts Zwiespältiges und Schwankendes in seinem Wesen. Auf seiner hohen Stirn lag eine anziehende und bewunderungswürdige Abgeklärtheit. Um die feinen Lippen war ruhige Bestimmtheit ausgeprägt. Er war überall derselbe, leidenschaftslos prüfende, das Wahre um der Wahrheit willen suchende Geist. Allein nichts stellte dieser Mann der trockensten Wissenschaft höher als die sittlichen Forderungen des Lebens. Stets war er mit dem Herzen, nicht nur mit dem Verstande dabei. So war er eine tief religiöse Natur, die den Glaubensfragen ebenso ernstlich auf den Grund zu kommen trachtete wie den wissenschaftlichen. Er studierte darum in jüngeren Jahren alle Schriften von Strauß, aber in gereiften Jahren die theologischen Werke seines Freundes Salmon, namentlich dessen historische Einführung in das Studium des Neuen Testaments, das von den Engländern mit Stolz als die entscheidende kritische Zurückweisung der Übergriffe deutscher und holländischer Bibelkritik angesehen wird.

So ist das lange Leben F.s ein Leben rastloser, aber stiller und prunkloser Arbeit gewesen, ehrlicher Arbeit an sich selbst, erfolgreicher Arbeit für die studierende Jugend, scharfsinniger Arbeit von bleibendem Werte für die geometrische Wissenschaft in ihrem weitesten Umfang. Sie hat ihm einen vorbildlichen Platz in der Geschichte nicht nur der Technischen Hochschule Zürich, sondern in der Geschichte der Geometrie gesichert.

Biographisches: Wilhelm Fiedler. Meine Mitarbeit an der Reform der darstellenden Geometrie in neuerer Zeit. Jahresbericht der deutschen Mathematiker-Vereinigung 1905. — B.: Prof. Dr. Wilhelm Fiedler, zum Rücktritt von seinem Lehramt. Schweiz. Lehrerzeitung 1907. — M. G.: † Prof. Dr. Wilhelm Fiedler. Schweiz. Bauzeitung 30. XI. 1912. Auch: Verhandlungen der Schweiz. Naturforschenden Gesellschaft. Frauenfeld 1913. — Prof. Dr. Wilhelm Fiedler. Zürcher Wochenchronik 30. XI. 1912. — E.: Prof. Dr. Wilhelm Fiedler. Neue Zürcher Zeitung 14. XII. 1912. — A. Voß in München: Wilhelm Fiedler. Jahresbericht der Deutschen Mathematiker-Vereinigung 1913; auch Jahrbuch der K. Bayrischen Akademie der Wissenschaften 1913.

Dr. Ernst Fiedler.

Strasburger, Eduard, Botaniker, * 1844 in Warschau, † 19. Mai 1912 in Poppelsdorf. — Ältester Sohn des Kaufmanns Eduard Gottlieb Strasburger und seiner Frau Anna Karoline geb. v. Schütz. Die Vorfahren beider Eltern waren seinerzeit mit den sächsischen Königen nach Polen gegangen. Drei seiner

*) Die biographischen Mitteilungen verdanke ich teils dem Sohne Herrn Prof. Dr. Julius Strasburger in Breslau, dem ich hierfür besten Dank sage, teils dem Briefe Strasburgers, den Chamberlain in der Bot. Gaz. veröffentlichte, schließlich auch eigenen Erinnerungen. Vervollständigt sind sie nach den bereits früher erschienenen Nekrologen, soweit sie genauere Daten gaben.

vier Brüder und eine Schwester überlebten ihn, und seine Mutter, die ihn noch 1909 in Bonn besuchen konnte, starb erst ein Jahr vor ihm selber. Nach Absolvierung des Gymnasiums seiner Vaterstadt studierte St. 1862—64 in Paris an der Sorbonne, dann ging er nach Bonn, wo damals Herrmann Schacht wirkte. Die große manuelle Geschicklichkeit, die vor der allgemeinen Anwendung des Mikrotoms eine wesentliche Vorbedingung für erfolgreiches Arbeiten war, hat St. von Schacht mitgenommen. Gleichzeitig übten die glänzenden Vorlesungen von Julius Sachs, der an der Landwirtschaftlichen Akademie Poppelsdorf lehrte, einen mächtigen Einfluß auf seinen empfänglichen Geist aus. Nach Schachts plötzlichem Tode ging St. nach Jena, wo er an dem 10 Jahre älteren N. Pringsheim, der ihn in Bonn gesehen und aufgefordert hatte, sein Assistent zu werden, nach und nach einen Freund gewann. Pringsheims kritischer Geist dürfte wesentlich auf seine Entwicklung eingewirkt haben und bildete ein wohl-tätiges Gegengewicht gegenüber der starken Beeinflussung durch Ernst Haeckel, der St. für die Darwinschen Ideen enthusiastierte. Zum Doktor 1866 promoviert, war St. also im wesentlichen an deutschen Hochschulen zum Botaniker herangebildet. Er kehrte 1868 nach Rußland zurück und habilitierte sich an der Warschauer Universität. Doch ward er bereits 1869, als Pringsheim vom Lehramt zurücktrat und sich als Akademiker in Berlin niederließ, vor allem durch Haeckels Einfluß nach Jena berufen, zunächst als außerordentlicher Professor und Direktor des Botanischen Institutes. 1871 bereits ward er zum Ordinarius befördert. So hatte St. den großen Vorzug, schon mit 25 Jahren eine selbständige Stellung zu gewinnen.

In Jena verheiratete er sich mit Alexandrine Wertheim aus Warschau, einer feinsinnigen, besonders musikalisch hochbegabten Frau, die ihm in seiner Arbeit mancherlei wichtige Hilfe geleistet hat und mit ihrem musikalischen Talent einen angeregten geselligen Kreis zu versammeln wußte. Sie schenkte ihm noch in Jena eine Tochter und einen Sohn.

1880 folgte St. einem Rufe nach Bonn, als Nachfolger Hannsteins, und hier, wo er sich im Kreise der vorgenannten bedeutenden Kollegen wohlfühlte, blieb er lieber, als daß er einem verlockenden Anerbieten, nach München zu kommen, gefolgt wäre.

Ende der neunziger Jahre verfiel seine Frau in schwere unheilbare Krankheit, wodurch St. zeitweise auf das tiefste deprimiert und auch körperlich mitgenommen ward. Erst als sie 1902 ihrem Leiden erlegen war, trat nach und nach eine Beruhigung ein, und St. warf sich mit verdoppeltem Eifer auf seine Arbeiten. Das letzte Jahrzehnt ward ihm durch die Familie seines am Orte verheirateten Sohnes verschönert, dessen Kinder mit großer Liebe an dem Großvater hingen.

In den Osterferien und den großen Ferien suchte St. auf Reisen Erholung und sammelte neue Kräfte für das anstrengende Semester. Denn St. ist einer der wenigen, denen es möglich war, seine enorme wissenschaftliche Arbeit und seine zahlreichen Publikationen im Laufe des Semesters zu leisten, ohne die Ferien — wenigstens in den letzten 15 Jahren — dazu zu Hilfe zu nehmen. Er kannte fast alle Länder Europas aus eigener Anschauung und kehrte vor allem stets wieder gern an die geliebte Riviera zurück. Weitere Reisen unternahm er nach Algier und Ägypten; eine geplante Fahrt nach Buitenzorg kam nicht zustande, da jede, auch kurze Seereise seine Kräfte und Nerven übermäßig anzu-

strengen pflegte. Das sind im wesentlichen die äußeren Umrisse eines durch wissenschaftliche Arbeit vollauf ausgefüllten Lebens.

St.s Persönlichkeit übte auf alle, die ihm näher traten, einen besonderen Zauber aus. Er konnte der liebenswürdigste Gesellschafter sein, der je nachdem bald mit feinsinnigen, witzigen Causerien, bald mit Erzählungen eigener Erlebnisse oder mit Erörterung ernsterer Fragen und wissenschaftlicher Gegenstände eine ganze Gesellschaft zu unterhalten wußte. Nach dem Tode seiner Frau lebte er sehr zurückgezogen und verkehrte nur bei den engeren Freunden des Hauses und seinen jüngeren Fachgenossen. Lebhaften Anteil nahm er aber stets an dem monatlichen wissenschaftlichen Kränzchen, an dem ich mehrere Male in seinem Hause teilnehmen durfte. Hier behandelte er Gegenstände, die er gerade bearbeitete, in einer auch für die Kollegen anderer Fächer verständlichen Art und stets formvollendeter, anregender Weise. Bei dem nachfolgenden Abendessen pflegte sich das Gespräch um den Inhalt des Vortrages zu drehen, wobei St. auf das liebenswürdigste alles etwa unverstanden Gebliebene weiter auseinandersetzte.

Eine große Gewandtheit im persönlichen Verkehr und in der Behandlung verschiedenartiger Charaktere ließ ihn bei Verhandlungen meist zu dem gewünschten Ziele gelangen, und er äußerte mir mehrfach, wenn er nicht Botaniker geworden, so hätte er sich wohl getraut, auch als Diplomat Tüchtiges zu leisten. So suchte man in schwierigen Fragen gern seinen Rat, und ein Dank für seine versöhnende Vermittlung in den oft schwierigen Verhältnissen der Fakultät wurde ihm vom Dekan ins Grab mitgegeben.

St.s Tätigkeit als Lehrer war sehr vielseitig. Seine Vorlesungen waren nach Form und Inhalt gleichmäßig bedeutend, besonders auch ihrer geistreichen Einleitungen wegen, die die Beziehungen der Botanik nach allen Seiten hin ins rechte Licht stellten, berühmt; und die öffentliche Gratisvorlesung, die er im Wintersemester über allgemeinere biologische Probleme abzuhalten pflegte, versagte niemals ihre in der Studentenschaft wie im größeren Publikum Bonns bekannte Anziehungskraft. Für Anfänger und nicht besonders Interessierte dürften seine Vorlesungen oft zu hohe Voraussetzungen gemacht haben.

Das Anfänger-Praktikum, das ihn sehr anstrengte, ohne ihn zu befriedigen, hatte er auf ein Semester eingeschränkt, was den Bedürfnissen nicht genügte. Doch erschien es ihm für die Wissenschaft wichtiger, daß er seine Arbeiten weiter fördern konnte, als daß er sich im Kleinkram des Institutsbetriebes verbrauchte; eine für einen überragenden Geist verständliche Ansicht, der ein wesentlicher Anteil an der ungewöhnlichen Fülle seiner Publikationen beizumessen ist.

Für Fortgeschrittene, besonders für ausgebildete Botaniker, war er ein ausgezeichnete Lehrer, der bei einem täglichen, meist kurz vor der Vorlesung stattfindenden Rundgang mit wenig Worten den rechten Weg zu weisen verstand, oder aber auch bei schwierigeren Fragen viele Zeit auf das Studium von Präparaten seiner Schüler verwenden konnte. So war es kein Zufall, daß er fast immer eine große Zahl von Ausländern aus aller Herren Ländern, besonders von Amerikanern, Engländern und Japanern, in seinem Tagespraktikum sah. Fast alle jüngeren amerikanischen Dozenten nennen sich St.s Schüler, wie ich bei Gelegenheit der Vorbereitung einer für den 70. Geburtstag bestimmten Festschrift ersehen konnte.

Der Eifer, mit dem er einmal angefangenen Arbeiten nachging, ward nur

noch von der Schnelligkeit, mit der er sie zu vollenden wußte, übertroffen. Er hatte einen sicheren Blick für die Fragen, wo Erfolge winkten, so daß er selten fehlgriff. Die ganze neue Wissenschaft der Zytologie sieht in St. ihren Schöpfer und auf botanischer Seite ihren andauernd bedeutendsten Förderer. Daß seine Arbeiten über die feinsten Kerndetails sich oft widersprachen, lag teils an dieser ungestümen Arbeitsweise, teils an der ungeheuren Schwierigkeit der stets neu auftretenden Probleme, deren man erst nach und nach Herr zu werden gelernt hat — wesentlich mit durch St.s Arbeit und Überlegung. Ebenso war durch dieses Arbeitsungestüm veranlaßt, daß er mit einigen Fachgenossen in erregtere Auseinandersetzungen kam, die aber von seiner Seite niemals der Würde seiner Wissenschaft zu nahe traten. Vor allem, und das soll ihm stets unvergessen bleiben, scheute er sich niemals, einen begangenen Irrtum offen zuzugeben, sobald er sich von der Richtigkeit der gegenüberstehenden Beobachtung hatte überzeugen können. Vielleicht dienten ihm nebenbei auch eigene Erlebnisse aus dem Beginn seiner wissenschaftlichen Laufbahn, von denen er mehrfach erzählte, als warnende Lehre. So hatte er sich tief in sein Gedächtnis eingepreßt, wie er von dem von ihm hochverehrten, in seinen letzten Lebensjahren jedoch überaus reizbaren Hofmeister, dem er mehrere Irrtümer nachgewiesen, gelegentlich einer wissenschaftlichen Versammlung (Innsbrucker Naturforschertag 1869?) derart behandelt und förmlich boykottiert worden sei, daß er die Versammlung verlassen mußte.

Wenn St. allerdings als älterer, verdienter Fachgenosse von jüngeren in unangemessener Weise und dabei zu Unrecht angegriffen wurde, konnte ihn seine Ruhe wohl zeitweise verlassen. Doch dachte er viel zu vornehm, auf dergleichen anders zu erwidern, als es völlig zu ignorieren.

Suchen wir nun im folgenden festzustellen, was die wissenschaftliche Botanik Eduard Strasburger verdankt, so müssen wir uns große Beschränkung auferlegen, denn es gibt kaum ein Gebiet, das ihm nicht mehr oder minder zu Dank verpflichtet wäre. Vollständig sein, hieße eine Geschichte der Botanik von 1867—1912 schreiben, da St.s Arbeiten überall in die gerade aktuellen Fragen eingreifen und stets im Zusammenhange mit ihnen eine umfangreiche Literatur zu bewältigen wäre.

In der ersten Zeit in Warschau und Jena arbeitete St. an der Lösung entwicklungsgeschichtlicher Fragen. Über die Befruchtung der Farne, der Lebermoose und der Koniferen liegen mehrere Arbeiten vor, die durchweg eine wesentlichere Ergänzung der Hofmeisterschen Untersuchungen bringen, der bis dahin fast allein dieses Gebiet bearbeitet, und bei dem umfassenden Charakter seines Hauptwerkes im einzelnen doch vieles übersehen und auch wohl unrichtig dargestellt hatte. So konnte St. die genauere Entwicklung von Antheridien und Archegonien, deren Öffnung und Befruchtung bei Farnprothallien und Lebermoosen beobachten. Er stellte auch die Anziehungskraft des bei Öffnung der Archegonien ausgestoßenen Schleimes fest, ohne freilich die chemischen Anziehungskörper ausfindig zu machen, was Pfeffer vorbehalten blieb. Sehr wichtig war die Korrektur von Hofmeisters Auffassung der Koniferen-Samenanlage, wo St. die Embryosackbildung mit den Archegonien am Scheitel und ihre Homologie mit dem Verhalten der Farnprothallien richtig erkannte. Ein wesentliches Hilfsmittel war ihm hier die meines Wissens vor ihm nicht angewandte Härtung der Objekte in Alkohol.

Diesen Vorarbeiten folgte alsbald die gründliche Untersuchung der Koniferen und Gnetazeen. War hier zunächst nur eine vergleichende Darstellung der Blütenentwicklung beabsichtigt gewesen, um mit dem neu gewonnenen Rüstzeug, das die Deszendenztheorie für Ermittlung der natürlichen Verwandtschaft lieferte, die alte Frage nach dem morphologischen Wert der Gymnospermenblüten zu lösen, so wuchs die Arbeit unter der Hand und erstreckte sich schließlich auf alle vegetativen Teile der beiden Familien, soweit ihm das Material zugänglich war. Das bleibende Resultat dieser eingehenden Untersuchung ist die Klarlegung der genauen Entwicklungsgeschichte der Blüten und Samenanlagen, der Embryosäcke, ihrer Befruchtung und der Embryonen für die ganzen Koniferen und in wesentlichen Teilen auch die Gnetazeen. Die Auffassung der Koniferenzapfen als Infloreszenzen, die er mit anderen Fachgenossen teilte, vermochte freilich nicht allgemein durchzudringen. Ebenso mußte St. eine hier vertretene Auffassung: die Gymnospermen-Samenanlagen als Fruchtknoten denen der Angiospermen an die Seite zu setzen, später selbst wieder fallen lassen, während er sie vorerst noch in einem besonderen Aufsätze Eichler gegenüber verteidigt hatte.

Die Arbeit über *Azolla* schließt sich der Zeit nach zunächst hier an. St. lieferte, wie es scheint, auf relativ geringfügiges Material gestützt, eine sehr vollständige Beschreibung des vegetativen Baues wie der Fortpflanzungsorgane dieser damals erst langsam mehr bekannt werdenden heterosporen Farngattung. Seine Resultate sind noch heute die Grundlage unserer Kenntnisse, auf die weitere Beobachter stets wieder zurückgehen müssen.

Die Untersuchungen der Gymnospermenentwicklung wieder aufzunehmen, ward St. einmal durch neues Material (an Gnetazeen besonders) veranlaßt, dann aber drängte es ihn, zu den neu erschienenen Untersuchungen von Vesque und Warming über Samenanlagen und Embryosackentwicklung von Angiospermenpflanzen Stellung zu nehmen. Als Ergebnis erschien das Buch »Angiospermen und Gymnospermen«. Diese Arbeit bringt als Folge eigener Untersuchungen eine Kritik ungenauer resp. direkt unrichtiger Angaben von Vesque und einen Anschluß an den von Warming formulierten Satz: »Die Anthere verhält sich zum Nucellus wie das Mikrosporangium zum Makrosporangium.« St. modifizierte den Satz etwas und sagt, minder glücklich, wie mir scheint: »Wenn also das Eichen einem freien Sporangium des Gefäßkryptogamen entspricht, so dürfte das Pollenfach eher einem ganzen Sorus gleichwertig sein, der aus der Verschmelzung zahlreicher Sporangien entstanden ist.«

Die Arbeit gipfelt alsdann in dem Vergleich der beiden großen Abteilungen und ihrem Anschluß an die Kryptogamen. Die heutigen Anschauungen beruhen noch immer größtenteils auf St.s Resultaten, deren wichtigste hier kurz folgen mögen: »Übereinstimmend fanden wir bei Angiospermen und Gymnospermen die Anlagen des Embryosacks« . . . »Auch für die Vorgänge, die sich im Innern des Embryosackes bei den Angiospermen abspielen, finde ich jetzt Anknüpfungspunkte bei den Gymnospermen. Bei den Angiospermen teilt sich der Embryosackkern; seine Nachkommen wandern in die beiden Enden des Embryosackes und bilden hier durch fortgesetzte Teilung je vier nackte Kerne. Mit ähnlicher nackter Kernteilung beginnen aber auch die Vorgänge im Embryosack der Gymnospermen. Hierauf erst treten die Unterschiede hervor.« Es folgt die genaue Schilderung der Embryosackausrüstung bei Angiospermen und Gymno-

spermen derart, wie wir sie jetzt noch im wesentlichen beschreiben würden, wobei die Antipoden und der Eiapparat als den Endospermzellen im gymnospermen Embryosack entsprechend aufgefaßt werden. »In der nach der Befruchtung eintretenden Endospermbildung, welche durch Teilung des gegebenen Zellkernes eingeleitet wird, möchte ich aber eine Fortsetzung des ursprünglichen unterbrochenen Vorganges der Endospermbildung erblicken. Dieser weitere Vorgang bedarf hier erst der Anregung durch die Befruchtung.« — Entgangen war St., wie allen späteren Beobachtern der nächsten 20 Jahre, lediglich der zweite, in den Embryosack mit eintretende männliche Kern und seine Vereinigung mit dem Embryosackkern, wie 1898 von Nawaschin zuerst beobachtet ward. In bezug auf die Kryptogamen betont St., »daß das Homologon des Gymnospermeneichens jedenfalls im Sporangium zu suchen sei. Dabei vergleiche ich auch hier das ganze Eichen mit dem Sporangium, so daß letzteres eine Hülle erhalten haben müßte, um zum Ovulum zu werden.« »Auf welche Weise Gymnospermen und Angiospermen dann weiter zusammenhängen, ließe sich auch nur in ganz hypothetischer Weise beantworten. Jedenfalls sehe ich jetzt ganz davon ab, die Angiospermen direkt in die Verlängerung der Gnetazeen zu bringen, der Anschluß hat aller Wahrscheinlichkeit nach an der Wurzel beider Gruppen stattgefunden.« — Von den in größter Menge beigegebenen musterhaften Zeichnungen der beiden großen Werke (Koniferen-Gnetazeen sowie Angiospermen und Gymnospermen) sind mehrere als dauernder Bestand in unsere Lehrbücher übergegangen.

Auf die Gymnospermen-Entwicklung ist St., von kleineren Veröffentlichungen und ständigen Sammelreferaten abgesehen, nur noch einmal zurückgekommen, indem er den Beobachtungen und Auffassungen von Belajeff über das Verhalten des Pollens bei *Taxus* und anderen Gymnospermen bei der Befruchtung, die von seinen eigenen abwichen, nach eingehender Nachforschung zustimmen mußte.

Das Studium der Vorgänge im befruchteten Archegonium führte St. aber noch weiter zu der weitaus wichtigsten Aufgabe seines Lebens, an die er nach mancherlei Abschweifungen immer wieder herantrat, und der er durch stets veränderte und erweiterte Fragestellung einen großen Schatz von unvergänglichen Forschungsergebnissen abzugewinnen wußte — zum Studium der Pflanzenzelle und Zellkerne.

Im ersten Bande des *Progressus rei botanicae* gibt St. selber die genauen Angaben, wie er durch Beobachtung der Kernteilungsfiguren im gehärteten Material der Pinus-Archegonien die prinzipielle Bedeutung des bis dahin beim Studium nur lebenden Materials noch nie beobachteten Vorganges erkannte und, sofort alles andere zurückstellend, diesem Vorgange seine ganze Aufmerksamkeit zugewandt habe. Da lebende plasmareiche Zellen ihre in Teilung begriffenen Kerne undeutlich werden lassen, so hatte man bis dahin angenommen, daß sie jedesmal der Auflösung verfallen und nach Trennung der beiden Tochterzellen aus dem Plasma wiedergebildet würden.

Diese Vorstellung war natürlich mit der gemachten Beobachtung völlig unvereinbar, und so machte sich St. daran, die mannigfachsten Objekte pflanzlicher, daneben auch tierischer Art auf die Vorgänge bei der Teilung ihrer Zellen hin zu untersuchen. Als Resultat erschien das Buch über Zellbildung und Zellteilung, das derart einschlug, daß bereits nach Jahresfrist eine zweite und einige

Jahre später die dritte Auflage erscheinen mußte, die stets eine Fülle neuer Beobachtungen und unerwarteter Ergebnisse brachten. Dazwischen hatte St. seine Untersuchungen sehr viel weiter ausdehnen können und, wenn in der ersten Auflage noch einige Fälle ausgesondert waren, in denen auch er Neubildung der Kerne aus dem Plasma annehmen zu müssen glaubte, so konnte er in der dritten Auflage feststellen, daß nirgends Neubildung eines Kernes aus Zellplasma vorkommt: wie Zellen nur aus Teilung einer Mutterzelle entstehen, so gehen Zellkerne nur aus Teilung eines Mutterkernes hervor.

Inzwischen hatte von verschiedenen Seiten die Diskussion der mit Entdeckung der Kernteilung sich aufdrängenden Fragen eingesetzt; auf botanischem, zoologischem und anatomischem Gebiete waren viele Forscher in gleicher Richtung tätig, denn mit einem Schlage war die grundlegende Bedeutung dieser Probleme erkannt. Über die Anteile der verschiedenen Forscher an der Aufdeckung der Tatsachen gibt St. selber am besten Auskunft.

Ein wichtiger Schritt war die Auffindung von Objekten, die an ihren lebenden Zellen Kernteilung beobachten ließen und damit die zunächst vielfach vorgebrachten Einwände, es hätten Kunstprodukte vorgelegen, entkräfteten. — Die Entwicklung des geknäuelten Kernfadens im teilungsbereiten Kern, sein Aufbau aus Körnchen, die Längsspaltung des Fadens und sein Zerfall in Chromosomen, das Auftreten der Verbindungsfäden im umgebenden Plasma, die Aufeinanderfolge der verschiedenen Teilungsphasen, das Auseinanderweichen der Kernplattenhälften wurden so nach und nach festgestellt und, soweit andere Beobachter, vor allen andern O. Hertwig und W. Flemming, neues Tatsachenmaterial beibrachten, stets von St. nachgeprüft, hie und da erweitert, bestritten, verändert, so daß er stets mit in der vordersten Linie stand. Der erreichte Zustand des Zellenproblems ward dann zusammenfassend in der 3. Auflage des Zellenbuches und einer Rede auf der Naturforscher-Versammlung in Danzig dargestellt.

Doch war die Bedeutung der einzelnen Vorgänge noch durchaus nicht überall bekannt, vielfach auch durch einander widersprechende Darstellungen der verschiedenen Beobachter getrübt. So ward z. B. die von Flemming bereits beobachtete Längsteilung der Chromosomen, zunächst bei pflanzlichen Zellen, vermißt und ihr daher keine Wichtigkeit beigemessen. Erst als die Verteilung der Längshälften jedes Chromosoms auf die beiden verschiedenen Seiten klar beobachtet und als regelmäßige Erscheinung sichergestellt war, trat die große Bedeutung der Tatsache ins rechte Licht. Ebenso ward die Feststellung der Chromosomenzahl erst dann richtig bewertet, als sich die stete Wiederkehr derselben Zahl an den spezifisch gleichen Zellen herausgestellt hatte. Von besonderer Wichtigkeit war aber das schließliche Ergebnis, daß tierische und pflanzliche Zellen in allen wesentlichen Erscheinungen der Kernteilung, nach Beseitigung anfänglicher Mißdeutungen, gleiches Verhalten zeigen.

Neue Differenzen begannen, als sich herausstellte, daß bei der Bildung von Sexualzellen stattfindende Kernteilungen einen anderen Verlauf erkennen lassen, als bei der Teilung vegetativer Zellen zu beobachten war. Zuerst war diese Tatsache von Flemming ausgesprochen. Gleichzeitig war man bestrebt, die in tierischen Zellen vorhandenen Attraktionssphären und Zentrosomen als Mittelpunkte von mehr oder minder deutlichen Strahlungsfiguren der Verbindungsfäden, deren Vorhandensein aus der sonstigen Übereinstimmung der

Tier- und Pflanzenzelle gefolgert ward, auch bei den Pflanzen aufzufinden. Und endlich führte der Nachweis des verschiedenen Verhaltens der Kerne von Sexualzellen, ihre verminderte Chromosomenzahl gegenüber den vegetativen Zellen derselben Spezies, näher auf die wesentlichen morphologischen Erscheinungen bei der Befruchtung hin. Auf diese Periode beziehen sich die Arbeiten St.s, die nach einer Seite hin einen vorläufigen Abschluß mit der Arbeit »Über periodische Reduktion der Chromosomenzahl im Entwicklungsgang der Organismen« fand.

Dagegen ward das Fehlen der Zentrosphären in den Zellen höherer Pflanzen von St. erst später anerkannt. Von der sonst vollkommenen Übereinstimmung pflanzlicher und tierischer Zellen verleitet, wollte man eben überall Zentrosomen gesehen haben, und sie werden in »Karyokinetische Probleme« auch noch gezeichnet. Erst in den »Zytologischen Studien aus dem Bonner Botanischen Institut« sind sie dann als nicht existierend nachgewiesen. Diese Arbeiten, von St. gemeinsam mit einigen seiner Schüler veröffentlicht, legten gleichzeitig die Grundlagen für die jetzige Auffassung der Kernteilungsvorgänge bei der Sexualzellbildung und stellten die Unterschiede der typischen von der heterotypischen und homöotypischen Teilungsweise fest, die nur in einem Punkte noch späterer Berichtigung bedurfte. Ein vorläufiger Abschluß in der Frage nach der Sexualzellentwicklung und den anschließenden Vorgängen wird alsdann gegeben, betitelt: »Über Reduktionsteilung, Spindelbildung, Zentrosomen und Zilienbildner im Pflanzenreich«. Die Ergebnisse dieser auf umfangreicher Grundlage die Resultate der »Studien aus dem Bonner Botanischen Institut« resümierenden und erweiternden Arbeiten sind im wesentlichen die folgenden: Die Spindelfasern in den Teilungen der Sexualzellen enden in der Hauptschicht des Plasmakörpers, ohne daß Zentrosomen vorhanden wären. Was als solche gedeutet ward, sind wohl meist extranukleare Kernkörperchen gewesen. Die Blepharoblasten bei den Zykadeen und sonst sind »Zilienbildner«, St. möchte sie nicht den Zentrosomen vergleichen. Die Vorgänge der Reduktionsteilung werden jetzt folgendermaßen geschildert: »Gleich nach vollzogener Segmentierung des Kernfadens« beginnen »die Längshälften der Chromosomen sich voneinander zu trennen«. Sie erleiden darauf eine Verkürzung, und es »ist zu konstatieren, daß den beiden bis zuletzt unterscheidbaren Längshälften eines jeden Chromosoms seinen ursprünglichen beiden Längshälften entsprechen«. »Auf manchen Entwicklungszuständen ... habe ich ... die Andeutung von einer zweiten Längsspaltung an den Tochtersegmenten beobachtet.« Auf den nächstfolgenden Stadien treten die Tochterchromosomen in stäbchenförmiger Gestalt in der Kernplatte ein. »Sie werden an dem einen Ende von den Zugfasern erfaßt und dort von ihnen in Richtung der Pole meist etwas auseinandergezogen. Die Seitenansicht der Elemente läßt ... meist ihre Zusammensetzung aus den beiden Längshälften erkennen; in der Polansicht hingegen ist eine Linie, welche auf die zweite Längsspaltung hindeuten könnte, nur ganz ausnahmsweise bemerkbar ... Es ist klar, daß, wenn an den Kernplattenelementen ... eine U-förmige Umbiegung sich vollzogen hätte, dieser eine vollständige Verschmelzung der beiden Schenkel des U gefolgt sein müßte, um solche Bilder zu ergeben.«

Inzwischen waren aber auch mannigfache weitere, neben der Verfolgung der Kernwandlungen einhergehende Vorgänge des Zellenwachstums von St. beobachtet worden: Bau und Wachstum der Zellhäute riefen sein lebhaftes

Interesse wach, da sich ihm bei Untersuchung der Zellteilungs- und -bildungsvorgänge die Überzeugung aufdrängen mußte, daß dem Naegelischen Intus-suszeptionswachstum lange nicht die von ihm und seinen Schülern behauptete allgemeine Verbreitung zukomme. War dieser Glaube auch bereits durch die eleganten Versuche von Noll wesentlich erschüttert, so lag es doch im Interesse der Wissenschaft, weitere Objekte daraufhin zu prüfen, vor allem auch den Bildungsprozeß selber genauer zu präzisieren. Das Ergebnis war, daß überall eine Umwandlung aus dem Protoplasma die Grundlage der Membranbildung sei, daß also eine Haut nicht ausgeschieden, sondern direkt aus Plasma umgewandelt werde. Ferner erwies St. die viel allgemeinere Verbreitung des Appositionswachstums nicht nur bei der Auflagerung neuer Lamellen, sondern auch beim Flächenwachstum von Membranen, wo es mit Dehnung älterer Membranlamellen verbunden ist. Auch verholzte, verkorkte oder kutinisierte Membranen werden von dem Plasma als Zellulosewände gebildet. Die ihre spätere Natur bedingenden Stoffe wandern erst nachdem in die ursprünglich aus Zellulose bestehende Wandung ein. Und zwar ist wohl allgemein das Hyaloplasma der zunächst in die Membran eindringende Stoff, der alsdann die betreffenden Veränderungen der Zellulosehäute bewirkt.

Hier schließt sich am nächsten an die riesenhafte Arbeit über »Bau und Verrichtungen der Leitungsbahnen«, die eine genaueste Durcharbeitung des anatomischen Aufbaues der Gymnospermen- und Angiospermenstämme brachte und im Anschluß daran Versuche, das immer noch nicht ganz gelöste Problem der Wasserleitung einer Lösung zuzuführen. Diese Arbeit verlieh St. eine so ins einzelne gehende Kenntnis der Pflanzenanatomie, wie sie vor ihm wohl nur A. de Bary eigen gewesen sein dürfte. Die auf Grund dieser Kenntnisse durchgeführten Wasserleitungsversuche zeigten unter anderem, daß Einschaltung von über 10 m langen, durch Gift oder Abbrühen getöteter Strecken in die Wasserleitungsbahnen das Aufsteigen von Farblösungen nicht hindert, wenn auch die obere Spitze so behandelter Zweige abstarb. Der beabsichtigte Nachweis, in welchem Grade die lebenden Zellen des Holzkörpers, Markstrahlen und Holzparenchym, bei der Leitungstätigkeit beteiligt sind, dürfte dahin geführt haben, daß eine direkte Beteiligung solcher lebenden Elemente bei Leitung durch abgetötete Stücke hindurch und weiter hinauf nicht zu erweisen ist. Inwieweit sie aber etwa indirekt noch von Bedeutung sein mögen, läßt sich deshalb nicht sagen, weil alle diese Versuche doch nur relativ kurze Zeit mit lebenden Elementen oberhalb der abgebrühten Stelle rechnen können.

Von Bedeutung ist ferner der Nachweis, daß die Wasserströmung an den Luftblasen Jaminscher Ketten vorbei stattfindet, daß solche also kein absolutes Hindernis dafür darstellen. Auf die zahlreichen Versuche im einzelnen einzugehen, würde hier zu weit führen. Gegen Einwände Schwendeners auf diese Arbeit wendet sich St. in einer etwas ironisch gehaltenen Entgegnung »Über das Saftsteigen«, worin Schwendeners Einwände als unzutreffend zurückgewiesen werden. Weitere Arbeiten auf anatomischem Gebiete betreffen die »Plasmaverbindungen pflanzlicher Zellen«. Hier wird anknüpfend an frühere Beobachtungen von Tangl u. a. der Nachweis der überall vorhandenen »Plasmodesmen« geführt, die somit den vielzelligen Pflanzenkörper als mit einheitlichem Plasmakörper begabt darstellen. Werden durch starke Plasmolyse ganzer Sprosse diese Plasmazusammenhänge gelöst, so hört auch die Reaktionsfähig-

keit des Sprosses z. B. auf geotropische Reize auf. Anatomischer Art ist schließlich noch die Arbeit »über die Verdickungsweise der Stämme der Palmen und Schraubenbäume«. Die Resultate sind im wesentlichen so zu formulieren: Ein sekundärer Dickenzuwachs, etwa wie bei *Dracaena*, ist nicht möglich, da ein entsprechender Kambiumring fehlt. Dagegen finden sich streng lokalisierte Bildungen im Perizykel, die neues Grundgewebe, neue Gefäßbündel und Sklerenchymfaserstränge an räumlich eng begrenzten Stellen hervorbringen. Die neuen Gefäßbündel entsprechen aber stets nur Verbindungen zwischen schon vorhandenen und werden zur Befriedigung nachweisbarer lokaler Bedürfnisse angelegt.

Im Interesse einer einheitlichen Darstellung sind soeben die anatomischen Arbeiten St.s ohne chronologische Folge vorweggenommen. Aber lange vor der Bearbeitung des Palmenzuwachses war St. bereits wieder zu seinem Hauptarbeitsgebiet, der Zelle, zurückgekehrt, da manche neuen Fragen aufgetaucht waren, zu denen es galt, Stellung zu nehmen.

Zunächst sind hier die Beobachtungen von Nawaschin zu nennen, die von Guignard und anderen bestätigt, die Einwanderung eines zweiten Spermakernes bei der Befruchtung einer Eizelle nachweisen und zeigten, daß dieser zweite männliche Kern mit dem sekundären Embryosackkern verschmilzt und diesen zur Endospermibildung anregt. St. erörtert in dem kleinen Aufsätze »Einige Bemerkungen zur Frage nach der »doppelten Befruchtung bei den Angiospermen« die neuen Ergebnisse, und hier glaube ich nach früheren Ansätzen die erste klare Formulierung zu finden, die seine Anschauungen über Befruchtung, Apogamie usw. später stetig in gleicher Richtung beeinflußt haben. Er unterscheidet hier zwischen »generativer Befruchtung«, nämlich des Eikernes durch den männlichen Kern, und »vegetativer Befruchtung«, d. h. der Vereinigung des sekundären Embryosackkernes mit dem zweiten Spermakerne. Dann wird ausgeführt, daß die beiden Sexualkerne einander in der Chromosomenzahl gleich sind, jeder also die gleiche Erbmasse dem Nachkommen zufüge, während der sekundäre Embryosackkern bereits zwei Polkerne in sich enthalte und alsdann noch einen dritten Kern aufnehme. Hier sei es nur »Anregung« resp. »Ermöglichung der Entwicklungsvorgänge«, bei der generativen Befruchtung dagegen »Übertragung der vereinigten Eigenschaften der Erzeuger auf die Nachkommen«. »Nur bei der generativen Befruchtung durch Vereinigung von Geschlechtszellen verschiedenen Ursprungs kann der Ausgleich individueller Abweichungen erzielt werden, wie er für das Fortbestehen der Spezies erforderlich ist.« »Der Ausgleich der individuellen Abweichungen, wie ich ihn mir bei der Befruchtung sich vollziehend denke, kann in der Tat nicht besser als durch Vereinigung gleich großer Erbmassen erreicht werden.« Weiter fortgesetzt findet sich dieser Gedankengang in der Publikation »Über Befruchtung«, die in erster Linie wohl durch Winklers Veröffentlichung über »Merogonie« veranlaßt war. Es wird der doppelten Bedeutung des Befruchtungsvorganges gedacht, daß nämlich darin »Qualitätskombinationen« und »Entwicklungsanregung« auseinanderzuhalten seien; deren ersterer nach St.s Auffassung die Hauptbedeutung zukommt, da »die fluktuierende Variation« einen »Ausgleich der Speziescharaktere« »fortdauernd nötig macht«. So ist denn »im Laufe der phylogenetischen Entwicklung die Unfähigkeit der Geschlechtsprodukte, sich einzeln für sich, ohne gegenseitige Vereinigung, weiter zu entwickeln, immer schärfer fixiert«.

Indem St. in dem Akademiebericht: »Über Reduktionsteilung« sich der von Weismann seit lange aus theoretischen Gründen vertretenen, jetzt besonders von Boveri hervorgehobenen Auffassung der Reduktionsteilung angeschlossen hat, die sich von der seinigen vorher aufgeführten wesentlich unterscheidet, stellt er die Vorgänge folgendermaßen dar: »Dementsprechend muß ich ändern, was ich früher als Merkmal der heterotypischen Teilung angab. Sie beruht nicht auf einer doppelten Längsspaltung der auf ihre halbe Zahl reduzierten Chromosomen, vielmehr auf der einzigen Längsspaltung dieser zweiwertigen Chromosomen, durch welche gleichwertige Schwesterchromosomen für den nächsten Teilungsschritt vorbereitet werden, und in einer Querteilung, welche einwertige Chromosomen schafft. Letztere wurden auf die Tochterkerne verteilt, in welchen ihre homöotypische Teilung durch Trennung ihrer beiden Längshälften sich vollzieht.«

Doch auch damit war die richtige Auffassung der tatsächlichen Vorgänge noch nicht erreicht. Von den verschiedensten Seiten: Farmer, Moore und von der Gregoireschen Schule, kamen anderslautende Beobachtungen, und so entschloß St. sich nochmals, im Verein mit einigen seiner Schüler besonders die Geheimnisse des als Synapsis bezeichneten Vorganges aufzuklären. In den »Histologischen Beiträgen zur Vererbungsfrage« ward alsdann die Lösung in der Weise gefunden, daß in der Prophase sich die Chromosomen paarweise zusammenlegen, so gepaart in die Synapsis eintreten. Diese ist an einer Zusammenballung des ganzen Kerninhaltes an der einen Kernseite kenntlich. Aus diesem Zustande spinnt sich alsdann ein feiner Doppelfaden aus, der den gepaarten Chromosomen entspricht. Er verschmilzt alsbald unter Verkürzung zu einem dicken Faden, der sich in Segmente teilt, die je einem Doppelchromosom entsprechen und deren Zahl die Hälfte der in vegetativen Zuständen zu beobachtenden Chromosomen gleichkommt. Damit ist der wesentliche Schritt der Reduktion vollzogen.

Schon vor dieser letzten Richtigstellung der bei den pflanzlichen Reduktionsteilungen zu beobachtenden Vorgänge wendet St. sich zur Untersuchung der Gattung *Alchimilla*, die nach Sv. Murbeck durch »parthenogenetische Embryobildung« ausgezeichnet sein sollte. Eine Untersuchung der Pollenentwicklung zeigt dessen Unfruchtbarkeit. Die Anlagen der Embryosackmutterzellen lassen nun erkennen, daß sie keine Reduktionsteilung eingehen, sondern sich nur einer typischen Kernteilung unterwerfen. Sie behalten also die diploide Zahl der Chromosomen. Daraus folgt für St., daß den Embryosackzellen das wesentliche Merkmal der Sexualzellen — die Unfähigkeit, sich einzeln weiter zu entwickeln — fehlt. Die Embryosäcke führen also lediglich vegetative Zellen, und so ist die Pflanze nicht parthenogenetisch, sondern durch Geschlechtsverlust »apogam« geworden. Hier stimmt demnach Unfruchtbarkeit des Pollens zusammen mit apogamer Embryoentwicklung.

Dieselbe Beweisführung für Apogamie gestattete *Marsilia Drummondii*, für die früher bereits von W. B. Shaw Vorkommen von Parthenogenese angegeben war. St. konnte zeigen, daß bei Beginn der Kernteilung in den Makrosporenmutterzellen die zunächst eingeleitete heterotypische Teilung im Stadium der Diakinese umschlägt; die homologen Chromosomen bleiben nicht paarweise verbunden, »sie hören augenscheinlich auf, sich gegenseitig stärker anzuziehen, rücken auseinander ... Aus der Zählung der gesonderten Chromosomen ergibt

sich die diploide Zahl.« Die Entwicklung scheint zwar den gewöhnlichen Weg weiter zu gehen, doch bleibt in den mit diploiden Prothallien versehenen Individuen die Öffnung der Archegonien aus, und so wird das Eindringen von Spermatozoiden zu den diploiden, einer Ergänzung ihrer Chromosomenzahl nicht mehr bedürftenden Eizellen unmöglich. Die Entwicklung geht also auch nur auf apogamem Wege vor sich, und die begleitenden Umstände des Verschlusses der Archegonien dürften die Richtigkeit der Auffassung St.s, daß Apogamie, nicht Parthenogenese vorliegt, beweisen.

Nachdem dann die verwickelten Fragen der Kernteilungsvorgänge im wesentlichen gelöst schienen, wandte St. sich mit der ganzen Summe seiner aus der Zellenlehre gewonnenen Erfahrung zu dem anschließenden Problem der Vererbung. In einer gemeinverständlichen Darstellung wies er auf »die stofflichen Grundlagen der Vererbung im organischen Reiche« hin, als welche er die Chromosomen und ihre weiteren kleineren und kleinsten Teilchen ansieht. Ihre Bedeutung schließt er einmal daraus, daß »die Individualität der Chromosomen dauernd in den Organismen gewahrt bleibt«. Bei der Befruchtung nun wurden durch die weitergehende Forschung immer intimere Verschmelzungsvorgänge aufgedeckt. »Zunächst hatte man sich mit der Feststellung zu begnügen, daß im Befruchtungsvorgang zwei als Gameten bezeichnete Geschlechtszellen sich vereinigen; dann folgte der Nachweis einer Verschmelzung der Kerne dieser Zellen; jetzt kommen wir einer Vereinigung von Chromosomen und Iden vor der Reduktionsteilung auf die Spur und glauben uns zu der Annahme berechtigt, daß der ganze Vorgang seinen Abschluß erst in einer Vereinigung der Pangene findet.« Die Individualität der Chromosomen also bleibt während der ganzen Lebensdauer der Individuen gewahrt, bis sie im Befruchtungsvorgang bei der Verschmelzung mit den Chromosomen des anderen Geschlechts vorübergehend aufgegeben wird. Diese Paare von ganzen väterlichen und mütterlichen Chromosomen werden nun getrennt und auf die Tochterkerne beliebig verteilt, so daß alle möglichen Kombinationen vorkommen können. Somit hat jeder Tochterkern die Hälfte der Chromosomen des Mutterkerns erhalten und die mit bereits früher erfolgter Längsspaltung versehenen ganzen Chromosomen zerfallen nun im zweiten Teilungsschritt und werden auf die vier Enkelkerne übertragen. Da wir nun annehmen müssen, daß die einzelnen Chromosomen sowohl unter sich verschieden sind, als auch aus verschiedenartigen Teilen bestehen, deren Gesamtheit erst die Eigenschaften des Mutterindividuums bestimmte, so werden bei dem geschilderten Verschmelzungs- und Teilungsvorgange, die Eigenschaften auf das mannigfachste vermischt, auf die vier Enkelkerne verteilt werden müssen.

Dieser hier so scharf betonten Individualität der Chromosomen schienen die Pfropfbastarde Schwierigkeiten zu bereiten, und so konnte St. sie unmöglich unberücksichtigt lassen. Er äußerte sich in zwei Arbeiten ausführlicher darüber. Die bis dahin bezweifelte Möglichkeit von Pfropfhybriden war ja durch die schönen Winklerschen Versuche erwiesen; es fragte sich, wie das Verhalten der Kerne sei, ob an der Verwachsungsstelle etwa vegetative Kerne miteinander verschmelzen könnten und dadurch den Ausgangspunkt der Mischung von Eigenschaften zweier Pflanzen bilden. St.s Untersuchungen bei *Cytisus Adami*, den Bizarrien und Nachahmungen der Winklerschen Versuche, hatten stets ergeben, daß die Pfropfhybriden normale diploide somatische Zellen führen,

daß also eine Vereinigung zweier somatischer Zellen nicht wahrscheinlich erscheine. Er sprach die Pfropfhybriden also als Chimären an, Hyperchimären, was ja durch die inzwischen erfolgten Nachweisungen der »Periklinalchimären« von Baur, Buder usw. seine Bestätigung für die bis jetzt übersehbaren Fälle gefunden hat.

Eine letzte Gruppe von Arbeiten bezieht sich auf die Geschlechtsbestimmung bei diözischen Pflanzen. Es sei hier gestattet, nur einige der gewonnenen Resultate aufzuführen, die zeigen dürften, daß St. bereits eine feste Basis für Weiterführung seiner Versuche gewonnen hatte, und daß seine große Erfahrung und zähe Arbeitskraft wohl eine noch weitergehende Lösung der Frage nach den geschlechtsbestimmenden Ursachen hätte erwarten lassen.

Das diözische Lebermoos *Sphaerocarpus californicus* besitzt auffallend große Sporentetraden. Bei Isolierung je einer Tetrade mußte sich das Verhältnis der entstehenden Männchen und Weibchen feststellen lassen, und es ergab sich mit großer Regelmäßigkeit 50 % jedes Geschlechtes; die Ausnahmefälle waren dagegen verschwindend. Demnach muß die Geschlechtsdifferenzierung hier bei Teilung der Sporenmutterzelle erfolgen.

Bei den heterosporen Farnpflanzen muß die Sachlage eine andere sein, da bereits der Sporophyt die Geschlechtsbestimmung bedingt, und bei den Samenpflanzen kann die Geschlechtsdifferenz bereits auf die Sporophyten übertreten, so daß diözische Sporophyten entstehen. Hier scheinen die Pollenkörner nach Angaben von Noll und Correns das Geschlecht der Nachkommen zu bestimmen. St. schließt sich dem zunächst im wesentlichen an, so daß er dem Pollen verschiedengradig abgestufte männliche Potenz zuerkennt, deren eine dem weiblichen Einfluß des Eies unterliegt, während die andere ihn überwindet. Die Eizellen diözischer Pflanzen dagegen erscheinen a priori sexuell durchaus gleichartig sein zu müssen, da ja bei der Tetradenteilung der Embryosackmutterzelle nur eine der Tochterzellen erhalten bleibt.

Entscheidende Versuche findet St. möglich bei *Helodea canadensis*, deren mit großer Mühe beschaffte männliche Pflanzen ihren Pollen in Tetraden an der Wasseroberfläche ausstreuen; die Tetraden sind groß genug, um einzeln auf die Narben übertragen zu werden. Den Abschluß dieser Versuche hat St. nicht erlebt, doch konnte er sich überzeugen, daß ungenügender Samenansatz voraussichtlich Schwierigkeiten bereiten würde, die weitere Beobachtung nötig machen könnte. Normalerweise hätte bei voller Funktion aller vier Pollenkörner jede Frucht zwei Männchen und zwei Weibchen ergeben müssen.

Versuche bei *Melandryum rubrum* in ähnlicher Weise, bei minder günstigen Vorbedingungen ausgeführt, ergaben stets ein Überwiegen des weiblichen Geschlechtes, das auch bei anderen Diözisten von verschiedenen Beobachtern festgestellt war. Es dürfte, schließt St., »die männliche Tendenz der Pollenkörner als Ganzes betrachtet, bei diesen Pflanzen eine Schwächung erfahren« haben.

Samenaussaaten von den an männlichen Pflanzen von *Mercurialis annua* einzeln aufgetretenen weiblichen Blüten lieferten nur männliche Nachkommen, da offenbar die männliche Potenz in der ganzen Pflanze überwiegt. Damit wäre also der Nachweis geführt, daß nicht nur die männliche, wie allgemein angenommen, sondern auch die weibliche Potenz unter besonderen Umständen Schwankungen unterliegen kann, so daß damit die nachgewiesenen größeren

Unregelmäßigkeiten im Auftreten der beiden Geschlechter bei Diözisten ihre Erklärung finden dürften.

Aus dem Verhalten der *Mercurialis*-Pflanzen geht aber weiter hervor, daß »die Merkmale beider Geschlechter in den Kernen des Diözisten vertreten sind«. Und es entscheidet, unabhängig von der Mendelschen Spaltungsregel, die sexuelle Potenz darüber, ob dies oder jenes Geschlecht in Wirksamkeit tritt.

Diese letzte wichtige Arbeit St.s läßt somit auf das beste erkennen, daß er hoffen durfte, mit einigen weiteren Beobachtungsjahren einen wesentlichen Schritt in diesem Problem über die geschlechtsbildenden Faktoren an der Hand der *Helodea*-Kulturen vorwärts zu kommen, doch war es ihm nicht vergönnt, diese Versuche zu Ende zu führen.

Neben diesen Arbeiten zum Weiterausbau seiner Wissenschaft war St. wohl nach Sachs der erfolgreichste Lehrer durch Lehrbücher und andere der Verbreitung botanischen Wissens dienende Werke. Zunächst erschien »Das große botanische Praktikum«, ein Buch, das für angehende Botaniker bald unentbehrlich wurde, in dem er vom Mikroskop und seiner Beschreibung beginnend das ganze morphologisch-anatomische Wissen, das als Grundlage notwendig ist, in einzelnen Lektionen aufführte, dabei die technischen Schwierigkeiten angab und die Beobachtungsgabe anregte. In den einander folgenden Auflagen, deren letzte (6.) im Erscheinen begriffen ist, ward das Buch immer auf der Höhe des Wissens gehalten, und anfänglich von bescheidener Größe, ist es zu einem umfangreichen Kompendium geworden, in dem man alle Hinweise auf Arbeitsmethoden, Material und Literatur in Vollständigkeit finden kann.

Verbreiteter noch als dies große Werk ist das in erster Auflage gleichzeitig erschienene »Kleine botanische Praktikum«, das für Mediziner, Landwirte und andere interessierte Kreise das notwendigste botanische Wissen mitteilte.

Ebenso hat sich das sogenannte »Bonner Lehrbuch«, das er mit seinen Bonner Fachgenossen 1894 zuerst herausgab, als »Viermännerbuch« bald einen Weltruf erobert und bis jetzt 11 Auflagen in 17 Jahren erlebt. So wird St. als Lehrer durch seine von ihm geschaffenen Lehrbücher noch lange in der Botanik lebendig bleiben und auch dem botanischen Nachwuchs die Einführung in alle Zweige seiner Wissenschaft erleichtern, ihm die Methoden und Wege weisen.

Neben diesen wissenschaftlichen Werken ist St.s Name in der weiteren Welt wohl am besten bekannt geworden durch seine zumeist in der Deutschen Rundschau erschienenen, elegant geschriebenen Reiseaufsätze von der Riviera, Hohen Tatra, Zentralpyrenäen usw. Vor allem sind die botanischen Streifzüge an der Riviera hervorzuheben, die auch in Buchform erschienen und, seit der zweiten Auflage mit reizenden farbigen Bildern geziert, allbekannt geworden sind; ein Büchlein, das kein Italienreisender, der irgendwie Freude an der südlichen Natur empfindet und Sinn zur Beachtung von Vegetation und Landschaft besitzt, liegen lassen sollte. Es war das Lieblingswerk des Verfassers, der darin all die Freude an dem edlen Naturgenuß niedergelegt hat, den er in der südlichen Sonne beim Durchstreifen blühender Maquis am Ufer des tiefblauen Mittelmeeres empfunden. Dabei enthält es einen Reichtum an Kenntnissen über Verwendung, Verarbeitung und Geschichte der Erzeugnisse der südlichen Pflanzenwelt, die den Reisenden umgibt. Wer das Büchlein zur Hand nimmt, lernt neben dem Gelehrten auch den Menschen E. Strasburger kennen, dem jeder, der das Glück hatte, ihm näherzutreten, mit ihm zusammenarbeiten und

wirken zu dürfen, ein dankbares Andenken bewahren wird. Trotz aller Ehrenbezeugungen, die sämtliche Akademien und wissenschaftlichen Gesellschaften der Welt auf sein Haupt häuften, blieb er schlicht, einfach und ohne jede Überhebung, getreu dem Satze: *Homo sum nihil humani a me alienum puto*.

Mit Genehmigung des Verf. wiederholt aus den Berichten der Deutschen Botanischen Gesellschaft 1912, Generalversammlungsheft. Ebendort: Wissenschaftliche Arbeiten von Eduard Strasburger, 1867—1912. Zusammengestellt von Dr. Clemens Müller, Bonn.

Halle a. S.

G. Karsten.

Wendt, Gustav, * 24. Januar 1827 in Berlin, † 6. März 1912 in Karlsruhe in Baden. — Seine Vorbildung erhielt W. auf dem Gymnasium in Posen, wo sein Vater Direktor des Friedrich-Wilhelms-Gymnasiums war. Nach Absolvierung des Gymnasiums besuchte er 1844 die Universität zu Berlin, um sich dem Studium der Rechtswissenschaft zu widmen, mit dem er aber gleichzeitig auch philosophische Vorlesungen hörte. Diese letzteren führten ihn bald zu der Erkenntnis, daß ein tieferes Eindringen und Verständnis der menschlichen Geistesentwicklung nicht gewonnen werden könne ohne Kenntnis des klassischen Altertums, vor allem der hellenischen Geisteswelt. Auch das Studium unserer deutschen Literatur, für das er von Anfang eine ausgesprochene Neigung besaß, hatten ihn zum Griechentum als zu deren tiefster Quelle hingewiesen. So vollzog sich denn bald der Übergang zum philologischen Gebiet, das er nunmehr in Bonn unter Ritschls und Welckers ausgezeichneten Führung ergriff, um es dann in Halle zum Abschluß zu bringen. Hier promovierte er auch mit einer Dissertation über Plato und legte 1848 die Staatsprüfung für das höhere Lehramt mit vorzüglichem Erfolge ab.

Für den Eintritt in den praktischen Schuldienst wählte sich der 21 jährige Schulamtskandidat dasselbe Posener Gymnasium, an dem er einst als Schüler alle Klassen durchlaufen hatte. Die Tätigkeit dort, in jenem exponierten, von polnischer Agitation durchwühlten und gerade damals in dem stürmischen Jahre 1848 besonders leidenschaftlich bewegten Grenzdistrikt schildert W. in seinen »Lebenserinnerungen« mit heiterer Frische: Jeden Morgen von 6 bis 8 Übungen im Scheibenschießen, wie das für ein Mitglied der Bürgerwehr notwendig war, von 8 Uhr ab im Gymnasium eine ganz ansehnliche Zahl von Lehrstunden, darunter den stellvertretenden Unterricht in philosophischer Propädeutik der Prima, außerdem den mathematischen Unterricht in einer mittleren Klasse (später übernahm er auch einen Teil des Turnunterrichts); nach Schulschluß kam die Redaktion der vom Deutschen Nationalkomitee damals in Posen gegründeten täglich erscheinenden Zeitung, welche die nationalen Interessen dem deutschfeindlichen Polentum gegenüber energisch zu vertreten hatte. Im Jahre 1851 siedelte er von Posen an das Gymnasium nach Stettin über, wohin sein Vater schon 1848 als Provinzialschulrat versetzt worden war. Hier fand er auch in der durch Seelenadel und Geist hochbedeutenden Tochter des Hauses Dohrn seine künftige Lebensgefährtin, mit der ihn ein überaus glücklicher, fast 40 Jahre umfassender Ehebund vereinte. Im Jahre 1854 wurde der erst 27 jährige Gymnasiallehrer als Prorektor an das neuerrichtete Gymnasium Greifenberg i. P. berufen, von wo er bald als Direktor des Gymnasiums nach Hamm in Westfalen übersiedelte.

Hier eröffnete sich dem noch nicht 30 Jahre alten Schulmanne ein nach

jeder Seite hin reicher und dienstlich wie persönlich höchst befriedigender Wirkungskreis von 1854—1867. Wie sehr seine Lehrtätigkeit auch in maßgebenden Kreisen anerkannt und gewürdigt wurde, zeigt das von L. Wiese in seinen »Lebenserinnerungen und Amtserfahrungen« niedergelegte Urteil über W., aber es zeigt zugleich, daß die religiös und politisch freier gerichteten Anschauungen W.s auf besondere Gunst jenes einflußreichsten Leiters des preußischen höheren Schulwesens nicht zu rechnen hatten. Darum folgte er denn auch nicht ungern einer im Jahre 1867 an ihn ergangenen Berufung an das Gymnasium nach Karlsruhe, die erste Gelehrtschule des badischen Landes. Außer der Direktion des dortigen Gymnasiums war es besonders die ihm sogleich in Aussicht gestellte wesentliche Mitwirkung bei der von Minister Jolly für notwendig erachteten Reorganisation des badischen Gymnasialwesens, was ihm als lockende Aufgabe erscheinen mußte. In der Tat erlangte er dadurch auch als Mitglied der obersten Schulbehörde und als Leiter des ganzen höheren Schulwesens die einflußreichste Stellung, von der er erst 1907 nach 40 jähriger Tätigkeit im hohen Alter von fast 81 Jahren zurücktrat.

W.s Bedeutung lag fast ausschließlich in seiner Tätigkeit als praktischer Schulmann. Hier entfaltete er sowohl an seiner eigenen Anstalt wie auch als Referent des Gymnasialwesens im obersten Schulrate eine ausgreifende Wirksamkeit. Die Umgestaltung des gymnasialen Lehrplanes, wobei der Heidelberger Professor Köchly besonders mitwirkte, arbeitete auf einen intensiveren Betrieb des altsprachlichen Unterrichts und vor allem auf eine Verstärkung der klassischen Lektüre hin. Selbst voller didaktischer Gewandtheit und einer bis ins Greisenalter bewahrten temperamentvollen Frische, erblickte er in der Langweiligkeit den Hauptfeind jedes Unterrichts und benutzte sein Amt als Inspektor der sämtlichen humanistischen Anstalten, um überall fruchtbare Anregungen zu einer möglichst frischen und lebendigen Unterrichtsweise zu geben. Bürokratische Uniformität und geisttötende Schablone war ihm stets zuwider. Seine eigene Hauptstärke lag im griechischen und deutschen Unterricht. Bei aller Betonung eindringender wissenschaftlicher Beschäftigung, deren auch der praktische Schulmann nicht ohne Schaden für die Schule entraten dürfe, war W. selbst nicht so sehr produktiv philologisch tätig als vielmehr ein äußerst geschickter Vermittler der gewonnenen wissenschaftlichen Resultate. Aber diese mehr reproduktive Seite, lichtvoll darzustellen, anzuregen und zu erschließen, war bei ihm bis zur Virtuosität entwickelt. Seinen praktischen didaktischen Blick zeigen die von ihm zu den Lehrplänen des deutschen, altsprachlichen und geschichtlichen Unterrichts gegebenen Erläuterungen, welche teils als Beilagen zu den Jahresberichten des Karlsruher Gymnasiums vom Jahre 1877 ab, teils, wie die ausführlichste und wertvollste pädagogische Arbeit W.s: »Über den deutschen Unterricht« in Baumeisters »Handbuch der Erziehungs- und Unterrichtslehre für höhere Schulen« erschienen sind. Im Artikel »Gymnasium« in Reins Enzyklopädie behandelt er das ganze Gebiet des humanistischen Lehrganges und nimmt zugleich Stellung zu den wichtigsten Unterrichtsproblemen. Mit allem Nachdruck setzt er sich dafür ein, daß namentlich an der Pflege des Griechischen nicht gerüttelt werden dürfe. In scharfer Polemik gegen verkehrte Strömungen weist er darin, wie auch in einer besonderen Broschüre: »Das Gymnasium und die öffentliche Meinung« (1883) gegenüber der heillosen Zerfahrenheit und Unklarheit über die letzten Ziele der Jugendbildung darauf hin, daß

das Gymnasium als Vorbereitungsschule keineswegs eine möglichst große Fülle von Einzelkenntnissen als vielmehr Kultur, Menschenkultur zu vermitteln habe. Das aber müsse durch die Berührung mit den edelsten Geistern des Altertums, vornehmlich des griechischen, und unserer eigenen reichen klassischen Literatur erzielt werden. Die bei verschiedenen Anlässen gehaltenen »Schulreden« (1899) führen diese Gedanken immer wieder in geistvoller Weise und mit überzeugender Klarheit aus, wie denn in diesen auch formell überaus fein abgewogenen Darstellungen das eigentliche pädagogische Glaubensbekenntnis W.s niedergelegt ist.

W. war ein überzeugter Vertreter des humanistischen Bildungsideals; aber so hoch ihm auch das Altertum mit seinen künstlerischen und wissenschaftlichen Schöpfungen stand, so wies er doch unablässig darauf hin, daß bei der engen, nie abgerissenen Kontinuität antiker und moderner Bildung die Antike zugleich die unversiegbare Quelle für ein volles Verständnis unserer eigenen nationalen Literatur- und Geisteswelt sei. Das Studium dieser letzteren und seine eigene geistige Elastizität bewahrten ihn vor jeder Einseitigkeit und vor allem vor jeder Verknöcherung, wie er denn auch mit den Koryphäen der literarischen und musikalischen Welt — wir nennen nur Ed. Zeller, Paul Heyse, Joh. Brahms — durch enge Freundschaft verbunden war. Dem letzteren ist seine Sophokles-Übersetzung (1884 bei Cotta erschienen), woran er von den ersten Jahren seiner Beschäftigung mit dem griechischen Drama mit liebevollster Hingebung gearbeitet hatte, zugeeignet. Bis in die höchsten Lebensjahre war ihm sein Lehrberuf das eigentliche Lebenselement, von dem er sich 1907 nur ungern trennte. Die ihm noch verbleibenden Jahre waren außer der Beschäftigung mit Musik der Ausarbeitung seiner Memoiren gewidmet. Aus diesen erfahren wir u. a. auch, daß er 1875 vom preußischen Unterrichtsminister Falk als Nachfolger von L. Wiese ins Auge gefaßt war. Die Unterhandlungen zerschlugen sich zwar, sind aber immerhin der beste Beweis dafür, wie sehr man auch außerhalb des badischen Landes die Bedeutung W.s einschätzte. Jedenfalls besaß das deutsche Gymnasialwesen in W. einen seiner begabtesten und hervorragendsten Vertreter.

Karlsruhe.

J. Häußner.

Schleyer, Johann Martin * 18. Juli 1831, † 16. August 1912. Prälat. — S.s Vater war Lehrer. Bis zum 11. Jahre lebte der Knabe im Kreise seiner Familie in dem stillen Heimatdorf Oberlauda im Taubertal. Der Vater ließ ihm Privatunterricht erteilen, und S. trat in das Gymnasium Tauberbischofsheim ein. Er zeigte große Vorliebe für Sprachen und pflegte eifrig die Musik. Das Abiturium machte er in Karlsruhe. Mit 21 Jahren bezog er die Hochschule zu Freiburg im Breisgau, um dort Theologie, Geschichte und Philologie zu studieren. Mit 25 Jahren empfing er die Priesterweihe. Als Neupriester kam er nach Sinzheim, Rastatt, Wertheim und Baden-Baden. In letzterer Stadt des internationalen Badelebens hatte S. Gelegenheit, Russisch zu lernen. 1862 bis 1867 war er Benefiziat in Meßkirch. Seine erste Pfarrei erhielt er in Krumbach bei Meßkirch. 1875 siedelte er nach Litzelstetten bei Konstanz über. 1894 wurde er zum päpstlichen Geheimkämmerer ernannt. Seine letzten Jahre brachte er in Konstanz zu.

S.s Werk ist die Schaffung einer Grundlage zu einer allgemeinen Welt-sprache. »*Unam uni generi humano linguam*« war der Gedanke, der ihn leitete und der schon in der Meßkircher Zeit in ihm aufstieg, verbunden mit dem Traum,

durch eine einheitliche Weltsprache auch ein ewiges Friedensband um die Völker schlingen zu können. In Meßkirch gab er sich viel mit dem Rhäto-Romanischen ab, in dem der Abt von Dissentis sein Lehrmeister wurde. Das Zusammenreffen mit dem dortigen taub-blinden Meßner gab ihm Veranlassung, ein brauchbares Tastalphabet für Blinde zu ersinnen. In Krumbach betrieb er seine Sprachstudien in großem Stil: er studierte Schwedisch, Gotisch, Türkisch, Chinesisch, Rumänisch u. a. Im ganzen soll S. 88 verschiedene Sprachen und Dialekte eingehend studiert haben. 1879 nahm der Gedanke einer Weltsprache greifbare Form an.

In diesem Jahre erschien in der von ihm geleiteten Zeitschrift »Sionsharfe« sein neues Alphabet und der Entwurf zu einer Weltsprache, Pantoglossia, später Volapük genannt. Er sandte den Entwurf an die Dekane der philosophischen Fakultät sämtlicher europäischer Hochschulen, ferner an den Postkongreß in Paris und an das Bureau des internationalen Weltpostvereins in Bern. Seine Idee, für die er bereits auch große materielle Opfer gebracht hatte, fiel fast überall auf fruchtbaren Boden, wenn es auch an Anfeindungen nicht fehlte. 1884 konnte S. den Vorsitz im ersten Volapükistenkongreß führen, der zu Friedrichshafen am Bodensee stattfand. 1887 war der zweite Kongreß in München, zu dem Abgesandte von mehr als 30 Nationen erschienen. Die Volkstümlichkeit und Beliebtheit des Erfinders verschaffte dem Volapük Eingang in die weitesten Volkskreise. Schon trug sich S. mit dem Gedanken, eine Akademie des Volapük zu gründen, als plötzlich ein Riß in sein Unternehmen brach. Es traten nämlich unter den besten Volapükisten selbst einige Leute mit Verbesserungsvorschlägen an S. heran, deren Berechtigung er anerkennen mußte. Das wurde dem Volapük verhängnisvoll. Es gab eine arge Verwirrung, da S. keine ausreichende neue Grammatik, die die Änderung enthielt, erscheinen ließ. Noch 1899 ging S. an die Schaffung eines neuen Wörterbuches, das 100 000 Wörter enthalten sollte. Es erschien noch der Buchstabe A des deutsch-weltsprachlichen Teils. 1898 bis 1909 arbeitete er an einem neuen kleineren Lexikon, das bis zum Buchstaben S gedieh. Es umfaßt 66 Druckbogen. Der Rest ist handschriftlich hinterlassen.

Inzwischen aber war die Bewegung des Volapük sehr abgeflaut. Teils lag es an den obengenannten Umformungen, teils an der Kompliziertheit der Formenbildung, deren Erlernung eine neue, im raschen Erwerbsleben stehende Generation nicht mehr die nötige Geduld und Sammlung entgegenbringen konnte, teils — und besonders — entstand in dem leicht erlernbaren Esperanto dem Volapük eine Konkurrentin, die es schließlich aus dem Felde schlagen mußte. Nicht zuletzt war es auch der Mangel an materiellen Mitteln, der das rasche Erscheinen der neuen Grammatiken und Wörterbücher unmöglich machte und so der ganzen Bewegung den Stempel der Unklarheit und Verworrenheit aufdrückte.

S. war ein Mann von hohem Idealismus, beseelt von tiefer Menschenliebe. Er widmete sich mit Rat und Tat der praktischen Nächstenliebe, wie ja auch sein Lebenswerk selbst nur der Ausfluß seines weitgehenden Altruismus ist. In seinen Dichtungen erscheint er als edler, herzensguter Mensch. Durch die vielen Enttäuschungen und bitteren Erfahrungen ward sein Lebensabend in nicht geringem Maße getrübt, zumal ihm auch seine abnehmende Sehkraft schwere Stunden bereitete. Er befaßte sich auch mit anderen als nur sprachlichen Wissenschaften, z. B. mit Astronomie und Medizin. In der Musik brachte

er es bis zur Beherrschung von 8 Instrumenten. Aber gerade diese Vielseitigkeit gab seinem Wesen etwas unharmonisches und Zerrissenes, das allerdings durch seinen Humor und seine heitere, kindliche Lebensauffassung seinen Ausgleich fand.

S.s bleibendes Verdienst ist, dem Gedanken einer Weltsprache brauchbare Form gegeben, ein Fundament gelegt zu haben, auf dem andere weiter bauen konnten.

Vorliegende Biographie stützt sich auf persönliche Information des Verfassers bei Freunden und Verwandten des Verstorbenen. Der Nachlaß war dem Verfasser nicht zugänglich. Er wurde bereits andern Händen zur Bearbeitung übergeben.

Die bedeutendsten Werke S.s, die im Buchhandel erschienen, sind folgende: 1. Schülergrammatik der Weltsprache. Konstanz 1887, 2. Aufl. 2. Mittlere Grammatik der Weltsprache. Konstanz 1888, 9. Aufl. 3. Großes Weltsprachen-Wörterbuch. Konstanz 1888, 4. Aufl. 4. Kleines Wörterbuch der Weltsprache. Konstanz 1892, 4. Aufl.

Ein Bildnis des Verstorbenen besitzt u. a. die Familie Stiftungssekretär Billinger, Konstanz.

A. Holler.

Loeschcke, Gerhard, Privatdozent für Kirchengeschichte an der Universität Göttingen, * 20. Mai 1880 in Dorpat, † 17. Juli 1912. Als Sohn des bekannten Archäologen Georg Loeschcke hat L. seine Gymnasialbildung in Bonn empfangen und dort auch von Ostern 1899 bis 1905 Theologie und Philologie studiert. Nachdem er am 20. Januar 1906 zum Lizentiaten der Theologie promoviert hatte, habilitierte er sich am 28. Februar desselben Jahres in der evangelisch-theologischen Fakultät für Kirchengeschichte. Ostern 1910 verließ er Bonn und habilitierte sich, einer Anregung der dortigen Fakultät folgend, in Göttingen. Im Juni 1912 wurde ihm der Professorentitel verliehen.

Die dünnen Zahlen lassen nicht ahnen, welch großen Verlust die Wissenschaft durch den Tod L.s erlitten hat: ja, auch die Mehrzahl der Theologen wird sich dessen schwerlich bewußt sein. Denn sein stilles, zurückgezogenes Wesen scheute das Heraustreten in die breite Öffentlichkeit, und sein aufs stärkste ausgebildetes wissenschaftliches Pflichtgefühl zwang ihn, seine Kräfte in unermüdlichem Ringen mit Einzelproblemen zu stählen, ehe er sich an die Darstellung eines großen Gegenstandes wagte. Nichts war seiner Natur mehr zuwider als die heute bedenklich verbreitete Neigung junger Gelehrter, auf Grund fleißiger Exzerpte über ein dankbares Thema ein Buch zu schreiben, das als Zusammenstellung recht nützlich, doch die Forschung nicht um Fingerbreite fördert, weil der Verfasser nicht mit eigener Fragestellung an die Quellen heranzutreten und in die Tiefe zu bohren die Zeit hatte. L. hat sich seine Probleme stets angesichts der Dinge selbst gestellt und in harter Arbeit die Lösung gesucht. Die *communis opinio* hat ihn nie bestochen, und er ist orthodoxen wie liberalen Dogmen mit der gleichen Freiheit gegenübergetreten, stets bereit, jede Möglichkeit zu erwägen, zu lernen und umzulernen. Mit unerbittlicher Logik zog er dann die Konsequenzen und wußte sie scharf und klar darzustellen, so daß auch von seinen Aufsätzen das gesagt werden kann, was die Studien seines großen Meisters Hermann Usener so anziehend macht: daß nämlich nicht sowohl in dem Resultat als in der Weise, wie es erreicht wird, der vorbildliche Wert der Arbeit liegt.

Schon seine Erstlingsarbeit über »Das Synodikon des Athanasius« (Rhein. Museum N. F. LIX, 451—470) zeigt diese Vorzüge. In mehreren Athanasius-Handschriften finden sich zwischen den Werken des Kirchenvaters an einer Stelle vereinigt eine Reihe von Urkunden zur Geschichte des arianischen Streites. Alle Herausgeber hatten sie bisher ohne genauere Prüfung für wertlose Exzerpte aus bekannten Quellen gehalten: L. untersuchte sie zum erstenmal und zeigte, daß wir eine originale Sammlung wertvollen Materials, vielleicht von Athanasius selbst veranstaltet, vor uns haben. In ähnlicher Weise prüfte seine Dissertation (Rhein. Museum LX, 594—613; LXI, 34—77) das »Syntagma des Gelasius Cyzicenus«, eine bisher für wertlos erachtete Darstellung des Nicaenischen Konzils, und auch hier gelang es seiner Kritik, aus dem Schutt der gleichgültigen Exzerpte zwei für die Geschichte dieser Kirchenversammlung hochbedeutsame, ziemlich umfangreiche Quellen herauszuschälen. Die in Bonwetschs und Seebergs Neuen Studien zur Geschichte der Theologie und Kirche IV (1908) erschienene Arbeit über »die Vaterunser-Erklärung des Theophilus von Antiochien« bringt eine Quellenuntersuchung der ältesten lateinischen Kommentare zum Vaterunser (Tertullian, Cyprian, Chromatius, Hieronymus) und mündet aus in den Nachweis, daß aus ihnen noch die Deutungen des alten Theophilus zu ermitteln seien. Die Beschäftigung mit des Gelasius' Syntagma führte ihn dann zu dem Plane, dies plötzlich zu ungeahnter Bedeutung gelangte Werk kritisch herauszugeben, und in jahrelanger Arbeit hat er das handschriftliche Material zusammengetragen und durchgearbeitet. Daß er zu einer solchen Aufgabe befähigt war, zeigt die philologische Exaktheit und peinliche Sorgfalt in sprachlichen Dingen, welche in den genannten Untersuchungen fast auf jeder Seite zutage tritt. Zum Druck wird die Ausgabe durch seine Braut Dr. Margaret Heinemann in Gemeinschaft mit einer Reihe L. befreundeter Gelehrter befördert.

L.s erster Versuch zusammenfassender Darstellung sind die im Jahre 1906 entstandenen beiden Artikel »Sokrates« und »Sozomenos« in Band 18 von Haucks Realenzyklopädie: sie bringen eine Fülle von Stoff, übersichtlich geordnet, und beruhen auf sorgfältiger eigener Durcharbeitung des Materials: aber es war Terminarbeit, L. hatte nicht nach Herzenslust in die Tiefe bohren können. Sein eigenes Urteil über sie ist für den Verfasser höchst bezeichnend: »sie sind rein referierend gehalten und fördern uns in keinem wesentlichen Punkte: das ist es, was mich so besonders ärgert«, klagt er in einem Briefe. Wieviel er in nicht langer Zeit hinzugelernt hatte, zeigt seine zu Beginn des Sommersemesters 1910 in Göttingen gehaltene Antrittsvorlesung über »Jüdisches und Heidnisches im christlichen Kult«, die gleichzeitig, mit ausführlichen Anmerkungen versehen, als Büchlein erschien (Bonn, Marcus & Weber). Hier ist ein ebenso schwieriger wie umfangreicher Stoff nach Inhalt und Form gleich meisterhaft bewältigt und trotz der auch dem Laien verständlichen Darstellungsweise eine beträchtliche Förderung der wissenschaftlichen Probleme erzielt worden. Die religionswissenschaftliche Arbeit, die L. durch Usener kennen gelernt hatte, sagte ihm ganz besonders zu, und sein unbestechlicher Wahrheitsinn befähigte ihn zu selbständiger, von Autoritäten unabhängiger Prüfung. In derselben Bahn liegt der einschneidende Aufsatz »Zur Frage nach der Einsetzung und Herkunft der Eucharistie«; es ist die letzte Arbeit, welche der Unermüdliche vollenden durfte. Der Tod hat ihm die Feder aus der Hand genommen gerade zu einer Zeit, wo er an einem größeren zusammenfassenden

Werke saß: für G. Krügers Handbuch der Kirchengeschichte schrieb er eine Quellenkunde und Geschichte der Kirchengeschichte. Der inhalt- und gedankenreiche Entwurf ist bis zum nestorianischen Streit gediehen: so ist er als *opus postumum* von mir herausgegeben, zugleich mit einer früh geschriebenen Skizze: »Die alte Kirche und das Evangelium«. Unter dem Einflusse der Geschichtsbetrachtung von E. Troeltsch leugnet L. den direkten ursächlichen Zusammenhang zwischen der Kirche und der Verkündigung Jesu: diese habe vielmehr nur sekundäre Einwirkung auf die aus der hellenistischen Synagoge hervorgegangene christliche Gemeinde gehabt. Der Aufsatz ist eine erweiterte Disputationsthese, die zum Widerspruch reizt, aber eben damit zum Nachdenken über eine Fülle von Problemen zwingt, die man sehr unberechtigterweise für erledigt zu halten pflegt.

In der »Zeitschr. f. wiss. Theol.« lieferte er regelmäßig reichhaltige, stets lehrreiche, vielfach Neues bringende Referate über alte Kirchengeschichte, auch in Schieles Enzyklopädie (Religion in Geschichte und Gegenwart) hat er mehrere Artikel geschrieben, und diese ganze schriftstellerische Tätigkeit entfaltete er in Jahren, die ihm die Ausarbeitung immer neuer Vorlesungen brachten — und er nahm es mit der Kollegvorbereitung bitter ernst! Neben Kirchengeschichte und Patristik behandelte er auch altchristliche Kunst mit besonderer Vorliebe: im Frühjahr 1910 weilte er zur Vertiefung dieser Studien in Rom. Gern gedenke ich der Stunden anregenden Gedankenaustausches, die wir dort gemeinsam vor den redenden Zeugen einer mehr als zweitausendjährigen Geschichte erleben durften. Teuer wird mir immer die Erinnerung an die schönen Jahre gemeinsamen Forschens und Strebens sein: ist L. doch der erste Zuhörer gewesen, der in mein, des jungen Bonner Privatdozenten, erstes Kolleg kam, und schnell ist er mir aus einem treuen Schüler ein lieber Freund geworden. Die Trauer, die ich um das allzu frühe Hinscheiden eines hervorragenden Gelehrten empfinde, vereint sich mit dem Schmerz um den Verlust eines Freundes von vorbildlichem Charakter, an dessen Grabe ich den Kranz treuen Gedenkens niederlege.

1904: Das Synodikon des Athanasius. Rhein. Mus. LIX, S. 451—470. — 1905: Das Syntagma des Gelasius Cyzicenus. Rhein. Mus. LX, S. 594—613; LXI, S. 34—77. — 1906: Contra Marcellum, eine Schrift des Eusebius von Caesarea. In Preuschens Zeitschr. f. neuest. Wissensch. VII, S. 69—76. — 1908: Die Vaterunsererklärung des Theophilus von Antiochien = Neue Studien zur Geschichte der Theologie und Kirche, hrsg. von Bonwetsch u. Seeberg, IV. Berlin, Trowitzsch. (IV, 51 S.) — 1910: Jüdisches und Heidnisches im christlichen Kult. Bonn, Marcus & Weber. (IV, 36 S.) — Zur Chronologie der beiden großen antiarianischen Schreiben des Alexander von Alexandrien. In Zeitschr. f. Kirchengesch. XXXI, S. 584—586. — 1912: Zur Frage nach der Einsetzung und Herkunft der Eucharistie, in Zeitschr. f. wiss. Theol. LIV, S. 193—205.

Aus seinem Nachlaß herausgegeben: Zwei kirchengeschichtliche Entwürfe (Die alte Kirche und das Evangelium. Quellenkunde der alten Kirchengeschichte). Tübingen, Mohr. 1913. — Gelasius, Kirchengeschichte (in »Die griechisch-christl. Schriftsteller der ersten drei Jahrhunderte«.) Leipzig, Hinrichs, 1915.

Ergänzt und richtiger Abdruck aus der Ztschr. für wissenschaftliche Theologie 54. III. Ebendort Bild.

Jena.

Hans Lietzmann.

Koken, Ernst, Professor für Geologie und Mineralogie an der Universität Tübingen, * 29. Mai 1860 zu Braunschweig, † 21. November 1912 zu Tübingen. —

Als geborener Braunschweiger wurde K. schon von früher Jugend auf mit den Versteinerungen vertraut und blieb diesem Studium sein ganzes Leben hindurch treu. Seine Studienzeit verbrachte er in Göttingen, Zürich und Berlin, wo er schon 1884 als Assistent mit der Neuordnung der Berliner großen paläontologischen Sammlung betraut wurde und sich 1888 habilitierte. 1891 erhielt er eine Berufung nach Königsberg und 1895 nach Tübingen auf den Lehrstuhl für Geologie und Mineralogie, den vor ihm Quenstedt und Branco eingenommen hatten. Leider erlag er schon im 52. Lebensjahr seiner langen, schweren Krankheit (Leukämie) und wurde mitten aus seiner Arbeit herausgerissen. Seine vorzügliche Rednergabe, ebenso wie sein liebenswürdiger und vornehmer Charakter gewann ihm in seltener Weise die Herzen seiner Schüler.

Die wissenschaftliche Bedeutung K.s liegt in erster Linie im Gebiet der Paläontologie. Mit seltener Schärfe der Beobachtung und exakten Forschung hat er die Fischotolithen Norddeutschlands, die Saurier der norddeutschen Kreideformation, die Säugetiere von China und vor allem die Gastropoden aus dem Paläozoikum und der Trias bearbeitet; leider blieb aber eine größere Anzahl weiterer von ihm in Angriff genommenen Arbeiten unvollendet. Die beiden größeren Lehrbücher »Die Vorwelt und ihre Entwicklungsgeschichte« (Leipzig 1893) und die »Leitfossilien« (Leipzig 1896) enthalten reichen Stoff und viele neue Gesichtspunkte.

Gegenüber diesen paläontologischen Arbeiten treten die geologischen Studien, die sich besonders mit der Diluvialgeologie und mit der permischen Eiszeit in dem von ihm 1902 besuchten Salte-Range-Gebirge befassen, zurück, zumal auch hier eine große Monographie über die Salte-Range unvollendet blieb.

Große Opfer an Zeit und Arbeitskraft erforderte die Mitarbeiterschaft und die Redaktion der drei großen Zeitschriften der »Paläontographica«, der »Paläontologischen Abhandlungen« und des »Neuen Jahrbuches für Mineralogie, Geologie usw.« und des damit verbundenen Zentralblatts.

Als ausgezeichnete Sammler hat sich K. in der von ihm neu aufgestellten und ganz wesentlich vermehrten geologischen und paläontologischen Sammlung der Universität Tübingen, die an Schönheit und Vollständigkeit ihresgleichen sucht, ein bleibendes Denkmal gesetzt.

Stuttgart.

Prof. E. Fraas.

Meyer, Betsy, die beinahe 6 Jahre jüngere Schwester des großen Schweizer Dichters Conrad Ferdinand Meyer, ist am 19. März 1831 geboren, † 21. April 1912. Sie war außer dem Dichter das einzige Kind des wenige Tage nach ihrer Geburt in den Regierungsrat des Kantons Zürich gelangten Ferdinand Meyer, der in der Erinnerung der Tochter als ein freundlicher, zarter und überbeschäftigter Mann fortlebte, für die Kinder fast nur ein Fest- und Sonntagsglück vorstellte und den sie vor dem 10. Lebensjahre Betsys verloren, und der feinen, frommen, wohltätigen Betsy Ulrich, die ihnen bis in Betsys 25. Lebensjahr erhalten blieb, aber mit der Tochter die schwere Sorge um den eigenartigen, neuropathischen und schwer ringenden Sohn durch lange Jahre hinschleppte und selbst ein wahrscheinlich gewolltes Ende in schwermütigen Zuständen fand (1856).

Conrad Ferdinand Meyer zählte beim Tode der Mutter 31 Jahre; aber er war noch immer ein Ringender, Unbefriedigter, Suchender, ohne Beruf, auch ohne Dichterberuf. Ihm mit dem seit frühesten Jugendjahren bewährten innigen

Verständnis und schwesterlich liebevoller Fürsorge zur Seite zu stehen, ihm durch einen ersten äußeren Erfolg die Gewißheit seiner dichterischen Berufung zu schaffen, den Vereinsamten wieder an Welt und Gesellschaft zu knüpfen, das waren die Aufgaben, die sich die Schwester stellte und die sie nach dem Tode der Mutter durch beinahe 20 Jahre, bis zu seiner Verheiratung (1875), treu erfüllte. Wie sie — und nur sie — die Seele des Jünglings gekannt, seine nächtlichen Wanderungen, seine Träume, seine Entwürfe geteilt, sein Selbstvertrauen gestützt, seine ersten Versuche gewürdigt hatte, so blieb sie dem Gereiften Genossin und Beraterin. Ihr ist der erste Schritt des Dichters in die Öffentlichkeit zu danken: sie raffte (1863) seine poetischen Arbeiten zusammen und fand für sie, nachdem sie den Rat Gustav Pfizers und seiner Gattin eingeholt, in Stuttgart den Verlag in der Metzlerischen Buchhandlung, von der sie später Hässel in Leipzig übernahm. Das waren die »Zwanzig Balladen eines Schweizers«. Vom Tode der Mutter bis zu seiner Verheiratung führte sie seinen Haushalt, unterstützt seit ungefähr 1870 von einer treuen Dienerin, einer sympathischen und nicht ganz unliterarischen Persönlichkeit. Der Haushalt der Geschwister war ganz nach den Bedürfnissen des Dichters eingerichtet, der bis in den späten Nachmittag zu arbeiten liebte, und es blieb der Schwester auch später eine liebe Gewohnheit, sich an die ortsüblichen Gepflogenheiten der Zeiteinteilung und der Mahlzeiten in keiner Weise zu binden. In diesen Jahren des Zusammenlebens besorgte sie größtenteils seine Korrespondenz, verhandelte mit dem Verleger, fertigte die Reinschriften seiner Manuskripte an, besorgte mit ihm die Druckkorrekturen mit peinlicher Sorgfalt. Stockte seine Arbeit, so befeuerte ihre Energie die später so zähe Ausdauer des Dichters. Aber ihr Anteil erstreckte sich auch, mehr als sie eingestehen wollte, auf die eigentliche dichterische Tätigkeit, ohne daß darüber einzelnes festzustellen wäre; in späteren Jahren lehnte Conrad Ferdinand Meyer das wohl auch einmal ab, obwohl sie auch nach seiner Verheiratung ihm oft noch wochenlang Sekretärdienste leistete und seine Arbeit ihr stärkstes Interesse blieb.

Nach seiner Verheiratung suchte und fand sie eine eigene Lebensstellung in den Werken der Krankenpflege und Wohltätigkeit. Sie hatte sich allerdings schon in jungen Jahren (während seines Aufenthaltes in Lausanne und Neuenburg) im Zeichnen ausgebildet, um, wie die Mutter sich ausdrückte, »einmal ihr Brödlein verdienen zu können«, und diese Studien nach 1875 in Florenz unter Anna Fries und unter dem Vorbild Prellers und Deschwandens fortgesetzt. Aber, kaum über einen vorgeschrittenen Dilettantismus hinausgelangt, mochte sie diese Tätigkeit weder dem äußeren Erfolg noch den inneren Bedürfnissen nach später befriedigen. Sie brauchte nach allem, was ihr das Leben gebracht und genommen, eine Arbeit, die sie absorbierte. Sie bog in doppeltem Sinne wieder in die Stapfen der heißgeliebten Mutter ein, als sie, die Mutter und Bruder zeitweilig einer Heilanstalt hatte übergeben müssen, in die positiv religiöse Heilanstalt für leichtere Geisteskranke von Eduard Zeller in Männedorf eintrat. Indem sie den daneben liegenden »Felsenhof« erwarb, den sie teilweise der Anstalt zur Verfügung stellte, sicherte sie sich ein eigenes Heim und eine gewisse persönliche Freiheit. 15 Jahre verlebte sie dort in der Pflege und Behandlung Geisteskranker, bis sie der Verkauf des Felsenhofes an die linksufrige Zürichseebahn vertrieb. Dann siedelte sie sich im Aargau an, zuerst in Wildeggen, eine Stunde von dem damals in der Anstalt Königsfelden bei Brugg geborgenen

Bruder entfernt, hierauf in dem nahen, jenseits der Aare gelegenen Veltheim, wo sie sich für ihre alten Tage ein hübsches kleines Chalet bauen ließ, in dem sie aus dem Leben schied.

Hier war es, wo sie, unter ihren alten Mappen und Briefbündeln kramend, ihre Erinnerungen (»Betsy Meyer, Conrad Ferdinand Meyer in der Erinnerung seiner Schwester«. Berlin. Paetel, 1903) an den Bruder schrieb, dessen Andenken — er war 1898 gestorben — sie nun ganz gehörte, nur durch Krankenbesuche und Gebetversammlungen unterbrochen, die sie Sonntags bei sich abzuhalten pflegte. Sie war übrigens bei aller werktätigen Religiosität weder fanatisch noch intolerant.

Im übrigen lebte Betsy M. nun fast noch einsamer als in Wildegg, obwohl sie zeitweilig eine oder zwei leicht erkrankte Frauen bei sich aufnahm. Fremden Besuchern blieb ihre Tür leicht unzugänglich, wenn sie nicht etwa etwas Belangreiches über den Bruder sagen zu können versprochen. In diesem Falle war sie bereit, mit den Schätzen ihrer Erinnerung zu dienen. Es war und blieb ihre Aufgabe bis zum letzten Atemzug, sein Andenken zu hüten; aber so unumwunden sie mündlich die Schranken seiner Persönlichkeit und seines Schaffens einräumen konnte, so wenig konnte ein Dritter, ein objektiv Urteilender, ihrem Gefühl völlig genügen. So trieb es sie, selbst zu reden, schriftstellerisch glänzend und — apologetisch. Was sie als ihren köstlichsten Schatz bewahrte, die Erinnerung an Conrad Ferdinands Wesen, an sein Schaffen, an die Bergwanderungen im Hauch der Firne, an die stille Arbeit unter der schwarzschattenden Kastanie an der leuchtenden Seebäue — alles lebte auf in dem klaren Geiste der hervorragenden, glänzend begabten Frau, in der selbst eine Dichternatur schlummerte.

Adolf Frey, Conrad Ferdinand Meyer. Sein Leben und seine Werke. 2. Aufl. 1909. J. G. Cotta'sche Buchhandl. Nachf. — Adolf Frey, Die Schwester Conrad Ferdinand Meyers. Deutsche Rundschau 38. Jahrg., Heft 9, Juni 1912. — Adolf Frey, Die Bestattung Betsy Meyers. Neue Zürcher Zeitung, 29. April 1912, Nr. 119. — Lina Frey, Betsy Meyer. Neue Zürcher Zeitung, 28. April 1912, Nr. 118, 120.

Lina Frey.

Heierli, Jacob, * 11. August 1853, † 18. Juli 1912. — Die prähistorische Forschung der Schweiz hat allen Grund, des Mannes dauernd zu gedenken, der ihren Ruhm begründet hat. Der bekannteste schweizerische Prähistoriker, Jakob Heierli, ist nach längerer schmerzhafter Krankheit gestorben, in einem Alter, wo Männer von solcher Anlage und Eigenart ihres Lebens Summe noch gar nicht zu ziehen pflegen. Hat er es selbst doch am wenigsten erwartet, daß der Tod ihn so eilig erreichen werde.

H. ist aus dem schweizerischen Kanton Appenzell gebürtig; er kam in Schwemberg bei Herisau zur Welt. Witzig, heiter, schlagfertig, beweglich, manchmal etwas sarkastisch und boshaft; diese Eigenart des Appenzeller Völkchens hat er später, als er in ein verfeinertes, städtisches Milieu kam, nie ganz abgestreift. Den Appenzeller Bauernsohn mit all seinen guten und schlechten Eigenschaften hat er nie verleugnet.

Der Knabe wurde für den Lehrerberuf vorbereitet. Nachdem er seine ersten Lehrjahre in seinem Heimatkanton absolviert hatte, bezog er die höchste Bildungsstätte seines Heimatkantons, die Kantonsschule in Trogen, um dann

in rascher Beförderung das Seminar Kreuzlingen (Thurgau) zu beziehen, wo er zu seinem speziellen Berufe ausgebildet wurde. Im Jahre 1873, also zwanzig-jährig, wurde er nach glänzender Absolvierung des Lehrerexamens gleich an die Übungsschule am Seminar gewählt. Seine Vorgesetzten mögen erkannt haben, daß der Lehrerberuf dem Jüngling im Blute steckte. Tatsächlich hatte er eine anregende lehrhafte Art, die er auch später den Leuten gegenüber bekundete, die nicht gerade Schüler waren. Wollte er eine Ansicht eines seiner Mitarbeiter auf dem Spezialgebiete, das er später vertrat, vernehmen, so brachte er sie immer durch Fragen heraus, wie er sie bei seinen Schülern zu stellen gewohnt war. Dabei hatte er den Vorteil, daß er, ohne seine Meinung aufzudrängen, den Forscher auf seine Absichten lenken konnte, ohne daß dieser es merkte. Allerdings kam es dabei auch öfter vor, daß er seinen Partner in Verlegenheit brachte.

Materiell gesprochen, standen keine gütigen Feen an seiner Wiege. Er hatte anfangs mit des Lebens Not zu kämpfen. Namentlich wurde er in den schweren Konflikt verwickelt zwischen der Notwendigkeit, sich sein Auskommen selbst zu beschaffen und zugleich das höhere Ziel, das er sich gesteckt hatte, zu erreichen. Er war einer derjenigen, die gezwungen waren, sich die Mittel zur weiteren Ausbildung selber zu erwerben. Er war ein Mann eigener Kraft. Die Härte, die solchen Menschen eigen ist, ließ sich später, als er mit materiellen Schwierigkeiten nicht mehr zu kämpfen hatte, immer noch erkennen, aber auch der Stolz und das Unabhängigkeitsgefühl, das ihn in allen Lagen charakterisierte.

Es war ein Glück für die prähistorische Wissenschaft, daß sich die Tore der Stadt Zürich, wo damals der Altmeister Ferd. Keller einen großen Einfluß ausübte, dem jungen Lehrer öffneten, denn es ist sicher, daß ihm eine ihm noch so zusagende Lehrstelle in einer kleineren Landstadt nie so vielerlei Anregungen geboten hätte, wie das regsame Zürich. Zuerst studierte er an der Hochschule, bestand die Sekundarlehrerprüfung, wurde zuerst Verweser und dann, im Jahre 1882, definitiv angestellter Lehrer in Hottingen, einer damaligen Außengemeinde der Stadt. Jetzt konnte er seinen Hausstand begründen. Er heiratete ein Fräulein Julie Weber aus Zürich, die ihm drei Kinder schenkte, zwei Söhne und eine Tochter, an denen allen er später eifrige Hilfs- und Mitarbeiter hatte, als die Last der Geschäfte immer größer und der Kreis seiner Tätigkeit immer weiter wurde. Namentlich seine Gemahlin, die treue Behüterin seines reichen Nachlasses, war ihm in den späteren Zeiten seines Lebens unermüdlich an seiner Seite; dadurch, daß sie ihm Korrespondenzen und Einordnung seiner archivalischen Materialien abnahm, konnte er viel Zeit für seine wissenschaftlichen Leistungen erübrigen.

Jedermann, der ihn näher kannte und an seinem Ruhme Anteil nahm, verwunderte sich, daß er während seines ganzen Lebens Sekundarlehrer, also Lehrer an einer unteren Mittelschule, blieb. Wahrhaftig, in dieser Hinsicht war ihm das Leben nicht hold. Man wird auch in der Geschichte unseres Unterrichtswesens weit herum suchen müssen, bis man ein ähnliches Beispiel findet, daß ein Mann von der Bedeutung H.s mit allen seinen reichen Ehrentiteln und Anerkennungen gelehrter Gesellschaften sein Leben lang Sekundarlehrer mit etwa 30 bis 40 Wochenstunden, Korrekturen und all dem Ballaste war, den der Schulsack in sich trägt. Die Ursachen dieser auffallenden Tatsache zu ergründen, darf hier nicht unsere Aufgabe sein. Es bleibt bestehen, daß die akademischen Zunftgenossen ihm Schwierigkeiten bereiteten, weil sie ihn seines

Bildungsganges wegen nicht für vollwertig ansahen, und weil er auch keiner Protektion genoß. Manches mag wohl auch auf seinen harten und wenig geschmeidigen, oft etwas mißtrauischen Charakter zurückzuführen sein.

Nachdem sich H. ganz dem Studium der Urgeschichte seines Landes zu widmen begonnen hatte, konnte er den Ehrgeiz, seine Wissenschaft auch der akademischen Jugend vorzutragen, allerdings in reichem Maße befriedigen. Am 20. Februar 1889 habilitierte er sich an der I. Sektion der philosophischen Fakultät der Zürcher Hochschule als Dozent für Urgeschichte und hielt die Antrittsvorlesung »Die Handelsbeziehungen der Pfahlbauer«. Nach etwa zehnjähriger Wirkung an dieser Sektion (sprachlich-historische) siedelte er an die naturwissenschaftliche Abteilung über, die ihm offenbar mehr zusagte, und wo er auch mehr Anerkennung fand. Diese verlieh ihm im Jahre 1901 den wohlverdienten Titel »*Dr. honoris causa*«, nachdem er sich auch an der eidgenössischen Technischen Hochschule habilitiert hatte. Es war ein eigenes Verhängnis, daß er von dieser eidgenössischen Anstalt erst ganz spät eine ihm auch materiell zusagende Anerkennung fand. Er erhielt nämlich einen bezahlten Lehrauftrag, was ihm mit der Zeit wohl ermöglicht hätte, sich des doch allmählich lästig werdenden Schulsackes zu entledigen, um sich ganz der wissenschaftlichen Erforschung der Urgeschichte seiner Heimat zu widmen.

Eine andere Enttäuschung brachte ihm die Landesmuseumsfrage. Er mochte wohl damit gerechnet haben, als Konservator der prähistorischen Abteilung des im Jahre 1898 eröffneten schweizerischen Nationalmuseums gewählt zu werden. Als Ende der achtziger Jahre der Gedanke lebendig wurde, diese Anstalt nach Zürich zu verlegen, warb er dieser Idee mit Wort und Schrift viele Freunde. Er war Schriftleiter der schön ausgestatteten und so erfolgreichen Bewerbungsschrift, die Zürich an die eidgenössischen Räte, die den folgeschweren Entscheid zu fällen hatten, richtete. An der offiziellen Festschrift, die im Jahre 1898 bei Eröffnung des Landesmuseums als Prachtwerk herausgegeben wurde, beteiligte er sich mit einem wertvollen Beitrag »Über die Chronologie der Urgeschichte der Schweiz«, eine Arbeit, der sich bis dahin noch niemand in der Schweiz zu unterziehen versucht hatte. Und doch sollte der Zweck nicht erreicht werden. Dagegen hat die Verwaltung des neuen, rasch aufblühenden Instituts immer und immer wieder seine Hilfe in Anspruch genommen, sei es, daß eine größere Ausgrabung vorzunehmen war, sei es, daß es sich um Gutachten über Aufstellungen, Klassifikationen oder Fälschungen handelte. Und nie hat er gezeigt, daß er die Zurücksetzung empfand; er war immer zu Dienstleistungen bereit.

Fand H., mag man über seine Charaktereigenschaften denken, wie man will, mag sich hinter den Kulissen manch eine Intrige abgespielt haben, an der er nicht ganz unschuldig sein möchte, in den akademischen Kreisen des Inlandes nicht die ihm zukommende Würdigung, so war das anders, sobald er sich nach unten wandte, namentlich zu seinen Lehrern. Er hat so recht popularisierend gewirkt; nicht nur im Kanton Zürich, wo er regelrechte Lehrkurse leitete, sondern in der ganzen deutsch sprechenden Schweiz kannte man »den Heierli«. Mochte irgendwo ein Fund gemacht worden sein, immer war er gleich zur Stelle, knüpfte mit einfachen Leuten auf den Dörfern Beziehungen an, belehrte, fragte, unterhielt sie und gewann damit einen treuen und äußerst wertvollen Stab von Berichterstatlern, deren Kundgebungen und Berichte einen großen Teil des

unschätzbaren Archives bilden, das er seiner Witwe und seinen Söhnen hinterlassen hat. Wenn auch mancher das Gefühl hat, daß bei einem derartigen Betrieb der wissenschaftlichen Quellensammlung gar manches wertlose Material mit unterläuft und daß es sehr schwierig ist, das Brauchbare vom Unbrauchbaren zu sondern, so muß man zugeben, daß nur auf diese Weise Beobachtungen gesammelt und festgehalten werden konnten, die heute sicherlich nicht mehr zu bekommen wären; über viele Fundtatsachen kann man nur noch durch die Befragung der Originalberichte, die im Archiv Heierli liegen, Aufschluß finden.

Von besonderem Gewicht für die Beurteilung der wissenschaftlichen Bedeutung H.s sind die zahlreichen Anerkennungen, die ihm aus dem Ausland zuteil wurden. Nachdem er durch seine ersten vielbeachteten Arbeiten bekannt geworden war, trat er auch persönlich in Beziehungen zu den namhaftesten Forschern auf prähistorischem Gebiete. Schon im Jahre 1886 hatte der junge Prähistoriker Gelegenheit, auf einer längeren Studienreise nach dem Norden mit Männern wie Montelius, Tischler, Undset, Sophus Müller, Hildebrand, Hazelius, Olshausen, Voß, Virchow, Götze bekannt zu werden. Im Jahre 1890 machte er mit den hervorragendsten Vertretern seines Faches in Österreich engere Bekanntschaft, mit Much, Hampel, Hoernes, Szombathy u. a. Im Jahre 1894 konnte er mit seinem Freunde E. v. Fellenberg die berühmten Ausgrabungen der österreichischen Regierung in Bosnien und der Herzegowina, besonders Butmir, persönlich besichtigen. Seit dem Beginne des neuen Jahrhunderts verging kein Jahr, ohne daß er eine Reise ins Ausland gemacht hätte, um jedesmal reich an Anregungen und Belehrungen nach seinem Zürich zurückzukehren. Namentlich waren es seit 1907 die französischen prähistorischen Kongresse, an denen er sich beteiligte, manchmal auch aktiv, indem er bei dieser Gelegenheit interessante Mitteilungen brachte, welche die Aufmerksamkeit der französischen Forscher erregten. Selbstverständlich war er auch an deutschen prähistorischen Kongressen, namentlich denen der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft, stets ein gern gesehener Gast. So braucht es uns nicht zu verwundern, daß er korrespondierendes Mitglied fast aller außerschweizerischen gelehrten Gesellschaften wurde, daß ihm die französische Regierung die »*Palmes académiques*« überreichte. Es gereichte ihm zu besonderer Genugtuung, daß im Jahre 1910 die Stadt Toulouse ihn und seine Gemahlin für die Dauer des Kongresses »*Pour l'avancement des sciences*« zur Teilnahme offiziell einlud. Und wie leuchtete er auf, wenn er erzählte, daß der bekannte La Quina-Forscher, Dr. Henri Martin, ihn nach der wichtigen Moustérien-Station eingeladen habe, wo er nach Herzenslust selber graben durfte.

Eine weitere Genugung erfuhr H., als die Schweizerische Gesellschaft für Urgeschichte gegründet wurde, deren konstituierende Sitzung am 6. Oktober 1907 in Brugg stattfand. Er wurde denn auch sofort der erste Sekretär dieser Vereinigung und widmete ihr nun einen großen Teil seiner kostbaren Zeit. In den vier ersten Jahresberichten, die er verfaßt hat, ist die ganze Unsumme von Arbeit aufgestapelt, die der Unermüdliche im Dienst der Gesellschaft auf sich genommen hatte. Mag auch da manches auszusetzen sein, mag gar oft die eigene Person zu sehr in den Vordergrund gerückt erscheinen, mag gelegentlich auch ein allzu schroffer, polemischer Ton angeschlagen, mag oft das Wesentliche vom Unwesentlichen nicht scharf genug gesondert sein: der bleibende

dokumentarische Wert dieser Forschungsberichte wird immer anerkannt werden müssen.

Auf dem reichen Felde der schweizerischen Urgeschichte entwickelte H., wie nicht anders zu erwarten, eine lebhaft literarische Tätigkeit. Zahlreich sind die Aufsätze, die er im Anzeiger für schweizerische Altertumskunde über alle Perioden und alle Landesgegenden veröffentlicht hat. Sein wichtigstes und bekanntestes Werk ist die »Urgeschichte der Schweiz«, die im Jahre 1901 erschien und nicht nur dem schweizerischen, sondern auch dem fremden Forscher zeigte, was aus dem scheinbar spröden und unzusammenhängenden Stoff, der in den Museen lag, zu machen sei. Es war ein kühnes, aber erfolgreiches Unterfangen, das Nachahmung fand, wie z. B. das Buch von Montelius über die Kulturgeschichte Schwedens zeigt. Ein Anhang dazu, eine Bibliographie zur Urgeschichte der Schweiz, erschien als Fasc. V, 2 der Bibliographie der Schweizer Landeskunde. Im gewissen Sinne noch fruchtbarer war die Tätigkeit, die H. im Sammeln und Registrieren des im Lande vorhandenen Materials leistete. Das Resultat dieser Altertümerstatistik, die eine riesige Arbeit kostete, sind die mannigfachen archäologischen Karten, die er da und dort in Gesellschaftsschriften veröffentlichte. Es geschah dies auf Anregung von Ferdinand Keller, der mit den Kanton Zürich, und von Bonstetten, der den Kanton Bern behandelt hatte. Von H. sind bearbeitet die Kantone Thurgau, Aargau, Solothurn, Wallis und Graubünden (letztere zwei mit dem bekannten Historiker W. Oechsli zusammen); für andere Kantone hatte H. die Arbeit schon vorbereitet, indem er gedachte, sein Lebenswerk mit der Publikation einer archäologischen Karte der ganzen Schweiz zu vollenden. In diese Kategorie gehört auch das kleine, aber sehr willkommene statistische Werklein über die Literatur von Vindonissa (Argovia, 31. Bd., 1905). Unzählig sind die Originalberichte über die von ihm an vielen Orten der Schweiz durchgeführten Ausgrabungen; als umfangreichste Berichterstattung erwähnen wir die Arbeit über das »Keßlerloch« bei Thayngen (N. Denkschr. Schweiz. Nat. Ges. 43. Bd. 1907).

Endlich wollen wir noch der Dienste gedenken, die H. den schweizerischen Museen, die ihn um Rat und Hilfe angingen, geleistet hat. Die Museen von Solothurn, Chur, Luzern und Winterthur verdanken ihm die Bestimmung, Einordnung und Aufstellung ihrer prähistorischen Bestände; handschriftliche oder gedruckte Kataloge aus seiner Hand machen sie für die Forschung brauchbar.

H. hatte, in der Schweiz wenigstens, viele offene und noch mehr versteckte Feinde, die sowohl dem Mann wie seiner Wissenschaft mißtrauten. Manche Gelehrte der alten Schule, namentlich die Vertreter der Geschichtsforschung (die Naturforscher kamen ihm schon freundlicher entgegen), konnten und wollten nicht verstehen, daß nicht nur die Archive, sondern auch der Boden und die Museen Stoff zu einem wissenschaftlichen Gebäude hergeben konnten, daß auch »Steine« Urkunden für die Kenntnis unserer Geschichte werden konnten, wenn man ihre stumme Sprache verstand. Es kam aber auch vor, daß gerade die Kreise, in denen H. nicht gut angeschrieben war, die Anregungen, die von ihm ausgingen, sich zu eigen machten und ihn nachahmten, ohne es zu äußern. Mit bitterem Sarkasmus hat H. gelegentlich dem Widerhall Ausdruck gegeben, den diese Auffassung bei ihm auslöste. Um so vertrauensvoller wandten sich ihm die einfachen und ungelehrten Leute zu; sie anerkannten mit dem feinen

Instinkt, der ihnen oft eignet, die Energie, die Anregung, die von ihm ausging, die Arbeitskraft, die helle Begeisterung für sein Fach, die Hingabe, die Unmittelbarkeit, mit der er ihnen gegenübertrat und auf ihr Denken und Fühlen einging. Die Männer aber, die die Aufgabe haben, die von Ferdinand Keller, Bonstetten, Fellenberg u. a. begründete, von H. ausgebaute Wissenschaft in der Schweiz weiter zu pflegen, werden die für sie grundlegende Tätigkeit des unermüdblichen Mannes immer anerkennen müssen und werden nie ungestraft achtlos an der Materialien- und Quellensammlung dieses Pioniers der schweizerischen Prähistorie vorübergehen dürfen.

Eine Zusammenstellung der Werke H.s (ohne die zahlreichen Zeitungsaufsätze) s. 5. Jahresbericht der schweiz. Ges. f. Urgeschichte (1913), S. 48—51.

Solothurn.

E. Tatarinoff.

Meister, Richard, * 27. Juli 1848 in Dresden, † 30. November 1912. — M. war der Sohn des Regisseurs am Königl. Hoftheater Karl Meister; seine Mutter war eine geborene Freiin v. Friesen. An der Kreuzschule in Dresden vorgebildet, studierte er in Leipzig klassische Philologie, Archäologie und Germanistik, insbesondere bei Georg Curtius, Ritschl, Overbeck und Friedrich Zarncke, und setzte nach Ablegung der Doktorprüfung diese Studien, namentlich die archäologischen, noch durch ein Semester in Berlin fort. Im Herbst 1872 trat er seine Lehrtätigkeit an dem damals von H. Lipsius geleiteten Nikolai-gymnasium an; schon nach drei Jahren wurden ihm der griechische Unterricht in Oberprima und das Ordinariat der Obersekunda anvertraut. Wie es gekommen ist, daß ein so trefflicher Schulmann nicht mit der Zeit in die Stelle eines Gymnasialrektors aufgerückt ist, davon wird nachher noch die Rede sein.

Als Forscher hat sich M. fast ausschließlich auf dem Gebiete der altgriechischen Sprache betätigt, und zwar wandte er sich im besonderen denjenigen altgriechischen Mundarten zu, deren hauptsächliche oder auch alleinige Erkenntnisquelle für uns die Inschriften sind. Die Anregung zu diesen Studien hatte er als Student von seinem Lehrer Curtius empfangen, der in seinen Schriften und Vorlesungen oft und nachdrücklich darauf hinwies, wie reiche Aufschlüsse für die Geschichte nicht nur der griechischen Sprache, sondern der indogermanischen Sprachen überhaupt die griechischen Dialekte zu gewähren vermöchten. Durch Curtius haben M.s Arbeiten auf diesem Gebiet, soweit sie grammatischer Art sind, die vorwiegend sprachhistorische, das Entwicklungsgeschichtliche betonende Richtung bekommen. In dieser Weise behandelt zunächst schon seine Doktorschrift, die im 4. Bande der Curtiusschen »Studien zur griechischen und lateinischen Grammatik« (1871, S. 355—469) veröffentlicht ist, den Dialekt der unteritalischen Kolonie Herakleia, den uns die bekannten »Herakleischen Tafeln« vorführen. Und es ist begreiflich, daß der junge Forscher diesem Gebiet, nachdem er auf ihm einmal heimisch geworden war, treu blieb. Kamen doch durch die Ausgrabungen, die damals an den verschiedensten Stellen des Bereichs der altgriechischen Sprache eifrig betrieben wurden, immer neue Sprachdenkmäler zutage, die der Wissenschaft reizvolle Aufgaben von ähnlicher Art stellten wie die, um deren Lösung sich M. in seiner Erstlingsschrift bemüht hatte. Und war er doch dadurch, daß er gediegene sprachwissenschaftliche Kenntnisse mit solidem historischen, archäologischen und sonstigen im engeren Sinn philo-

logischen Wissen verband, den meisten von denen, die sich damals mit der Deutung neu auftauchender Dialektinschriften befaßten, von vornherein überlegen.

Ein ehrenvoller Auftrag wurde ihm in der Mitte der siebziger Jahre: er sollte das klassische Werk von Heinrich Ludolf Ahrens, *De Graecae linguae dialectis*, das in zwei Bänden 1839 und 1843 erschienen war, neu herausgeben. Es handelte sich dabei, namentlich bezüglich des 2. Bandes, nicht um das, was man gemeinhin eine neue Auflage nennt, vielmehr um einen fast völligen Neubau. M. nahm das Anerbieten mit Freuden an, und so kam 1882 der erste, 1889 der zweite Band des Werkes heraus, das seine umfänglichste literarische Leistung ist; es hat den Titel »Die griechischen Dialekte auf Grundlage von Ahrens' Werk *De Graecae linguae dialectis*« (Göttingen bei Vandenhoeck und Ruprecht). Nur die drei sogenannten äolischen Dialekte sowie das Eleische und das Arkadisch-Kyprische sind in diesen zwei Bänden behandelt, d. h. kaum ein Drittel der durch reichlichere Sprachdenkmäler uns bekannten Mundarten. Daß das Werk ein Torso geblieben ist, lag nicht etwa daran, daß des Verfassers Begeisterung für die altgriechische Mundartenkunde abgeflaut wäre und er sich andern Stoffen zugewandt hätte. M. ging nur von da ab zu einer andern Art und Weise über, sich mit den Dialektquellen zu beschäftigen. Der Grund war wesentlich ein äußerer und war ein an sich höchst erfreulicher Umstand. Bei der immer rege gebliebenen Ausgrabungstätigkeit strömte nämlich der Philologie eine ungeahnte Fülle von neuem Material hinzu für die verschiedensten griechischen Mundarten. Dadurch wuchs M. sein Werk über den Kopf; wie es übrigens wohl auch jedem andern in ähnlicher Lage ergangen wäre. Ein glücklich-unglücklicher Zufall wollte, daß, als der zweite Band kaum abgeschlossen war, auch gerade für die in ihm dargestellten Mundarten neue wichtige Urkunden der Erde entstiegen; so stand dieser Band schon gleich nach seinem Erscheinen nicht mehr auf der Höhe der Zeit. Nächstes Erfordernis war für M. nunmehr nicht Fortsetzung der systematischen Darstellung, sondern Beteiligung an dem Zurechtlegen von einzelnen Bausteinen zu solcher Darstellung. Dem gab er sich hin, und dabei ist er geblieben. Er befaßte sich von jetzt an fast mit jedem neuen bedeutenderen Funde, der Schwierigkeiten bot, und veröffentlichte dann darüber einen besonderen Aufsatz. Nebenher aber beschäftigten ihn in gleicher Weise auch von älterer Zeit her schon bekannte, aber noch nicht erledigte Inschriftsteine. Ob er gehofft hat, noch einmal zur Weiterführung seines systematischen Werkes zu kommen, ist mir zweifelhaft.

Aus der Zahl dieser Einzeluntersuchungen, von denen die meisten in den Sitzungsberichten der sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften und in denen der Berliner Akademie veröffentlicht sind, hebe ich beispielsweise hervor die von 1899—1911 am erstgenannten Ort erschienenen elf »Beiträge zur griechischen Epigraphik und Dialektologie«; als der scharfsinnigste und ergebnisreichste von ihnen darf gelten der vierte (1904), der die bis dahin fast ganz unverständlich gebliebene Hauptquelle für die pamphyliche Mundart, die Inschrift von Syllion, zum Gegenstand hat.

Die andern Arbeiten M.s, die der Mundartenforschung gewidmet sind, treten gegen die, die bis jetzt erwähnt sind, zurück. Ich nenne von ihnen die verdienstliche Bearbeitung der böotischen Inschriften von Lakonien, Tarent, Herakleia (am Siris) und Messenien in der Collitz-Bechtelschen »Sammlung

der griechischen Dialektinschriften« (Bd. 1, 1884, S. 145—309 und Bd. 3, 2. Hälfte, 1905, S. 1—146) und die umfängliche und förderliche Arbeit über die in ionischer Mundart abgefaßten Mimiamben des Herondas (Leipzig 1893), die außer dem Text eine Übersetzung, einen Kommentar und eine eingehende Untersuchung des Dialekts des Dichters enthält.

Bei einem Mann von so vielseitigen wissenschaftlichen Interessen, wie der Verstorbene war, ist es nicht zu verwundern, daß sich seine schriftstellerische Betätigung nicht auf griechische Grammatik und Inschriftenkunde beschränkt hat. Ich erwähne daher noch — ohne damit alles erschöpfen zu wollen —, daß er auch über »das Gemälde des Appelles im Asklepieion zu Kos« (Festschrift für Overbeck, Leipzig 1893), über »Land und Leute in Ludwig Richters Holzschnittbildern« (Leipzig 1889) — L. Richter war sein Lieblingsmaler — sowie mehrere Aufsätze über Fragen des Schulunterrichts (in den Jahrb. für Pädagogik, 1891, S. 475 ff., 1899 S. 263 ff. und S. 312 ff.) geschrieben hat.

Als Hauptzüge in der Eigenart M.s als wissenschaftlichen Forschers treten zunächst entgegen das feurige Interesse, mit dem er alles ergriff, was auf dem Gebiet seiner Lieblingsstudien neu auftauchte, und die Gründlichkeit der Untersuchung, die volle, keine Schwierigkeit umgehende Hingabe an den Gegenstand. Inschriftsteine, denen man im ganzen oder in wesentlichen Teilen noch ohne Verständnis gegenüberstand, zu entziffern, zum Reden zu bringen, war ihm hoher Genuß, und so lockten ihn die Entdeckerfreuden, die ihm hier, bei der Pionierarbeit am Einzelobjekt, winkten, mehr an als die ebenmäßigere Arbeit des Zusammenfassens vieler bereits bekannter Einzelheiten zu einer Gesamtdarstellung und ihrer Verarbeitung zu großen Bildern. Weshalb er sich denn auch nicht allzu sehr darum gegrämt haben mag, daß sein auf fünf oder sechs Bände berechnetes Hauptwerk nicht über den zweiten Band hinausgediehen ist. Der Drang, Denkmäler, die Dunkelheiten enthielten, gleich in allen Teilen aufzuhellen und auszudeuten, hat ihn nicht selten zu überkühnen Hypothesen verführt, und so fehlt es neben den Treffern keineswegs an Nieten. Aber wer von den auf diesem dornigen Feld Arbeitenden hätte stets am rechten Ort die *ars nesciendi* geübt? Und haben doch nicht selten erst M.s Irrtümer den Anstoß dazu gegeben, daß ein anderer das Richtige fand. Auch hier gilt Goethes Wort: »Es ist mit Meinungen, die man wagt, wie mit Steinen, die man voran im Brete bewegt; sie können geschlagen werden, aber sie haben ein Spiel eingeleitet, das gewonnen wird.« Überdies hat sich M. immer die Fähigkeit bewahrt, umzulernen, und namentlich im Sprachgeschichtlichen gewann er mit der Zeit eine immer größere methodische Sicherheit, insbesondere auch in den etymologischen Fragen diejenige Zurückhaltung und Behutsamkeit, die hier ganz besonders vonnöten ist, und die oft auch kritisch bestens Veranlagte nur allzusehr vermissen lassen. In literarische Fehden mit persönlicher Spitze sich einzulassen, war nicht seine Art und Sache. Er war ohne falschen Ehrgeiz, er freute sich einer wahrhaft sonnigen Heiterkeit des Gemüts, und bei seiner vornehmen Geistes- und Herzensbildung liebte er um sich eine möglichst staub- und dunstfreie Atmosphäre. Nur ein einziges Mal fühlte er sich gezwungen, zur Abwehr einer ungerechten Beurteilung des zweiten Bandes seines Hauptwerks die Klinge zu ziehen; es war ein Angriff, den wohl auch ein noch Friedfertigerer nicht schweigend über sich hätte ergehen lassen. Diesem Anlaß entsprang M.s Schrift »Zum eleischen, arkadischen und kyprischen Dialekte« (Leipzig 1890).

Ein der Förderung und der Nutzbarmachung der Wissenschaft gewidmetes Leben voller Mühe und Arbeit, aber auch reich an Ertragnissen liegt abgeschlossen vor uns. Mein Bericht aber über das literarische Erbe unseres Freundes wies eine erhebliche Lücke auf, wenn ich nicht noch zum Schluß einer unvollendet hinterlassenen Arbeit von ihm gedächte. Seit 30 Jahren hatte auf ihn eine besondere Anziehungskraft der schwierigste aller griechischen Dialekte, der der Insel Kypros, ausgeübt. Diese Mundart wird uns vor Augen gestellt durch eine große Zahl von Inschriften, die abgefaßt sind in einem ganz eigentümlichen, den griechischen Lautverhältnissen nur sehr unvollkommen angepaßten Alphabet, einer orientalischen Silbenschrift. M. hat diese Mundart, so gut es damals möglich war, im 2. Band seiner »Griechischen Dialekte« dargestellt, und wie es ihm mit den andern Mundarten, die dort zusammenfassend beschrieben sind, erging, so erging es ihm auch mit dieser: die neuen Funde und die dadurch bewirkte Erweiterung unseres Wissens ließen die Darstellung sehr bald in wesentlichen Teilen als veraltet erscheinen. 1908 nun wurde von der Berliner Akademie und der sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften ihm, dem allein unter allen Philologen dazu hinreichend Gerüsteten, die Herausgabe des ganzen bis jetzt vorliegenden kyprischen Inschriftenmaterials übertragen. Diese Sammlung und kritische Bearbeitung sollte den 15. Band des von der Berliner Akademie herausgegebenen großen Werkes der *Inscriptiones Graecae* bilden. Das Unternehmen erforderte Reisen nach Paris, London, New York und nach Zypern und Ägypten, um die dort befindlichen schon bekannten Inschriften zu studieren, zugleich aber auch Umschau zu halten nach bisher noch unveröffentlicht gebliebenen. Mehrere Wochen weilte M. in London, einige Monate in New York im Dienste dieser Arbeit, und den Winter 1912 auf 1913 wollte er zum Abschluß der Vorarbeiten im Orient verbringen. Allerlei äußere Hemmnisse verzögerten das Werk. Von diesen will ich schweigen. Doch möcht' ich ein Geschehnis nicht übergehen, das leicht für das ganze Unternehmen hätte verhängnisvoll werden können, auch wenn unserem Freund Leben und Gesundheit geblieben wäre. Seine vorgesetzte Behörde bot ihm das Rektorat des Nikolaigymnasiums an. Da sagte er sich, daß die Erfüllung der Pflichten, die er als Leiter einer so großen Schule auf sich nähme, mit ersprißlicher Weiterarbeit an dem *Corpus inscriptionum Cypriarum* unvereinbar sein würde, und die Liebe zum wissenschaftlichen Werk siegte: er lehnte den Ruf ab. Rüstig förderte er nun einige Zeit hindurch wieder seine Arbeit, und er hatte schon den größeren Teil aller Vorarbeiten hinter sich gebracht, da packte ihn, im Frühjahr 1912, die furchtbare Krankheit, der er im Spätherbst des Jahres erliegen sollte. In den langen Wochen des Siechtums erlosch nur langsam seine Arbeitslust, schneller seine Arbeitskraft. Doch hoffte er bis zum äußersten, er werde wiedergenesen und seinem Werke wiedergegeben werden. Unvergeßlich wird mir die Abendstunde bleiben, da er, der längst Aufgegebene und schon offensichtlich vom Tod Gezeichnete, ruhig und gelassen, fast heiter mir auseinandersetzte, wie er sich dachte, daß sich ihm nach seiner Wiederherstellung in den Osterferien des nächsten Jahres die Weiterarbeit an der Inschriftensammlung gestalten werde.

War es ihm so nicht beschieden, die letzte große Garbe auf dem Felde seines wissenschaftlichen Wirkens selbst noch zu binden, so wird sie doch noch — das dürfen wir zuversichtlich hoffen — heimgebracht werden. Zwei von M.s

Söhnen, die als Philologen in die Fußtapfen des Vaters getreten sind, haben den Auftrag übernommen, das Werk zu Ende zu führen ¹⁾. Möge diesem glückliche Vollendung beschieden sein!

Nekrologe auf R. Meister haben bis jetzt veröffentlicht Prof. Hans Voigt im Programm des Nikolaigymnasiums für 1912/13 und Karl Meister, des Verstorbenen ältester Sohn, a. o. Professor an der Universität Berlin, in Krolls Jahresberichten f. Altertumswissenschaft, Bd. CLXVIII, B, S. 34 ff., sowie im Jahrbuch der Indogermanischen Gesellschaft, 1913. Den beiden letztgenannten Nachrufen ist ein Verzeichnis von Meisters Schriften beigegeben.

Karl Bruggmann ²⁾.

Ebstein, Wilhelm, Universitätsprofessor der speziellen Pathologie und Therapie, Direktor der medizinischen Klinik und Poliklinik in Göttingen, * 27. November 1836 in Jauer, † 22. Oktober 1912 in Göttingen. — Als ältester Sohn eines Kaufmannes in Jauer in Schlesien geboren, besuchte er die dortige Bürgerschule; mit 13 Jahren trat er in die Tertia des Gymnasiums in Liegnitz ein, das er 19-jährig mit dem Zeugnis der Reife verließ. E. ist auf Grund seiner eigenen dort gemachten Erfahrungen ein lebhafter Anhänger des humanistischen Gymnasiums geworden und stets geblieben. Von 1855 bis 1858 studierte E. in Breslau, trat dort besonders mit H. R. Göppert, dem Botaniker, und Ferdinand Cohn, dem Pflanzenphysiologen, in nähere Beziehungen, nicht minder mit dem Physiologen C. B. Reichert, einem der besten Schüler von Johannes Müller. Nach bestandenen Tentamen philosophicum (25. Juli 1857) blieb E. die beiden ersten klinischen Semester in Breslau und stand noch unter dem Einflusse von Frerichs, der damals mit Untersuchungen über Leberkrankheiten beschäftigt war.

In Berlin (1858/59) hörte er noch im letzten Semester seiner Lehrtätigkeit Johann Lukas Schönlein, dem er bis an sein Lebensende eine warme Verehrung zollte. Inzwischen war Frerichs Schönleins Nachfolger geworden, aber mehr als dieser übte besonders Ludwig Traube starken Einfluß auf ihn aus, dessen Klinik »in strengster Individualisierung jedem einzelnen Falle bis in die feinsten Details vollste Rechnung trug«. Weiter war es Romberg, und vor allem Rudolf Virchow, als dessen Schüler sich E. stets gern bezeichnet hat, die ihn als Lehrer begeisterten. Am 11. Juli 1859 promovierte E. mit der Arbeit: »*De mutationibus microscopicis cocti crudique amyli fluido oris tractati*«; seine Opponenten waren Alfons Bilharz, der Arzt und Philosoph von Sigmaringen, Alexis Holländer, ein geschätzter Musiker und Emanuel Mendel, der bekannte Berliner Psychiater. Im folgenden Jahre, am 29. Februar 1860, wurde E. für befähigt erklärt, »auf die leidende Menschheit losgelassen zu werden«, wie er in den nachgelassenen »Lebenserinnerungen« schreibt. Nach Beendigung des einjährig-freiwilligen Jahres beim 51. Infanterieregiment in Breslau kam E. durch Göpperts Einfluß 1862 an das dortige Allerheiligenhospital, wurde 1863 dort Prosektor am Leichenhaus und beobachtete die damals dort herrschende Pockenepidemie.

¹⁾ Der eine von diesen beiden, Dr. Ludwig Meister, ist mittlerweile als Leutnant der Res. auf französischem Boden gefallen.

²⁾ Mit Genehmigung des Verfassers auszugsweise wiederholt aus den Berichten über die Verh. d. Kgl. Ges. d. Wissensch. zu Leipzig, Bd. 65, 4. 1913.

1866 machte E. als Arzt der Landwehr den Krieg gegen Österreich mit, und im selben Jahre beobachtete er nach seiner Rückkehr eine der schwersten Cholera-epidemien in Breslau und erkrankte selbst am Fleckfieber sehr schwer.

Auf Heidenhains Zureden habilitierte sich E. am 26. April 1869 mit der Schrift: »Die Rezidive des Typhus« und hielt am 19. Juni seine Antrittsvorlesung über »Urämie«. Am 20. Juli 1870 wurde E. als Stabsarzt eingezogen und machte den Krieg gegen Frankreich mit und kehrte im Mai 1871, mit dem Eisernen Kreuz geschmückt, nach Breslau zurück.

Nachdem er inzwischen die Stelle eines leitenden Arztes am dortigen Städtischen Krankenhause erhalten hatte und als Dozent in diesen Jahren Kurse und Vorlesungen über pathologische Anatomie für den erkrankten Professor Cohnheim gehalten hatte, erhielt er Ende September 1874 den Ruf als ordentlicher Professor nach Göttingen. Er leitete hier zunächst bis 1876 die Medizinische Poliklinik, um dann nach Ewald Hasses Rücktritt (Ostern 1877) auch die Direktion der Medizinischen Klinik (zuerst in dem Ernst-August-Hospital) zu übernehmen. Diese Stellung hat E. bis zum Verzicht auf das Lehramt an der Schwelle des 70. Lebensjahres, bis zum 1. Oktober 1906, innegehabt. Inzwischen war 1891 der von ihm in Plänen entworfene Neubau der Medizinischen Klinik und Poliklinik, die sein ganzer Stolz war, mit einer Vorlesung »Über neuere Heilmethoden« eingeweiht worden. Sie entsprach nicht nur den Anforderungen seiner Zeit, sondern trug auch der Möglichkeit einer Weiterentwicklung mit weiter Voraussicht Rechnung.

Am 9. November 1899 feierte er sein 25 jähriges Professorenjubiläum und hielt dabei eine klinische Vorlesung »Leben und Streben in der inneren Medizin« (Stuttgart, Enke, 1900); am 27. November 1906 wurde der 70. Geburtstag und am 11. Juli 1909 sein 50 jähriges Doktorjubiläum gefeiert, bei dem ihm u. a. die medizinische Fakultät der Georgia Augusta eine Glückwunschadresse überreichte und die Berliner Fakultät das Doktordiplom erneuerte.

Fast 77 Jahre alt, wurde er nach kurzem leichten Unwohlsein am 19. Oktober von einer linksseitigen Lähmung befallen, der er am 22. nachmittags kurz nach 5 Uhr erlag.

E. war zwar keiner »der gewaltsam niederreißenden und wiederaufbauenden Organisatoren großen Stiles«, wie sein Nachfolger Carl Hirsch sagt; aber »kluges Abwägen und Maßhalten in allen Dingen waren Grundzüge seines Wesens«. Es war der Geist der deutschen Gelehrten, der in ihm lebte und wirkte. Ebenso bewundernswert wie sein phänomenaler Fleiß war seine unbestechliche beharrliche Wißbegierde. Schlicht und einfach, jeder Pose und Affektation abhold, fand er sein ganzes Glück in steter Arbeit und in seiner Familie. Seine harmonische Persönlichkeit, die einen glücklichen Optimismus ihr eigen nannte, fand ihre schönste Erholung in der Musik; Johannes Brahms spielte er schon, wo man ihn kaum würdigte. Auf den Ferienreisen hat er stets geschrieben und gearbeitet. Müßig war er nie. Auch sein *Otium cum dignitate* (1906—1912) benutzte er noch zu über 90 Arbeiten! In seinem Nachlaß finden sich noch weitgehende Vorarbeiten zur Neuauflage der Zuckerkrankheit und zu einer Krankenphysiognomik, die ihn lebhaft beschäftigte.

In Richtung und Methode der Arbeit ging E. den gleichen Weg wie Ludwig Traube und Julius Cohnheim. Wie Virchow hat er stets die »Bedeutung des historischen Gedankens für die Medizin« betont.

Seine Arbeiten — gegen 350 — behandeln vor allem, aber keineswegs allein, die mannigfaltigsten Gebiete der inneren Medizin. Im Verein mit Julius Schwalbe und einer großen Zahl von Gelehrten gab er das Handbuch der praktischen Medizin in 5 Bänden heraus, das zwei Auflagen erlebte.

Seine Bedeutung für die innere Klinik liegt vor allem auf dem Gebiete der Krankheiten des Stoffwechsels, der Nieren-, Leber- und der Magen-Darmkrankheiten. In der Erforschung der Gicht und der Bildung der Harnsteine ist er neue Wege gegangen, die auf Jahrzehnte anregend und fördernd gewirkt haben. In den »Vererbbaeren zellularen Stoffwechselkrankheiten« hat er die Störungen des Organismus dieser unheimlichen Trias (Fettleibigkeit, Gicht, Zuckerkrankheit) auf die Störung des Elementarorganismus der Zellen zurückgeführt. Seine Lebensweise der Fettleibigkeit machte ihn weltbekannt; das Büchlein, in fast alle Kultursprachen übersetzt, erschien in 8 Auflagen. Charcot veranlaßte die Übersetzung der Gicht ins Französische und schrieb ein Vorwort dazu; nach einem Menschenalter (1906) hatte E. die Freude, die deutsche Ausgabe wieder auflegen zu können. Noch 1909 erschien von ihm eine Monographie über die Leukämie, zu deren Kenntnis er wesentlich (akute Leukämie) beigetragen hatte. Die chronische Stuhlverstopfung und ihre Beziehungen zu andern Krankheiten sowie ihre Beseitigung durch die Ölkur hat er in Wort und Tat geübt.

Die medizinische Diagnostik verdankt ihm u. a. die palpatorische Perkussion (Tastperkussion) nicht nur des Herzens, sondern auch der Lungen, Milz, Leber usw.; sie wurde eine klinische Methode durch ihn und ist durch seine Schüler weit verbreitet worden. Die Bedeutung des Ebsteinschen Winkels (Herzleberwinkel) für die Diagnose kleinerer Ergüsse im Herzbeutel ist heute jedem Mediziner geläufig.

Als Lehrer hatte E. seinen aus reicher Erfahrung quellenden, oft mit Humor und Sarkasmus gewürzten klinischen Unterricht stets auf die Heranbildung eines wissenschaftlich denkenden und schwierigen Lagen gewachsenen Ärztestammes eingestellt; 25 Jahre lang las er unermüdlich über spezielle Pathologie und Therapie, eine Vorlesung, die sehr beliebt war, sowie eine klinische Visite im Sinne Traubes.

Er darf — nach Hirsch — als ein wahrer Organisator des klinischen Unterrichts an der Göttinger Hochschule angesehen werden, der er fast 40 Jahre angehörte.

Seine mehr als 30jährige, oft bedeutungsvolle Mitwirkung im Gesundheitsrat der Stadt Göttingen gab Anlaß zu hygienischen Studien, die er in der Dorf- und Stadthygiene (Stuttgart 1908) niederlegte. In der Ausrottung des Unterleibstyphus verdankt ihm Göttingen viel, indem er auf die fast unglaublichen hygienischen Mißstände in den Dörfern von Göttingens Nachbarschaft hinwies.

Seine von ihm in den letzten Jahren niedergeschriebenen »Lebenserinnerungen«, die bis 1906 reichen, hat er an seinem 75. Geburtstage abgeschlossen.

Dem auf Wunsch der Redaktion verfaßten Nekrolog liegen zugrunde: A. Bickel, D. med. Wschr. 1906, Nr. 48 (mit Bild). — H. Boruttau, Janus 1912 (mit Bild). — E. Ebstein, Bibliographie der Arbeiten von 1859—1906 (Deutsches Arch. f. klin. Medizin Bd. 89, S. 367—378; und derselbe (Janus 1912), der Arbeiten von 1906—1912. — W. Ebstein, Lebenserinnerungen (Manuskript). — P. Fraenkel, D. med. Wschr. 1912, Nr. 51 (mit Bild). — L. Fränkel, Frankfurter Zeitung vom 25. Oktober 1912, Nr. 296. — Für-

bringer, D. med. Wschr., Lit. Beilage Nr. 28 vom 14. Dez. 1899. — Graeffner, Zeitschrift für Balneologie vom 1. November 1912, S. 456. — Herting, Ges. f. Gesch. der Medizin am Niederrhein am 7. III. 1913. — Heubner, Med. Gesellschaft in Göttingen vom 7. November 1912. — C. Hirsch, Deutsches Arch. f. klin. Medizin Bd. 109 (1912) und Chronik der Georg-August-Universität zu Göttingen für 1912, S. 15—16 und Adresse der mediz. Fakultät vom 11. Juli 1909. — van Leersum, Janus 1909, S. 529—532: med.-histor. Arbeiten von 1897—1909. — Jul. Marcuse, Leipziger Illustrierte Zeitung 1912 (mit Bild). — A. Schittenhelm, Zur Feier seines goldenen Doktorjubiläums. Münch. med. Wschr. 1909, Nr. 31. — E. Schreiber, Berl. klin. Wschr. 1913, Nr. 8.

Porträts finden sich im Corpus Imaginum der Photograph. Gesellschaft in Berlin, in der Münch. med. Wschr. 1909, 21, in der Zeitschrift für klin. Medizin Bd. 38 (Festschrift zum 25 jährigen Professorenjubiläum), in Bd. 89 des Deutschen Archivs für klinische Medizin, in Spemanns Goldenem Buche der Medizin usw. Eine Marmorbüste existiert von Hans Everding (1899) aus Cassel und ein Ölbild von Kurt Witte (1905) aus Osnabrück.

Erich Ebstein.

Sarwey, Oskar von, Generalleutnant z. D., * 7. März 1837 zu Ludwigsburg, † 30. Januar 1912 zu Charlottenburg. — Mit dem Generalleutnant z. D. Oskar von Sarwey, der einem Schlaganfall erlag, ist einer der immer seltener werdenden Angehörigen der württembergischen Felddivision des großen Kriegsjahres 1870/71 und einer der gleichfalls immer seltener werdenden Ritter der Ersten Klasse des Eisernen Kreuzes aus jener Zeit dahingegangen.

S. war zu Ludwigsburg, dem »würtembergischen Potsdam«, geboren. Er entstammte einem im Jahre 1567 aus Savoyen in Deutschland eingewanderten Geschlecht. Sein Vater war der in der juristischen Welt noch heute durch seine Schriften bekannte Obertribunalrat Sarwey. Oskar besuchte zunächst das Gymnasium in Stuttgart, um dann im April 1855 zunächst in die württembergische Kriegsschule zu Ludwigsburg und im Herbst 1857 in die Armee überzutreten. Am 17. Mai 1858 wurde er zum Leutnant im damaligen 6. Infanterieregiment in Ulm ernannt. Sein lebhafter Sinn für jede geistige Anregung und Arbeit und sein frisches Temperament hoben ihn schon früh aus der gewöhnlichen Bahn und der eintönigen Beschäftigung des Frontdienstes zu besonderen Stellungen heraus. Schon nach ganz kurzer Dienstzeit in der Front begann für den jungen strebsamen Offizier mit der Adjutantenlaufbahn die fruchtbringende Lehrzeit für den Generalstab, unterbrochen durch einen einjährigen Urlaub nach Paris zum Studium der französischen Sprache und der französischen Heereseinrichtungen. Während des Feldzugs 1866 war er Adjutant im Bureau des inneren Dienstes im Hauptquartier der württembergischen Felddivision. 1867 wurde er zum Hauptmann im Generalstab ernannt. Bald darauf erfolgte seine Berufung ins Kriegsministerium und seine Ernennung zum Adjutanten des württembergischen Kriegsministers, der später seine Kommandierung als Bureauchef im Korpskommando unter dem Prinzen Friedrich von Württemberg folgte. In allen diesen Stellungen trat sein reges Interesse und sein offenes Auge für den Fortschritt und die zeitgemäße gesunde Entwicklung der württembergischen Heereseinrichtungen, verbunden mit ausgesprochen deutsch-nationalem Empfinden vorteilhaft und bemerkenswert hervor, und so war es natürlich, daß unter den ersten, auf Grund der Militärkonvention mit Preußen im Jahre 1867 vorgenommenen Kommandierungen württembergischer Offiziere zur preußischen Armee auch Hauptmann v. S.

sich befand. Er wurde dem preußischen Großen Generalstab zugeteilt, an dessen Spitze der große Stratege Moltke in frischer Kraft wirkte. Im Feldzug 1870/71 fand S. als Generalstabsoffizier der 2. württembergischen Feldbrigade Verwendung. An dem ruhmvollen und erfolgreichen Eingreifen der Brigade Starkloff in der Schlacht bei Wörth durch den Sturm auf Fröschweiler hatte der tapfere und mutige Generalstabsoffizier, der mit den Stürmenden in erster Linie in das Dorf eindrang, ehrenvollen Anteil. Im weiteren Verlauf des Feldzugs war die 2. Feldbrigade bei Sedan und bei der Einschließung von Paris beteiligt, wo sie am 30. November am Gefecht bei Mont Mesly teilnahm und am 3. Dezember früh bei Villiers noch mit den den Abzug der Franzosen deckenden Abteilungen ins Feuer kam. Die verdiente Anerkennung seiner Tätigkeit im Feldzug fand Hauptmann v. S. in der Verleihung des württembergischen Militärverdienstordens und des Eisernen Kreuzes zweiter und erster Klasse. Nach dem Kriege wurde S. zunächst dem Kaiser Franz-Garderegiment in Berlin zugeteilt. Er tat dann abwechselnd Dienst beim Infanterieregiment 125 in Stuttgart und beim Infanterieregiment 126 in Straßburg, um dann als Major im Frühjahr 1874 wieder ein Kommando zum Großen Generalstab in Berlin zu erhalten, woselbst er bis zum Frühjahr 1877 eine interessante Zeit der Weiterbildung unter den Augen Moltkes durchmachte. Dann wurde er Bataillonskommandeur beim 125. Infanterieregiment in Tübingen und 1883—1888 Regimentskommandeur bei den 126ern in Straßburg. In seine Straßburger Zeit fiel auch eine seinem regen Wissensdrang dienende, im Verein mit einigen Kameraden unternommene Reise nach Konstantinopel, dem russisch-türkischen Kriegsschauplatz in Bulgarien und nach Bukarest, wobei er in Konstantinopel dem Sultan eine türkische Truppe in einer Exerzierübung vorführen durfte. 1888 zum Generalmajor ernannt, trat S. an die Spitze der 52. württembergischen Infanteriebrigade in Ludwigsburg, die er im September des gleichen Jahres mit der preußischen 9. Infanteriebrigade in Frankfurt a. O. vertauschte. Mit dieser Stellung mußte er aus gesundheitlichen Gründen im Jahre 1890 seine militärische Laufbahn beschließen, wobei er noch den Charakter als Generalleutnant erhielt.

Seine geistige Arbeitskraft war aber noch so rege und ungeschwächt, daß er sich im Frühjahr 1892 mit Freuden der Reichslimes-Kommission zur Verfügung stellte, als diese Kommission, die sich die Erforschung des römischen Limes zur Aufgabe gestellt hatte, einen erfahrenen älteren Offizier als militärischen Vorsitzenden suchte. Diesem umfangreichen Forschungsgebiet galt bis in seine letzten Tage seine volle, unermüdliche Arbeit, die für ihn in den ersten Jahren erhöhte Bedeutung erhielt durch das Zusammenwirken mit dem Zivilvorsitzenden der Kommission, dem großen Historiker Professor Mommsen. Sein Wirken in der Limes-Kommission wurde sehr geschätzt.

Neben dieser Beschäftigung fand S. reiche Anregung und Befriedigung in der mehrjährigen Betätigung auf internationalem und wissenschaftlichem Boden in den Ausschüssen des Deutschen Flottenvereins, der Deutschen Kolonialgesellschaft, der Deutsch-asiatischen Gesellschaft und der Gesellschaft für Erdkunde. Das Kaiserl. Archäologische Institut in Berlin ernannte ihn in Anerkennung seiner Verdienste um die Altertumswissenschaft zum ordentlichen Mitglied. Aus Anlaß der 40 jährigen Erinnerungsfeier des Krieges 1870/71 wurde ihm das Großkreuz des württembergischen Militärverdienstordens verliehen, dessen Kommentur er schon 1895 geworden war. Nach seinem Rück-

tritt aus dem aktiven Militärdienst hatte S. seinen Wohnsitz nach Berlin verlegt, doch hat er die Beziehungen zu den alten württembergischen Kameraden allzeit aufrecht erhalten, und auch in weiten Kreisen der Reichshauptstadt wußte man den charakter- und ehrenfesten, offenen und liebenswürdigen, auf allen Gebieten des Wissens bewanderten Mann sehr zu schätzen.

Quelle: Schwäbischer Merkur 1912.

Bauerle, Karl Wilhelm Friedrich, * 5. Juni 1831 in Endersbach im Remstal, † 26. August 1912 in Aichelberg im württembergischen Schwarzwald. — B. war der Nestor der schwäbischen Maler. Er war im Remstal geboren; aber man kann ihn fast ebensogut als Amerikaner oder Engländer wie als Schwaben in Anspruch nehmen, wenn man seinen äußeren Lebensgang betrachtet. Im Herzen freilich blieb er allzeit kerndeutsch. Als er 4 Jahre alt war, wanderten seine Eltern aus nach Amerika, wo sie zuerst bei Pittsburg eine Farm bewirtschafteten, um dann weiterzuziehen in den Urwald des Staates Indiana. Dort im Blockhaus war von Schulbildung keine Rede, aber der kleine Farmer zeichnete Vögel, Bäume, kurz alles, was er zu Gesicht bekam, ohne Anleitung, aus dem Herzen. Erst vom 10. bis 11. Lebensjahre konnte der lernbegierige Junge eine Schule besuchen; ein Onkel in Cincinnati nahm ihn auf. Vom 13. Jahr an arbeitete Karl Bauerle bei diesem Verwandten in dessen Buchdruckerei 10 Jahre lang als Schriftsetzer. Das Zeichnen und Malen aber betrieb er mit Eifer bei Nacht, denn ein mächtiger Drang zur Kunst war bei ihm bereits lebendig. Im 24. Lebensjahr versuchte er sich als Dekorationsmaler und half beim Malen eines Panoramas, das die Schrecken der Negerklaverei darstellte. Dann gründete er mit andern zusammen eine xylographische Anstalt, in der er mit solchem Übereifer für den Holzschnitt zeichnete, daß eines Tages seine Augen plötzlich versagten. Da nach Ausspruch der Ärzte nur ein Aufenthalt in Europa Heilung versprach, kehrte er — fast mittellos — in die Heimat zurück. Glücklicherweise fand er bei nahestehenden Familien Aufnahme, und in der Tat besserten sich hier nun allmählich auch seine Augen. Nun begann sein eigentliches künstlerisches Studium auf der Stuttgarter Kunstschule unter den Professoren Rustige und Neher. Sein Talent stand bald außer Frage. Zu seiner weiteren Ausbildung ging er nach München zu Piloty und endlich mit einem Stuttgarter Stipendium nach Rom. Nachdem er 1864 mit Amalie Irion aus Fellbach seinen Hausstand begründet, siedelte er sich als Porträtmaler in Stuttgart an, wo eine Anzahl trefflicher Bildnisse von ihm entstand. Ein Familienbild, das er im Auftrage des Fürsten von Hohenlohe-Langenburg schuf und das viel Aufsehen erregte, verschaffte ihm einen Ruf nach England, wo er für die Königin Viktoria und den Prinzen von Wales, den nachmaligen König Eduard, eine ganze Reihe von Porträts malte. In London wurde er namentlich als Maler von reizenden Kindergruppen berühmt, und als solcher hatte er namentlich vom englischen Adel bedeutende Aufträge. Dieses fröhliche Schaffen erlitt eine traurige Störung durch den Tod seiner geliebten Gattin (Oktober 1870). Der Jammer trieb ihn wieder in die schwäbische Heimat zurück, wo er gern geblieben wäre, wenn er genügende Aufträge hätte bekommen können. So zog er wieder nach London zurück, wohin ihm 1873 die zweite Gattin Mathilde, Tochter des Pfarrers Erhardt in Schwenningen, folgte. In London entstand neben vielen Porträts eine ansehnliche Zahl von Genrebildern, so die »Waisen«,

die eines der populärsten Bilder in der Stuttgarter Gemäldegalerie geworden sind. Die Art, wie er Frühling und Herbst verkörperte, erinnerte an Theodor Schüz. Auch das biblische Genre hat er eifrig gepflegt. Sein Bild »Hagar und Ismael« wurde viel bewundert und ist auch als Kupferstich erschienen. Seine Kunst wurde in der ganzen Welt bekannt. Selbst die Staatsgalerien von Sidney und Melbourne besitzen Bilder von ihm. In den letzten Jahren, die er wieder in der schwäbischen Heimat bei seinen Kindern verbrachte, hatte er sich mehr dem Landschaftlichen zugewandt. Manches arbeitete er auch in Verbindung mit seinem die Kirchenmalerei pflegenden Sohn Theodor Bauerle. Als Achtzigjähriger trat er noch einmal mit einer großen Ausstellung vor die Stuttgarter Kunstfreunde, mit der er sein liebenswürdiges Kunstschaffen dem jungen Geschlecht noch einmal in Erinnerung brachte.

Quelle: Schwäbischer Merkur.

Rogge, Johann Friedrich Christian Albrecht, von 1911 bis 1912 Generalsuperintendent der Rheinprovinz, * 13. April 1864 zu Hohenfürst in Ostpreußen als Sohn eines Pfarrers, † 6. August 1912 zu Weilburg a. Lahn, studierte von 1883 bis 1886 zu Leipzig, Königsberg und Berlin Mathematik, dann von 1886 bis 1888 zu Berlin Theologie, bestand in Berlin 1888 und 1890 die beiden theologischen Prüfungen mit Vorzüglich. Nach der Ausbildungszeit im Predigerseminar zu Wittenberg 1889 und 1890 wurde Rogge zum Garnisonhilfsprediger in Berlin ernannt, rückte schon 1891 zum Divisionspfarrer der 1. Garde-Infanteriedivision auf, wurde in gleicher Eigenschaft 1893 zur 15. Division nach Köln versetzt, 1895 als Marine-Stationspfarrer nach Kiel berufen, wurde 1901 Marine-Oberpfarrer, 1906 Hof- und Schloßprediger an der Schloß- und Mariengemeinde zu Stettin, gleichzeitig Konsistorialrat und Mitglied des Stettiner Konsistoriums, und 1911 Generalsuperintendent der Rheinprovinz in Koblenz. Am 12. Juli 1911 in das Koblenzer Amt eingeführt, wurde R. schon am 6. August 1912 auf einer Reise durch einen Herzschlag dahingerafft.

Schon 1903 war R. von der theologischen Fakultät zu Kiel zum Lizentiaten der Theologie *honoris causa* ernannt worden. Nachdem er bereits als junger Geistlicher in Berlin in der vom Verein Deutscher Studenten ausgehenden, von Adolf Stöckers Gedanken befruchteten Bewegung sich einen Namen gemacht, bewährte sich R. in seinen verschiedenen Stellungen in geradezu glänzender Weise. Um seine Predigten und seine auf mannigfache Gebiete der Wissenschaft und Bildung sich erstreckenden Vorträge hatte sich in Kiel und noch mehr in Stettin eine zahlreiche und dankbare Personalgemeinde geschart. Mit großem Eifer und rühriger Tatkraft hatte R. die Pflichten des neuen Amtes in der Rheinprovinz aufgenommen und in der sonst gegen jeden Fremden so spröden Rheinischen Kirche während der kurzen ihm vergönnten Arbeitszeit eine Fülle von Liebe und Anerkennung erworben. Auf der Höhe des Lebens und der Schaffensfreude abgerufen, hinterließ er das Andenken eines Mannes, auf den in kirchlichen und vaterländischen Kreisen die größten Hoffnungen gesetzt waren. Die Nachricht von seinem unerwarteten, frühen Tode erweckte in der Rheinprovinz wie an den Stätten seiner vorausgegangenen Wirksamkeit tiefe, aufrichtige Trauer.

Von schriftstellerischen Werken seien neben zahlreichen im Druck erschienenen Vorträgen und Aufsätzen genannt: Thomas Carlyle 1895, Der irdische Besitz

im N. T. 1897, die Predigtsammlungen: Moses und Christus 1900, Wir heißen euch hoffen! 1905, Näher, mein Gott, zu dir! 1911; ferner: Religiöse Charaktere im 19. Jahrhundert 1908; Kunst, Künstler, Christentum 1910.

In seltener Weise vereinigten sich in dem früh Vollendeten wissenschaftliche Gründlichkeit, umfassende Bildung, fesselnde Redegabe, sachlicher Scharfblick und gewinnende Liebenswürdigkeit. Klingemann.

Drews, Paul Gottfried, D., Professor der praktischen Theologie an der Universität Halle; * 8. Mai 1858 zu Eibenstock (im Erzgebirge, Kgr. Sachsen), † 1. August 1912 zu Halle a. S. — Dr. entstammte einem trefflichen Elternhause: der Vater ein Kaufmann von stillem, ernstem Charakter, mit hoher Lebensauffassung, der sich unter Mühen und Entbehrungen heraufarbeitete, die Mutter, die Tochter eines Arztes, eine kluge, gerade Frau von starkem Gottvertrauen und doch gern »sorglich«, dabei von natürlicher Herzensgüte und frohem Sinn: sie gaben ihm das Beste seines Wesens mit. Die Anfänge der Schulbildung in Eibenstock waren nicht groß, dann aber, als die Eltern 1870 nach Leipzig übergesiedelt waren, entfaltete das Thomas-Gymnasium unter Eckstein die geistigen Kräfte, regte den wissenschaftlichen Sinn an, der alles beobachtet und das Gegebene in seinem Werden zu verstehen sucht, und stattete ihn dazu mit soliden humanistischen und geschichtlichen Kenntnissen aus. Schon damals hatte er Freude daran, Unterricht zu geben. Vielleicht waren es G. A. Frickes Predigten, die den schon früh gefaßten Beschluß, sich der Theologie zuzuwenden, bestärkten, trotzdem der geistlos-orthodoxe Religionsunterricht in den oberen Klassen ihn fast abgeschreckt hätte, wie er ihm denn eine dauernde Abneigung gegen diese Art Orthodoxie einflößte. Ostern 1878 begann Dr. das Studium in Leipzig. Hier fand er reichste Anregung in der sogenannten Theologischen Mittwochsgesellschaft, die sich um Harnacks aufgehende Sonne scharte: der Freundschaft mit Rade und W. Bornemann ist er bis zum Tode treu geblieben. Im 3. Semester zog ihn Ritschl nach Göttingen, wo er andern Gliedern desselben Kreises, Loofs, Wrede, Sam. Eck, nahetrat. Ohne »Gnesioritschlianer« zu werden, hat er von Ritschl entscheidende Anregungen, vor allem für das Verständnis der Reformation, empfangen. Nach drei weiteren Semestern in Leipzig bestand er 1881 die erste theologische Prüfung, der 1883 die zweite folgte. Inzwischen hatte er eine frohe und schöne Zeit als Hauslehrer bei der Familie des Freiherrn v. Dungern auf der Oberau in Franken verlebt, die ihm bei angeregtem geistigen Verkehr auch Muße zu wissenschaftlicher Vertiefung gab und Gelegenheit brachte, die Archive von Nürnberg und München zu reformationsgeschichtlichen Studien auszubenten. So konnte er noch während des Jahres praktischer Vorbereitung im Leipziger Predigerkollegium 1883 den theologischen Lizentiatengrad erwerben mit einer Studie über »Petrus Canisius, der erste deutsche Jesuit«, die erst 1892 in erweiterter Form in den Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte veröffentlicht wurde. Sechs Jahre auf einer Landpfarre zu Burkau in der Lausitz (1883—1889), wo er sich liebevoll in die dem Städter fremde Art bäuerlicher Frömmigkeit hineinzudenken wußte, und weitere fünf Jahre städtischen Pfarramts als Archidiakonus an der Lukaskirche in Dresden (1889—1894), wo er sich das Vertrauen ebenso der Gebildeten wie der schlichten Leute in reichem Maße zu erwerben verstand, gaben dem allzeit daneben literarisch Tätigen die solide Vorbereitung für das akademische Amt

eines Professors der praktischen Theologie, in das er 1894 zunächst als Extraordinarius nach Jena berufen wurde. Er brachte eine reiche pfarramtliche Wirksamkeit der Wissenschaft zum Opfer, mit Recht; denn in ihm war eine seltene Verbindung von tiefgründigem Forscher und anregendem Lehrer. So schlug er auch ehrenvolle Rufe nach Koburg, später nach Meiningen in hohe Kirchenämter aus: er wollte, auch unter materiellen Opfern, der Universität treu bleiben. Trotz des außerordentlichen Vertrauens, das Großherzog Karl Alexander ihm schenkte und durch mehrfache Einladungen zu Predigten in Weimar und auf der Wartburg bewies — er plante die Errichtung eines Predigerseminars, das Dr. ganz nach seinen Ideen gestalten sollte —, war es nicht möglich, ihm in Jena eine dauernde Stellung zu schaffen. Nach siebenjähriger Wirksamkeit folgte er 1901 einem Rufe nach Gießen, um nach abermals sieben Jahren 1908 die hessische Universität mit Halle a. S., der damals bedeutendsten Stätte theologischer Wirksamkeit, zu vertauschen. Daß seine engere Heimat Sachsen nicht diesen längst als Führer auf seinem Gebiete anerkannten Gelehrten und Lehrer bei sich bietender Gelegenheit für die Universität Leipzig, der er als seiner alten *Alma mater* treu anhing, zu gewinnen suchte, hat viele gewundert. Der großen Wirksamkeit, die seiner in Halle wartete, sollte er sich nicht lange erfreuen: die Krankheit, die sich wohl länger vorbereitet und seine Kraft und Freudigkeit hie und da gelähmt hatte, brach im Frühjahr 1912 durch, so daß ein operativer Eingriff nötig wurde, und raffte ihn am 1. August hin. Nachdem er das Semester über immer noch der Hoffnung gelebt hatte, seine Vorlesungen wieder aufnehmen zu können, war er sich zuletzt ganz klar über sein Ende und ging dem Tode mit bewundernswürdiger Glaubenszuversicht entgegen.

In Elisabeth Kühn, der Tochter des 1. Pfarrers der Dresdener Lukasgemeinde (jetzigen Geh. Konsistorialrats) Kühn, hatte er eine treue Lebensgefährtin und Helferin seiner Arbeit gefunden; in Gießen 1908 wurde ihnen ein Sohn (Paul Gerhardt) geschenkt.

Als Mensch eine wundervoll feinfühligte Natur, verständnisinnig allem sich hingebend und voller Begeisterung für die großen Aufgaben der Zeit, eine prachtvolle Mischung tiefsten Ernstes und fröhlichsten Humors, hatte Dr. in der kernhaften Frömmigkeit Luthers die Kraft gefunden, die seine von Haus aus weiche Art ausgleichend, ihn zu einer so eindrucksvollen Persönlichkeit machte: er forderte ganzes Vertrauen, aber er fand es auch bei allen, die ihm wirklich nähertraten. Er hatte jedem etwas zu bieten, und dabei gab er in schlichter Form und bescheidener Art nur, was ihm wirklich gewiß war. Problematisches wußte er zurückzuhalten oder als solches zu kennzeichnen.

So war Dr. denn ein geborener Prediger: er vermochte, was wenigen gegeben ist, sich den verschiedenartigen Bedürfnissen einer Dorfgemeinde, einer städtischen und einer Universitätsgemeinde gleich gut anzupassen. Sauber durchdacht bis ins einzelne, waren seine Predigten doch von packender Unmittelbarkeit. Er traf den Herzpunkt: er gehörte zu denen, vor denen die Seelen der Zuhörer offen liegen. Dr. übte selbst die Kunst, die er in seiner Homiletik theoretisch empfahl und an der »Predigt im 19. Jahrhundert« (Gießen 1903) auch geschichtlich als das Richtige aufwies: aus einem kurzen Text ein Problem herauszugreifen und dieses, unter möglichst reicher Ausnutzung des Textes, allseitig durchzuarbeiten. In schlichter, doch wohlgeählter Sprache, ernst zum Gewissen redend, führte er seine Gemeinde unwiderstehlich mit sich in die Höhe:

»Christus unser Leben«. Drei Bände gedruckter Predigten unter diesem Titel sind Zeugnisse seines Wirkens in Dresden, Jena und Gießen, zugleich Denkmäler treuer Anhänglichkeit seiner Zuhörerschaft. Auch Leute, die politisch und kirchlich anders dachten als er, suchten seine Predigten auf; Männer, die sonst nichts mit der Kirche zu tun hatten, Juristen, Mediziner fanden hier etwas zum Nachdenken.

Kirchenpolitisch stand Dr. allem Parteiwesen fern. Er hatte einst mit Rade, Loofs und Bornemann die »Christliche Welt« begründet und anfänglich viel für sie geschrieben; aber je mehr sie zu einem Sprechsaal der Jüngsten wurde, desto mehr zog er sich zurück. In Halle hat er für »Deutsch-Evangelisch« geschrieben. Hand in Hand mit dem aus anderem Kreis kommenden und teilweise auch andere Ideale vertretenden ehrwürdigen E. Sulze († 1914) hatte er einst in Sachsen für Lehrfreiheit gekämpft; daß er im sogenannten Apostolikumstreit des Jahres 1892 die sogenannte Eisenacher Erklärung mitunterzeichnete, trug ihm vielerlei Gehässigkeiten ein. In Jena war er andererseits manchen nicht liberal genug. Aber er ging unbeirrt seinen Weg und hat schließlich auch den Andersdenkenden die Anerkennung seines von aller Parteilichkeit freien Standpunktes abgerungen. Von Anfang an hatte sein Herz der sozialen Bewegung gehört in ihrem edelsten Streben; mit hingebender Liebe beteiligte er sich an den Verhandlungen des Evangelisch-sozialen Kongresses. »Mehr Herz fürs Volk« hatte er 1891 in den Evangelisch-sozialen Zeitfragen den Gebildeten und Besitzenden zugerufen, und 1909 führte er mit seinem Vortrage »Die Kirche und der Arbeiterstand« die Heilbronner Tagung jenes Kongresses auf eine seltene Höhe. Aber bei aller Begeisterung für die Anfänge eines Fr. Naumann mochte er doch die spätere Entwicklung nicht mitmachen: als sie zur politischen Partei zu werden begann, zog er sich von der national-sozialen Gruppe zurück: er wollte christlich-sittlich wirken, von innen heraus, in echt lutherschem Vertrauen auf die Macht des gepredigten Wortes.

Dr.s' wissenschaftliche Betätigung begann mit reformationsgeschichtlichen Studien. Ihn interessierte in leisem Gegensatz zu Ritschl die Verknüpfung der Reformation mit ihrer Zeit: »Humanismus und Reformation«, »W. Pirkeheimers Stellung zur Reformation«, beide 1887. Die Entdeckung der »Disputationen Luthers, in den Jahren 1535—1545 an der Universität Wittenberg gehalten«, mit deren Herausgabe 1895 er sich glänzend in seinem Jenenser Lehramt einführte und für die er von Halle den Doktorhut erhielt, brachte ihn auf den Professor Luther, den Luther der Spätzeit. Weiterhin beschäftigte ihn mehr noch der Kirchenorganisator Luther, dessen liturgische Reformen (die Litanei) und sein Ordinationsformular. Im 30. (3. Abt., 1910) und 38. (1912) Band der Weimarer Lutherausgabe hat er die Texte bearbeitet, dazu als Gießener Programm 1904 »Ordination, Lehrverpflichtung und Prüfung der Ordinanden in Wittenberg« und in seinen »Studien zur Geschichte des Gottesdienstes« 1910 »Luthers lateinische und deutsche Litanei von 1529« und »Luthers deutsche Versikel und Kollekten«. Eingreifender war die Behandlung der Frage: »Entsprach das Staatskirchentum dem Ideale Luthers?« in den Beiheften zur Zeitschrift für Theologie und Kirche, 1908. Die für die Ausgabe der Werke Luthers in Auswahl fürs deutsche Haus versprochene Lutherbiographie gab Dr. leider auf, als Bergers Luther erschien: er wäre wie kaum ein anderer dazu befähigt gewesen, in edelster Volkstümlichkeit Luther darzu-

stellen, wie ihn die neuere Forschung sieht, als den von allen Strömungen seiner Zeit berührten und doch letztlich in der eigenen Erfahrung wurzelnden religiösen Genius. Seit langem beschäftigte ihn Melanchthons Homiletik, die er wieder aufgefunden hatte und herausgeben wollte: die Arbeit, zu drei Vierteln fertig hinterlassen, wird hoffentlich bald von anderer Hand vollendet werden.

Überall ist es die Verbindung von Geschichte und praktischer Theologie, die seine Arbeiten charakterisiert: an der Mission interessiert ihn wissenschaftlich das Problem, warum die Reformatoren an den uns geläufigen Missions-texten der hl. Schrift ohne Missionsgedanken vorbeigegangen sind (Zeitschr. f. prakt. Theol. 1897): seine Erklärung u. a. aus dem Gegensatz zu den asketischen Missionsmotiven des Mittelalters eröffnete der Missionsgeschichte ganz neue Perspektiven. Meisterhaft wußte er die Kulturbedeutung des Pastorenstandes darzustellen, indem er dessen wechselnde Ideale im Zeitalter der Orthodoxie, des Pietismus und der Aufklärung zeichnete, »Der evangelische Geistliche in der deutschen Vergangenheit«, 1912 (als Heft 12 in G. Steinhausens Monographien zur deutschen Kulturgeschichte), eine Unterlage zugleich für die heutige Pastoraltheologie. Es waren historisch-liturgische Interessen, die ihn auf die Anfänge des christlichen Gottesdienstes zurückführten: wie weit dieser im Gottesdienst der jüdischen Synagoge vorgebildet war, wie bald er feste Formen angenommen habe, wie diese sich verschiedenenorts abweichend ausgestalteten, das waren die Fragen, die ihn vor allem beschäftigten: in vielen Artikeln für Haucks Realenzyklopädie und später für Schieles Religion in Geschichte und Gegenwart, sowie in Aufsätzen und Rezensionen in der Zeitschrift für Kirchengeschichte und den Theologischen Studien und Kritiken hat er diese Studien niedergelegt. In einer Serie »Studien zur Geschichte des Gottesdienstes und des gottesdienstlichen Lebens«, Tübingen 1902 ff., schuf er sich ein eigenes Organ hierfür, das leider nicht über drei Studien hinausgekommen ist: I. Zur Entstehungsgeschichte des Kanons in der römischen Messe, 1902; II./III. Untersuchungen über die sogenannte clementinische Liturgie 1906 und IV./V. die schon genannten Beiträge zu Luthers liturgischen Reformen. Alle diese Studien, ausgezeichnet durch saubere Kleinarbeit, sind doch zusammengehalten durch große Grundgedanken: die Stabilität der im Kultus zum Ausdruck kommenden religiösen Gedanken und Gefühle; die Gesetzmäßigkeit, die auch im scheinbar freien Ausdruck herrscht und Formen sowie Formeln schafft, die stärker sind als der individuelle Wunsch. In der Erkenntnis von dem Recht des historisch Gewordenen war Dr. kein Freund liturgischer Reformen, am wenigsten der auf Zentralisierung und Uniformierung gerichteten Bestrebungen, die, wie er meinte, mit dem lokalen Brauch auch viel Kirchlichkeit zerstörten.

Das führt schon hinüber zu dem andern Gebiete, auf dem Dr. sich vorzugsweise betätigte und auf dem entscheidende Anregungen von ihm ausgegangen sind, der Kirchen- und religiösen Volkskunde. Er hatte klar erkannt, daß die »praktische Theologie« eine Neugestaltung verlange, sollte sie das leisten, wozu sie da ist: den künftigen Pfarrer auf seinen Beruf vorzubereiten; daß die theoretisierende Behandlung alten Stils mit ihrer kunstvollen Deduktion der Einzel-funktionen aus einem Zentralbegriff und ihren wunderlichen Etiketten: Keryktik, Halieutik u. ä. m. für unsere empiristische Zeit nicht mehr passe; daß andererseits die rein historische Behandlung des Stoffes die Disziplin der praktischen Theologie aufzulösen drohe und den Studenten und Pfarrer in den

Schwierigkeiten der gegenwärtigen Lage hilf- und ratlos lasse. So suchte er das heute allgemein verbreitete psychologische Interesse, das sich so kräftig auch den religiösen Lebenserscheinungen zuwandte, für seine Disziplin der praktischen Theologie fruchtbar zu machen. In Auseinandersetzung mit Schian, der gleich Wobbermin die Religionspsychologie zur Erneuerung der systematischen Theologie in Anspruch nahm (Zeitschr. f. Theol. und Kirche, 1898), sucht Dr. in ihr die Basis für das praktische Handeln des Geistlichen: der Pfarrer muß seine Gemeinde kennen, nicht nur, wie sie dem Ideal nach sein soll, wie das Lehrbuch sie typisch beschreibt, sondern wie sie wirklich ist, in ihrer besonderen Eigenart (als ländliche, Großstadt- oder Vorstadtgemeinde) und der Mannigfaltigkeit ihrer Einzeltypen (den Orthodoxen, den Pietisten, den Biblizisten, den Rationalisten usw.): er muß jene wie diese psychologisch verstehen, muß aber auch die konstanten Faktoren des Gemeindelebens wie der individuellen Frömmigkeit kennen. So wird für Dr. die Religionspsychologie zur Kirchen- und religiösen Volkskunde, und diese bildet das Fundament, auf dem sich alle Einzeldisziplinen der praktischen Theologie aufbauen. Das Programm für diese neue Disziplin hat er in dem Aufsatz »Religiöse Volkskunde, eine Aufgabe der praktischen Theologie« in der zeitweilig (1901—1904) von ihm mit herausgegebenen »Monatsschrift für die kirchliche Praxis« I 1901 entwickelt. Aber wie er selbst sagt: »Programme schreiben ist eine leichte Sache . . . nicht Programme tun, Taten machens«, so hat er alsbald reichlich Einzeluntersuchungen beigegeben: in »Das Abendmahl und die Dämonen« (Hessische Blätter für Volkskunde IV 190) weist er nach, daß der Kelchentziehung im Mittelalter ein Kelchverzicht seitens der Laien, begründet in abergläubischer Scheu, voranging, und daß diese massiven Ansichten des Volksglaubens auch die Reformation überdauerten; ähnlich »Zur Kirchlichkeit des mitteldeutschen Bauernstandes« (Monatsschrift 1901). Die Aufsätze »Der Rückgang der Kommunikanten in Sachsen« (Z. f. Theol. u. Kirche 1900) und »Der Einfluß der gesellschaftlichen Zustände auf das kirchliche Leben« (ebenda 1906) behandeln das Problem der fortschreitenden Entkirchlichung mit der einleuchtenden These, daß weit mehr soziale Vorurteile als religiöse Triebfedern die alte kirchliche Zucht lockern, und daß dies schon gegen Ende der orthodoxen Periode, dann unter dem Pietismus geschah, also nicht einseitig dem Rationalismus zur Last zu legen ist. Die Frage, wieweit außerhalb der Kirche sich religiöse Kräfte regen, ließ »Die freien religiösen Gemeinden der Gegenwart« untersuchen (Z. f. Theol. u. Kirche 1900). In »Zur Psychologie des Kirchenbesuchs« (Deutsch-Evangelisch 1911) wies Dr. an der Hand der Statistik nach, welche Feiertagsgedanken in der Volksseele heute lebendig sind. Das alles fand seine Zusammenfassung in der »Evangelischen Kirchenkunde. Das kirchliche Leben der deutschen evangelischen Landeskirchen«, einem umfassenden Unternehmen, das Dr. selbst mit »Sachsen« eröffnete 1902 — es folgten Schlesien von M. Schian, Baden von A. Ludwig, Bayern von H. Beck, Thüringen von P. Glaue, und andere Bände werden hoffentlich noch kommen. Auf Grund sorgfältiger, teils amtlichem Material entnommener, teils durch Fragebogen gewonnener Statistik wird hier ein Bild des gesamten kirchlichen Lebens gezeichnet, wie es dem aufmerksamen Beobachter sich darstellt, mit all seinen Leistungen, aber auch mit all seinen Fehlern und Schwächen. Und so wird für die pastorale Arbeit, zugleich auch für Verbesserungsvorschläge ein sicherer Boden geschaffen. Die Kritik, die sich an das Messen religiöser Größen durch statistische Zahlen hängt, erkennt das Wesen und den Wert

dieser Arbeit. Dr. hat hier bahnbrechend gewirkt, und es bleibt nur zu bedauern, daß er nicht dazu gekommen ist, die Ausführung seines Programms, wie er sie in seiner Vorlesung bot, auch der Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Aber seine Anregung wirkt weiter: die Kirchenkunde wird fortgesetzt werden, und an mehr als einer Universität werden jetzt Vorlesungen über praktische Theologie in diesem Sinne gehalten (vgl. auch Wernle, Einführung in das theologische Studium ² 1911, 464—479).

Dr. empfand mehr und mehr, daß der Studiengang der Theologen reformbedürftig sei: in der Gießener Festschrift von 1907 hatte er den »Wissenschaftlichen Betrieb der praktischen Theologie in der theologischen Fakultät zu Gießen« historisch beleuchtet. Die Schlußfolgerungen gestalteten sich ihm in »Das Problem der praktischen Theologie. Zugleich ein Beitrag zur Reform des theologischen Studiums« 1910: die angewandte praktische Theologie gehört aufs Predigerseminar; nur die historischen Teile werden fruchtbar schon an der Universität gelehrt. Was er in Jena schmerzlich vermißt, dann in Friedberg bei Gießen und wieder anders in Wittenberg bei Halle gefunden hatte, das galt es weiter auszubauen: auch diese Anregungen werden nicht verloren gehen.

Dr. hatte ein Recht zu solchen Reformvorschlägen: war er doch selbst ein selten guter Lehrer. Seine Gewissenhaftigkeit, sein Wirklichkeitssinn zwangen den Studenten zur Mitarbeit; dabei verlor er sich nicht in gelehrten Kleinkram, in historische Vielwisserei: er hielt den Blick auf das Ganze gerichtet und packte das Gegenwartsinteresse des Hörers. Wie von sich, so forderte er auch von andern viel; er konnte scharf sein in seiner Kritik, besonders der Predigten. Aber seine klare, schlichte, immer sachliche Art, gepaart mit Herzensgüte und Begeisterung für die Sache, und nicht zum wenigsten sein wundervoller Frohsinn und Witz taten es dem Studenten an. Er wurde den jungen Leuten bald zum Freunde, dem sie sich mit all ihren Nöten anvertrauten, dessen Bild sie stärkte, wenn in der Zeit vor dem Examen Verzagtheit über sie kommen wollte. Vielen ist er ein Wegweiser zu wissenschaftlicher Arbeit geworden, und allen hat er Freudigkeit gegeben zu ihrem Beruf.

Von dem außergewöhnlichen Eindruck, den Drews als Persönlichkeit und als Lehrer hinterließ, geben die zahlreichen Nachrufe Zeugnis, aus denen hier hervorgehoben seien: F. Loofs, Am Sarge von P. Drews, Monatsschr. f. Pastoraltheol. 1912, 43—47; R. Günther, ebd. 1—5; F. Loofs in Das Pfarrhaus 1912, Nr. 11, S. 163—166 [mit Bild]; L. Krehl [Prof. der Medizin in Heidelberg], Christl. Welt 1912, Nr. 33, Sp. 779—780; Justus Thiersch [Medizinalrat in Dresden], ebd. Nr. 47, Sp. 1107—1109; Kawerau in Preuß. Kirchenzeitung 1912, Nr. 33, Sp. 513—515; H. Mulert, Neues Sächs. Kirchenblatt 1912, Nr. 34, Sp. 543—546; über Dr. als Prediger Schlosser in Sonntagsgruß, Gemeindeblatt für die evang. Kirchengemeinde Gießen 1912, Nr. 35; Über Dr. als akademischen Lehrer H. Schoenian in Nachrichten des Verbandes theol. Studentenvereine (Leipziger Verband) 1912, Nr. 7, und R. Horn in den Mitteilungen der deutsch-christlichen Studentenbewegung 1912, Okt. Kirchenpolitisch lehrreich ist die Richtigstellung im Reichsboten Nr. 285, 5. Dez. vgl. m. Nr. 181, 4. Aug. 1912. Eine ziemlich vollständige Bibliographie bietet »Hallesches Akademisches Vademekum«, 1910, S. 16—20, wozu nachzutragen sind: Der Bericht des Mykonius über die Visitation des Amtes Tenneberg im März 1526, Archiv f. Reform.-Gesch. III, 1905; Das Eindringen der Aufklärung in der Universität Gießen, Preuß. Jahrb. 1907; Religion und Schule, Schulblatt der Provinz Sachsen, 1909, Nr. 44; Die Entstehung der protest. Kirchenverfassungen, insbes. der hessischen, 1911; Die Bedeutung Tholucks für die Predigt der Gegenwart, Theol. Stud. u. Krit. 1912 und die oben genannten Texte in der Weimarer Luther-Ausgabe.

v. Dobschütz.

Achelis, Ernst Christian, * 13. Januar 1838 in Bremen, † 10. April 1912 in Marburg. — Die weitverzweigte Familie seines Namens, schon seit Jahrhunderten in Bremen ansässig, hat der freien Reichs- und Hansestadt eine große Anzahl der besten Bürger geschenkt, die sich als Kaufleute und Gelehrte ausgezeichnet haben. Anfänglich war die Lohgerberei ihr Hauptberuf, der Einkauf der Häute aus überseeischen Ländern und der Verkauf des Leders im weiten friesischen Gebiet brachte zum Handwerk ein ausgedehntes Handelsgeschäft. Auch der Vater, Johann A., trieb das ererbte Geschäft in seinem Anwesen an der sogenannten Kleinen Weser der Neustadt Bremen. Hier wuchs Ernst A. heran mit seinem wenig älteren Bruder. Wie dieser nach den Überlieferungen der Familie zum Nachfolger des Vaters bestimmt war (er starb schon im Jahre 1874), so war er selbst auch durch das Herkommen in die Gelehrtenlaufbahn gewiesen. Der fromme Sinn der Eltern und die Eindrücke im Konfirmandenunterricht bei dem Pastor Ad. Iken an der reformierten Gemeinde der dicht beim Elternhause gelegenen Kirche St. Pauli hatten schon in dem Knaben die Lust zum theologischen Studium geweckt. Nachdem er das Gymnasium der Vaterstadt durchgemacht, von den Mitschülern geachtet und von den Lehrern geliebt, bezog er im Herbst 1857 mit zwei gleichgesinnten Freunden die Universität Heidelberg. Die warme Begeisterung, mit der er hier das Studium der Theologie aufnahm, ist in ihm bis an sein Ende lebendig geblieben. Der offene Sinn für alles Schöne und Große, das ihm entgegentrat und ihn bis ins Alter dafür empfänglich machte, ließ ihn die Freiheit des Studentenlebens fröhlich genießen. Mit seinen Freunden trat er in die Burschenschaft Frankonia ein. Aber nicht weniger empfänglich war er für das, was die angesehenen Glieder der theologischen Fakultät ihm boten, um die tiefsten religiösen Fragen zu ergründen. Er ist ein sehr fleißiger Student gewesen und sein Leben lang ein ungewöhnlich fleißiger Mann geblieben, der weder durch die Fülle der Eindrücke noch durch die Menge der Geschäfte sich davon abbringen ließ, das, was ihn innerlich beschäftigte, mit anhaltender Kraft gewissenhaft durchzuarbeiten. Schon nach drei Semestern erhielt er einen akademischen Preis für eine Arbeit über den Opferbegriff im A. T. Sein wertvollstes Erlebnis in Heidelberg war die nahe Beziehung, in die er zu Rich. Rothe treten konnte. Mit Ed. Riehm, der sich damals habilitiert hatte, verknüpfte ihn dauernde Freundschaft. Den Abschluß seines Studiums machte er in Halle, wo Hupfeld die Hoffnung aussprach, ihn noch einmal auf einem akademischen Lehrstuhl zu sehen.

Zunächst trieb es ihn in das kirchliche Amt. Gepredigt hatte er schon in einem Dorfe bei Heidelberg und auf der Kanzel eines Verwandten bei Bremen. Es war selbstverständlich, daß er nach Beendigung seines Studiums für den Kirchendienst in der Heimat in Aussicht genommen wurde. Das einzige Examen, das von der Kirche Bremens verlangt und von dem geistlichen Ministerium abgenommen wurde, bestand er mit Auszeichnung. In dem großen Dorfe Arsten, bremischen Gebiets, wurde er »Gehilfsprediger« des frommen, aber kränklichen Pastors J. D. Noltenius, für ihn dadurch bedeutsam, daß sein Großonkel Henr. Nikolaus Achelis, der nahe Freund von Gottfried Menken, der Vorgänger im Pfarramte gewesen war. Zwei Jahre hat er hier mit allem Feuer der ersten Liebe gearbeitet und sein reiches theologisches Wissen in hingebendstem Dienst an der Gemeinde zu verwerten gesucht. Seine stattliche Erscheinung und seine ungewöhnliche Beredtsamkeit, vor allem seine liebevolle spezielle Seelsorge

gewannen ihm die Herzen der einfachen Landleute. Mit diesen redete er in der heimischen niederdeutschen Mundart, die er auch für die Geheimnisse des Glaubens meisterhaft zu handhaben wußte. Sein Andenken ist noch heute in dieser Gemeinde lebendig. Auch die nächste Station führte ihn in den Dienst der Gemeinde, als er im Jahre 1864 von dem Verein für innere Mission in Bremen mit der Pastorierung der weit ausgedehnten Vorstadt auf dem rechten Weserufer betraut wurde. Hier hat er unter großen Schwierigkeiten gearbeitet. Kirche und Pfarrhaus mußten erst gebaut, die Abtrennung der Pfarrei von St. Remberti in der Stadt errungen, das Widerstreben der alteingesessenen Landleute wie der neu zugezogenen Zigarrenarbeiter überwunden werden. Daneben hat er unermüdlich auch dem kirchlichen Leben in der Vaterstadt mit Wort und Schrift gedient, in die kirchlichen Kämpfe jener Zeit mit ernstem Ruf zur Verständigung eingegriffen und sich lebhaft an den damaligen Bestrebungen, der bremischen Kirche zu einer Verfassung zu verhelfen, beteiligt. Daneben trieb er eifrig theologische Studien und fand trotz vieler und anstrengender Amtsarbeit Kraft und Zeit, seinen trefflichen Kommentar über »die Bergpredigt nach Matthäus und Lukas« zu schreiben (1875 mit dem von Barmen aus datierten Vorwort). Seinem Lehrer Richard Rothe hat er in einem lichtvollen Lebensbild ein literarisches Denkmal gesetzt 1869. Auch eine größere Anzahl von Einzelpredigten und von kleineren Schriften, die Zeitfragen und örtliche Angelegenheiten betrafen, erschien während der Hastedter Zeit, die bis zum Jahre 1875 dauerte. Dann wurde er von der Gemeinde Unterbarmen zum 5. Pfarrer gewählt und hat 7 Jahre in dem bewegten kirchlichen Leben des Wuppertales gestanden, ein gern gehörter Prediger, geliebter Seelsorger, namentlich von der Jugend geschätzt, die er in freier und weitherziger Art zur Klarheit und Festigkeit zu führen wußte. Die Wirksamkeit in der rheinischen Kirche mit ihrem ausgebildeten und in lebensvoller Wirklichkeit bis in die Gegenwart sich bewährenden Verfassungsleben war ihm eine erwünschte Bereicherung seiner Anschauungen, wie er sie in der eigenartigen Gestaltung des kirchlichen Lebens in Bremen nicht kennen gelernt hatte. Mit dem liebevollen Verständnis und der zarten Würdigung, die er den starken Traditionen und den gegenwärtigen Zuständen des Wuppertales entgegenbrachte, verband er die offenste Beurteilung von seinem selbständigen theologischen Standpunkt aus, und die eigenen Ideale von kirchlichem Amt und Gemeindeleben wurden ihm geklärt und gefestigt. In Predigten und Vorträgen auch außerhalb des engeren Wirkungskreises hat er seine Stellung freimütig zum Ausdruck gebracht. Auch bei der starken Inanspruchnahme von Kraft und Zeit durch das Pfarramt in der großen Gemeinde unterließ er es nicht, die Grundlage aller kirchlichen Arbeit in ernsten theologischen Studien, namentlich in selbständiger Schriftforschung, zu pflegen, so sehr das allgemeine Interesse jener Tage auf das Verhältnis von Staat und Kirche und auf das Verfassungsleben hindrängte.

So konnte es nicht ausbleiben, daß auch in weiteren Kreisen die Blicke sich auf ihn richteten. Nach ehrenden Anfragen, die nicht zu einer Berufung führten, folgte im Jahre 1881 seine Ernennung zum Professor der praktischen Theologie in Marburg. Ostern 1882 begann er hier seine Wirksamkeit, von der hallischen Fakultät zum *D.* ernannt, und bis in die letzten Jahre, wo ein sich langsam anbahnendes Leiden ihn ans Haus fesselte, hat er in arbeitsfroher Kraft mit dem gewissenhaften Fleiß, in dem er groß geworden, seines Amtes gewartet.

Neben seiner Lehrtätigkeit, die die Vorlesungen über praktische Theologie und praktische Schriftauslegung außer der Arbeit in den Seminarien umfaßte, blieb ihm die Predigtstätigkeit in der Universitätskirche das Hauptstück. Die jüngere Pfarrerschaft des Hessenlandes gedenkt seiner in Verehrung und Dankbarkeit. Seine literarische Arbeit ist nicht in dem umfassenden Lehrbuch der praktischen Theologie (1890, 2 Bde., 3. Aufl. 3 Bde. 1911) neben dem »Grundriß der praktischen Theologie« (1893, 6. u. 7. Aufl. 1912) beschlossen. Jenes wird noch lange Zeit eine Schatzkammer und Fundgrube für die praktische theologische Arbeit bleiben. Wenn auch die reichhaltige geschichtliche Grundlegung, die er mit staunenswerter Gelehrsamkeit der Darlegung der Lebensbetätigungen der Kirche gegeben hat, ihn dem Verdacht des »Historizismus« ausgesetzt, so ist doch der religiös-ethische Faktor nicht weniger eingehend berücksichtigt und die Einführung in die Aufgaben der Gegenwart bis zu den brennenden kirchlichen Tagesfragen nirgendwo versäumt. Die viel zu lange vergessene Homiletik des Andreas Hyperius (1901) hat er neu herausgegeben, zuletzt auch noch des Joh. Val. Andrea Pastoraltheologie in Versen (1906). Eine Fülle von Einzelschriften, in denen er zu geschichtlichen und ethischen Fragen Stellung nahm, zeigt seine warme und verständnisvolle Teilnahme für das Leben der evangelischen Kirche in Vergangenheit und Gegenwart. Irgendeine kirchenregimentliche Stellung hat er nie bekleidet, ob er auch den Titel eines Konsistorialrats und Geheimen Konsistorialrats führte. Als Mitglied der hessischen Gesamtsynode hat er namentlich die Schaffung eines neuen Kirchengesangbuches gefördert. Für die kirchlichen Parteifragen hatte er wenig Verständnis und ist nie ein Parteimann gewesen. Auch seine Schrift »Zur Symbolfrage«, mit der er im Apostolikumstreit 1892 hervortrat, drang mehr auf Verständigung über die gemeinsame Grundlage als auf Entscheidung für eine Richtung. Aber an dem Gemeindeleben hat er sich als Mitglied des Presbyteriums und im Vereinsleben lebhaft beteiligt, auch längere Zeit einen Kindergottesdienst geleitet. Als akademischer Prediger übte er eine tiefgehende Wirksamkeit; unter dem Titel »Aus dem akademischen Gottesdienst in Marburg« sind bis 1888 3 Bände und unter dem andern »Christusreden« bis 1897 wieder 3 Bände erschienen. Wie sehr ihm daran lag, die evangelische Predigt zu heben und die Aufgaben klarzustellen, die sie in unserer Zeit auszurichten hat, zeigt die unablässige, schier unübersehbare Arbeit, die er durch eingehende und anregende Besprechung von Predigtwerken neben andern bemerkenswerten Veröffentlichungen praktisch-theologischer Art ein Menschenalter hindurch getrieben hat. Die »Theologische Literatur-Zeitung« und die »Monatsschrift für Pastoraltheologie« (früher »Halte, was du hast«) geben von seinem staunenswerten Fleiße Zeugnis. Außerdem hatte er es übernommen, für die »Deutsche Biographie« die Lebensbilder von 100 namhaften Predigern der letzten Zeit zu liefern, selbstverständlich unter Heranziehung zahlreicher Mitarbeiter. Auch als Mitherausgeber der »Theologischen Studien und Kritiken« ist er auf die Förderung der Wissenschaft der praktischen Theologie bedacht gewesen. Wo immer die der evangelischen Kirche eigentümlichen Lebensbetätigungen theoretisch behandelt und praktisch ausgeübt werden, wird man seiner mit Anerkennung und Dankbarkeit noch auf lange Zeit hinaus gedenken.

Halle S.

D. A. Wächtler.

Seydel, Arnold, Archidiakonus an St. Nikolai in Berlin, * 15. April 1855 zu Adamsdorf, Kr. Soldin i. Neumark, † 7. November 1912 zu Berlin. — Er wurde als jüngster Sohn des Lehrers Heinrich Seydel geboren, besuchte das Lehrerseminar in Altdöbern 1873—1876, bestand 1878 die Mittelschullehrerprüfung, 1879 die Rektorprüfung, 1882 die Reifeprüfung am Gymnasium zum Grauen Kloster in Berlin als Extraneer und studierte in Berlin und Halle Theologie. Nach der ersten theologischen Prüfung war er Rektor und Hilfsprediger in Seehausen Kr. Wanzleben, danach Leiter der Knabenmittelschule in Torgau. Von hier aus legte er die zweite theologische Prüfung ab und wurde ohne Bewerbung zum Pfarrer in Schildau bei Torgau gewählt. Infolge sozialdemokratischer Einflüsse gab es in Schildau damals verhältnismäßig viel ungetraute Ehepaare und ungetaufte Kinder. Es gelang ihm aber bald, das kirchliche Leben wieder zu wecken und die Zeichen unkirchlichen Sinnes zu beseitigen. Von Schildau aus wurde er im Juni 1889 als 4. Diakonus an die Nikolaikirche in Berlin berufen. Hier rückte er allmählich zum Archidiakonus auf. Neben dem Pfarramt verwaltete er jahrelang bis zu seinem Tode das Amt des Hauskurators am Schindlerschen Waisenhaus in Berlin, wobei ihm seine praktischen Kenntnisse in der Pädagogik sehr zu statten kamen. Er starb am 7. November 1912.

Als erste Frucht seines pädagogischen Wissens und Könnens ist seine Mitarbeit an Schwochows »Methodik des Volksschulunterrichts« (Leipzig, Theodor Hofmann) anzusehen. In der ersten und zweiten Auflage dieser Schrift rührt ein großer Teil der allgemeinen Methodik von ihm her. Darum ist die 8. Auflage, die nach seinem Tode erschien, seinem Andenken gewidmet.

Aus seinen pädagogischen und theologischen Studien hervorgegangen ist seine Schrift: »Unterricht in der christlichen Religion auf heilsgeschichtlicher Grundlage« (Leipzig, Teubner, 1904). Er wollte darin die wichtigsten Ergebnisse der modernen Bibelforschung weiteren Kreisen, namentlich den Volksschullehrern, zugänglich machen. Ein Auszug daraus für die Hand der Konfirmanden ist das Büchlein: »Christliches Glauben und Leben« (Berlin, Verlag des christlichen Zeitschriftenvereins, 1909). Er schrieb diesen Auszug auf Veranlassung der Berliner Stadtsynode.

A. Seydel stand immer inmitten des evangelischen Gemeindelebens und der wissenschaftlichen Bibelforschung. Davon geben seine kleineren Schriften lebendiges Zeugnis, nämlich: 1. Wie gewinnt die evangelische Kirche ihre verlorenen Glieder wieder? Berlin, Haack, 1895. 2. Die humanitären Bestrebungen der Gegenwart, ihr Segen und ihre Gefahren. Berlin, Puttkammer u. Mühlbrecht, 1897. 3. Schriften zur Einführung des Einzelkelches. a) Aktenmäßiges. b) Ist es ratsam?

Unter S.s Leitung blühte die Sonntagsschule an St. Nikolai mächtig auf. Die Zahl der Kinder vervierfachte sich, und sie zählte weit über 600 ständige Teilnehmer. Als tatkräftige Helfer an der Sonntagsschule zog er eine größere Zahl von Studierenden der Theologie heran. Sie kamen gern, weil A. Seydel nicht bloß eine natürliche Herzlichkeit gegen alle bewies, sondern die Studenten und Kandidaten auch pädagogisch und wissenschaftlich zu fördern verstand. Dem letzteren Zweck dienten besonders die »wissenschaftlichen Abende«, die S. in seiner Wohnung einrichtete. Sie bestanden mehrere Jahre, unseres Wissens von 1898 bis 1902, bis zunehmende Krankheit die Arbeitskraft des stets arbeitsfreudigen und selbstlosen Mannes immer mehr beschränkte. Die Zahl der

Teilnehmer betrug etwa 15. Von der Universität nahmen Professor Gunkel und Privatdozent Wobbermin öfter an den Sitzungen teil, auch der Inspektor des Domkandidatenstifts.

Hauptfragen der Behandlung waren das Personleben unseres Heilandes, die Offenbarungslehre, Probleme der Ritschlschen Theologie u. a., alles berechnet auf wissenschaftliche Erfassung der religiösen Wahrheiten. Dabei betonte S. immer wieder, daß Jesus als der Heiland im Mittelpunkte jeder christlichen Forschung und seelsorgerischen Gemeindegarbeit stehen und die Auslegung des N. T. von psychologischen Gesichtspunkten geleitet sein müsse. Bei seiner tiefen Erfassung der menschlichen Natur war diese Art der Auslegung oft sehr geistreich und seelsorgerisch wertvoll, aber auch subjektiv. Der Verlauf der Abende gestaltete sich in der Regel in der Weise, daß sich an das Referat eines Mitgliedes eine Diskussion anschloß, die oft äußerst lebhaft wurde; denn S. verstand es meisterhaft, anzuregen und die Diskussion zu leiten. Aus den wissenschaftlichen Abenden ist jungen Geistlichen und Philologen reicher Segen erwachsen. Wer mit A. S. geistigen Verkehr pflegen durfte, schied nie ohne Gewinn, zumal seine Ruhe dem geistigen Wachstum der andern Zeit ließ.

Bei seiner geistigen Überlegenheit war es erklärlich, daß er nicht bloß in theologischer Beziehung, sondern auch in den äußeren kirchlichen Angelegenheiten oft seinen eigenen Weg ging.

In Berlin weithin bekannt und am meisten geschätzt waren seine Predigten. Er verstand es meisterhaft, sich jeder Situation anzupassen und sie auszunutzen. Darum war er auch als Gelegenheitsredner weit über den Kreis seiner Gemeinde gesucht.

In der ersten Periode schloß er sich den Perikopen an und suchte auf die Gemeinde ethisch einzuwirken; später flossen die Predigten aus seiner wissenschaftlichen Arbeit und waren dogmatisch-ethischer Art. Ein Gedanke, der ihn innerlich ergriff und bewegte, drängte ihn, darüber zu predigen. Der dazu passende biblische Text wurde gesucht und bald gefunden. Die Predigten wurden in dieser Periode nicht mehr aufgeschrieben, sondern auf der Kanzel nach schriftlich entworfenen Dispositionen frei produziert. Es ist erstaunlich, welche Fülle von Gedanken, Lebenserfahrungen, Beispielen aus der hl. Schrift, der Geschichte und der Dichtung im Augenblick ihm herzuströmte. Es ist das einerseits ein Zeichen seines reichen Wissensschatzes, anderseits seines vorzüglichen Gedächtnisses.

Daß er in seinen Predigten auch den rechten volkstümlichen Ton zu treffen und den Leuten ans Herz zu fassen wußte, das können alle bezeugen, die seine »Schifferpredigten« gehört haben. Obgleich die Krankheit schon an ihm zehrte, hatte er doch die Seelsorge für die Schiffer übernommen. Er ging gern zu ihnen, und wenn er auf den Kähnen erschien, dann zeigte sich auf allen Gesichtern eine ungeheuchelte Freude.

Die herausgegebenen Predigten erschienen unter dem Titel: »Jesus Christus im Lichte modernen Denkens« (Berlin, Alexander Duncker 1900). Sie wurden während des Gottesdienstes stenographiert und dann durchgesehen, zuweilen auch erheblich verändert. Daß sie in bewußter Weise an Schleiermachers 100 Jahre früher gehaltene »Reden über die Religion an die Gebildeten unter ihren Verächtern« anknüpfen sollten, wie mir von zuverlässiger Seite mitgeteilt wird, erscheint durchaus glaubhaft. Die Absicht ist sicher bei beiden dieselbe:

durch die derzeitige wissenschaftliche Erkenntnis die Gebildeten für das Reich Gottes zu gewinnen.

Zum Schluß sei nur noch kurz auf seine Tätigkeit als stellvertretender Vorsitzender im Pfarrerverein verwiesen, wo er energisch für die Einrichtung einer Sterbe- und Witwenkasse eintrat, und in der Großloge Royal York, wo er eine Reihe von Jahren als Meister vom Stuhl überaus anregend gewirkt und auch den Verkehr mit andern Ständen und die Geselligkeit gepflegt hat. Er war eben ein ganzer Mann, dessen Begabung, Arbeitsfreude und stete Hilfsbereitschaft sich auf den verschiedensten Gebieten betätigt hat. Ehre seinem Andenken!

H. Schwochow.

Burger, Johannes, Kupferstecher, * 31. Mai 1829 zu Burg (Aargau), † 4. Mai 1912 in München, kam mit tüchtigen Vorkenntnissen 1859 nach München, wo er an der Akademie bei dem trefflichen Professor Julius Thäter (* 7. Januar 1804 in Dresden, † 14. November 1870 in München) rasche Förderung fand, so daß er sich bald in den verschiedensten Gebieten der Technik zu einem Meister seines Faches entwickelte. Schon 1850 hatte er sein eigenes Bildnis geliefert, welches er 1860 (mit Vollbart) wiederholte. Darauf folgten die Porträts seiner Landsleute, des Architekten Emil Keßler, des Malers Troxler in Stanz, des Arztes Dr. Hempel und des Zürcher Musikers Widmer. Auch ein sehr selten gewordenes Studienblatt mit sechs Köpfen nach Julius Schnorr, des jungen Hermann Amsler und anderer. Als bald betätigte sich B. im reinen Kartonstich mit einer Madonna nach Fra Angelico, mit Schwanthalers Relief »Kampf um die Schiffe« (im Trojanersaal der Glyptothek), Kompositionen Genellis (Raub der Europa; Amor sänftigt die streitenden Elemente); auch lieferte er (mit Merz, Gonzenbach und Schütz) Blätter zu dessen »Leben des Künstlers« und reproduzierte Schraudolphs »Steinigung des hl. Stephanus« (im Dom zu Speyer) und zwei Blätter aus dessen Fresken in der Münchener Basilika (Predigt und Einschiffung des hl. Bonifaz). Als Frucht seines längeren Aufenthaltes in Florenz und Rom radierte B. unter andern das anziehende Bildnis des Malers und Kupferstechers P. Bernardo Jäckel, zugenannt »da Monaco« von seinem Geburtsort München (* 12. Dezember 1824, † 19. Mai 1884 in Lima), dessen Name trotz seiner vielseitigen artistisch rühmlichen Tätigkeit (auch bei Kaiser Maximilian in Mexiko) heute noch allen Kunsthistorikern und Lexikographen entging. Und doch sichert demselben sein großer Radierstich nach E. von Steinles wundersamer Legende der »Margareta von Cortona« (München 1858 bei Gypen) eine bleibende Stelle in jedem Kompendium. Eine Folge von B.s römischem Aufenthalt war auch die kongeniale Wiedergabe der grandiosen Komposition des Cornelius mit der im nächtlichen Traumwandel ihre blutigen Hände waschenden »Lady Macbeth«. Inzwischen versuchte sich B. in der malerischen Wiedergabe, dem sogenannten Farbenstich, mit der Vollendung der von seinem 1861 verstorbenen Freunde und Landsmann Julius Ernst begonnenen »Frau Minne« (nach Ludwig Kachels Ölbild) betitelten Kupferplatte, eine glückhafte Leistung, welche als Kunstvereins-Neujahrsgabe die weiteste Verbreitung fand. Daran reihte sich der Stich nach Karl Baumeisters tief-sinniger Komposition »Der Erdenpilger« (herausgegeben von der »Gesellschaft für Pflege der christlichen Kunst«). Der volle Reiz von Vautiers »Mäckler und

Bauer« und Grützners »Jägerlatein« gelang ihm, ebenso in feinfühligster Nachempfindung bei van Dycks »Ruhe auf der Flucht«, wodurch er bleibend einen ruhmreichen Namen gewann. Ebenbürtig gelang die Wiedergabe von Palma Vecchios »Violance« und Angelika Kauffmanns »Vestalin«, in welcher die Lichtwirkung meisterlich abgestuft und in unübertrefflicher Weise konzentriert mit dem weichen Schmelz des Ganzen wetteifert, durchaus mit den Mitteln strenger Linienmanier in spielender Leichtigkeit. Ebenso wagte er mit Raphaels »Madonna della Sedia« trotz allen seinen Vorgängern, wie R. Morghen, Desnoyers, E. Schaffer und E. Mandel, eine neue Nachdichtung mit dem Grabstichel, welche der wunderbaren Feinheit dieser Formgebung sich aufs genaueste anschließt, worauf Rückerts Ausspruch paßt: »Manches macht' ich wohl wie andere. Manches macht ein anderer Mann besser, aber manches mach' ich, was kein anderer machen kann.« Hier vereinen sich »die Treue und Strenge der Zeichnung, die souveräne Freiheit in der Beherrschung aller technischen Hilfsmittel, die Kraft und der malerische Schmelz koloristischer Wirkung zu einer selten erreichbaren Vollendung« (W. Lübke in B. 316 »Allg. Ztg.« 12. November 1881). »Alle die Eigenschaften von Palma Vecchios »hl. Barbara«, das glorreich Triumphierende in der herrlichen Erscheinung mit der glutvollen Kraft des weich verschmolzenen Kolorits, den klaren Blick der leuchtenden Augen, eine strahlende Schönheit der ganzen Gestalt mit dem frischen Lebenshauch der freigewordenen Kunst in ihrer vollen Sonnenhöhe« brachte B. mit dem vollen Einsatze seiner Kunst zur Anschauung (W. Lübke B. 283 »Allg. Ztg.« 12. Oktober 1889) und Avenarius (in Nr. 5 »Kunstwart« III, 77) rühmt »die Wiedergabe des Kolorits mit seiner farbigen Harmonie, wie selbe gerade in dieser Technik ganz ungewöhnlich ist«. In gleicher Meisterschaft behandelte der Stecher die aus dem Verbande ihrer Umgebung losgelöste Figur der »hl. Cäcilia« Raphaels, wodurch »diese holdselige Gestalt mit der süßen Anmut ihres Kampfes in ihrem ganzen Zauber hervortritt« (W. Lübke in B. 265 »Allg. Ztg.« 12. November 1892 und »Kunst für Alle« 15. März 1893 S. 184). Auch in allen folgenden kleineren Arbeiten, z. B. mit Feuersteins »Göttlicher Kinderfreund«, hielt sich B. mit gleichem Nachempfinden auf derselben Höhe. Seine persönliche Liebenswürdigkeit und neidlose Anerkennung anderer Kunstgenossen war bekannt. Seine letzten Jahre verdüsterte ein schweres Augenleiden, wovon ihn ein ruhiger Heimgang löste. Wer so den Besten seiner Zeit genüge getan, ist eines bleibenden Gedenkens sicher.

Vgl. Apell, Handbuch 1880 S. 78. — Fr. Pecht, Münchener Kunst 1888, S. 268. — Joh. Fr. Hoff, Lehrjahre 1903, III, 263 ff. — Thieme, Künstlerlexikon 1911, V, 246. — Nehr. in Standhamers Zeitschrift »Die christliche Kunst« 1912, S. 240.

H. Holland.

Grashey, Otto, Tiermaler und Jagdschriftsteller, * 20. April 1833 zu Günzburg (an der Donau), † 8. März 1912 in München, hatte schon am Pult eines Postoffizial eine Lebensstellung gefunden, als dem glühenden Hubertusjünger die frische Lust zum Waidwerk die Büchse in die Hand drückte, aber zugleich mit dem Stift des Schriftstellers auch Pinsel und Palette, um die hellen Augen erlebten Eindrücke im ergänzenden Wechsel von Wort und Bild nicht dilettantisch, sondern als Fachmann zum bleibenden Ausdruck zu bringen. Gleichmäßig der Rede mächtig wie der Farbe und Zeichnung kundig, begann er seine

idyllischen Trilogien, immer den ganzen Mann stellend, dabei trotz allen Humors doch nie des bewußten Jägerlateins kundig, ebensowenig wie der ernste Charles Boner oder Franz Kobell, bei welchen die heitere Laune freilich doch bisweilen zum Durchbruch kam. Seine liebevoll gemalten Tierbilder zeigen sowohl Trophäen mit totem Wild (Nr. 2 »Über Land und Meer« 1876, 37, 28) oder den pflichteifrig einen verendeten Gamsbock verbellenden Hund; einen auskneifenden Lampe; Freund Reinecke in der Klemme; sichernde Rehe (»Zur guten Stunde« 1896), allerlei »Wildgeflügel« — alles mit dem doppelten Blick des Jägers, also des intimen Kenners, und des Malers älterer Schule wiedergegeben, mit der strengsten zeichnerischen Form im weich abgetönten Kolorit, womit eine gediegene Einheit entsteht, die den künstlerisch empfindenden Beobachter ebenso befriedigt wie den nur sportlich interessierten. Dabei spielt die begleitende Landschaft als Äquivalent mit, den Beschauer angenehm fesselnd. Ein Hauptwerk bildet sein »Praktisches Handbuch für Jäger« (Stuttgart 1896), ein zuverlässiges, 616 Seiten umfassendes Nachschlagebuch für das gesamte Waidwerk, ausgerüstet mit 140 Textbildern und 44 Tafeln. — Kleine Abhandlungen, immer nach authentischen Quellen, z. B. über Hunderassen, Fasanengärten usw., gingen voraus, auch der durch Hugo Engl illustrierte »Hubertuskalender« (Nürnberg 1894), welcher das Gebiet der Fischerei mit statistischer Wissenschaftlichkeit über die Gesamtergebnisse dieses Jahres in ganz Deutschland, mit Istrien, Galizien, Kroatien, Slavonien und der Bukowina, umfaßte — mit den geschmackvollen Chromotypen ein fröhliches »Waidmannsheil« bietend! Und dazwischen redigierte G. in dreißig Jahrgängen bis 1908 die illustrierte süddeutsche Zeitschrift »Der deutsche Jäger« — ein ganzes Archiv für interessantes Wissen bietend, für Jagdkunde, -hege und -pflege, Gesetzgebung, Rechtsprechung, retrospektiven kunsthistorischen Ergötzlichkeiten, fürstlicher Geselligkeit in alter Zeit, mit Erzählungen, Biographien und Nekrologen berühmter Nimrode, kynologischen Wissenswürdigkeiten und Ausstellungen — wozu unser Autor fast alljährlich als Jurymitglied geladen wurde; über Geweihbildungen und Abnormitäten, über Edelmwild und Jagdkannibalismus der Wolfsegrimm, Meister Reinecke, Marder, Iltis, Wiesel und Nesträuber: eine Fundgrube für Leser und Forscher, man braucht nur auf gut Glück einen beliebigen Band herauszunehmen, um unterhaltender, immer der »*Otium cum dignitate*« verbindenden Belehrung sicher zu sein. In seiner Art ein würdiges Gegenstück zu Franz v. Kobells »Wildanger«.

H. Holland.

Haider, Karl, Landschaftsmaler, * 6. Februar 1846 in der westlich von München gelegenen damaligen Vorstadt Neuhausen, † 29. Oktober 1912 zu Schliersee (nächst Miesbach). — Der gleichnamige Großvater waltete als Pfleger im Schloß zu Biederstein, wo sein Sohn Max Haider am 21. Juli 1807 geboren wurde, welcher als Leibjäger der Könige Max II. und Ludwig II. das unbedingte Vertrauen dieser Regenten besaß; er starb am 21. Juni 1873 als Forstmeister in dem von Kobell besungenen Anzing. Als Autodidakt zeichnete H. (im Wetteifer mit Johann Veith, * 1799 zu Augsburg, † 1846 in München — welcher nun endlich auch als Porträt- und Historienmaler durch Dr. J. Rüfel einen Biographen fand) allerlei vergnügliche Darstellungen aus dem Sport des Eisschießens, der Sonntagsreiterei, von Volksszenen, Tiermärkten, Rekruten,

Podagrasten und Nimroderlebnissen, im philisteriösen, knuffigen Humor des gleichzeitigen Spitzweg; sie erschienen in Lithographie und Holzschnitt in den »Fliegenden Blättern« und »Münchener Bilderbogen« der Firma »Braun und Schneider«, wo sie bald ein freudiges, dankbares Publikum fanden und sich lange auf dem Repertoire hielten. Auch in der »Illustrierten Welt« und »Über Land und Meer« waren diese harmlosen Ergötzlichkeiten beliebt; der volkstümliche Künstler fand sowohl im »Daheim« (1868, IV, 381) und später noch durch Fr. Th. Vischer (Altes und Neues 1881, I, 117 ff.) verdiente Würdigung. Er hatte eine Badenserin geheiratet; aus der Verbindung rein bayerischen und alemannischen Geblütes erwuchs die feingestimmte und doch so kräftige Seele des Knaben, dessen Gabe, seine Wahrnehmungen mittels des Stiftes festzuhalten, schon in früher Jugend hervortrat.

Um Karl H. stritt, wie ehemals bei Angelika Kaufmann, die Muse der Tonkunst mit der Malerei: sein weicher Bariton und tiefempfundenes Klavierspiel, die ihn durch das ganze Leben geleiteten, mußten als Lebensberuf der Malerei weichen, wozu für H. ein schwerer Stein- und Dornenweg führte. Unter bitteren Entbehrungen, durchkostete er den Unterricht bei dem geistreichen Zeichner und Architekturmalers Hermann Dyk (* 4. Oktober 1812 zu Würzburg, † 25. März 1874 in München), unglücklicherweise ohne die beiderseitig verbindende Brücke zu finden; förderlich blieb nur der sichere Blick für den Strich und die reine Kontur. Dagegen quälte er sich im Antikensaal der Akademie unter dem sonst so verdienstlichen Hiltensperger, ebenso in der historischen Malklasse des wunderlichen Anschütz; was halfen die spanischen Stiefel der grauen Theorie, da sein ganzes Herz nach der Natur und Landschaft schrie. Förderlicher erwies sich der heitere Verkehr mit andern, gleichfalls in der Vorhölle erwartungsvoller Zukunft geisternden Jugendgenossen. Darunter der in aller Stille die Welt so launig beobachtende Spezialist A. Oberländer, der ruhig erfassende Franz Defregger und der unermüdliche Wilhelm Leibl; ihnen zur Seite der jede Theorie praktisch einrenkende ideenreiche Dr. Adolf Bayersdorfer, welcher von ungefähr dahinter kam, daß »unverkäufliche Bilder zu schaffen beiläufig das Programm« dieser Argonauten sein dürfte, und der farbenfreudige Viktor Müller. Ferner Hans Thoma, der damals allwöchentlich den Kunstverein durch koloristische Feuerwerke in problematische Heiterkeit versetzte; der nüchterne Wilhelm Steinhausen; die phantastischen Schweizer Adolf Stäbli und der selbstbewußte Otto Fröhlicher, dazu Wilhelm Trübner; als Dichter Martin Greif und der Geisterpsycholog Karl du Prel; der kein Wasserlein trübende Ästhetiker Dr. Lichtenstein nebst dem feurigen Poeten Leuthold. In dieser Atmosphäre entstand H.s kleines Bild mit den zwei unter einem Blütenbaum weilenden Bauernmädchen, welches durch Hirth du Frênes in feste Hände kam. In der Freude des glückhaften Erfolgs heiratete H. eine Nichte des klassischen Bildhauers Friedrich Brugger, gleichmäßig ausgezeichnet durch ruhige Gemütsstiefe, anspruchslose und doch hoheitsvolle Reinheit der Gesinnung. Ihr mit linearer Einfachheit von H. gemaltes Bildnis gibt eine ganze Biographie ihrer bergseetiefen Seele, einem Porträt von Holbein und Stüchelberg vergleichbar, mit unvergeßlich fesselndem Eindruck. H. verbrachte vier glückliche Monate (1875) im lebhaften Verkehr mit Arnold Böcklin (der damals an einer — Flugmaschine baute; das ganze Atelier lag voll Bambusstäben und Segeltuch); er fühlte den Zug in H.s Kunst, gefesselt von dessen ausdrucksvollem Gesang und Klavier-

spiel, welcher in diesem Stahlbad großer Meister, von Bach bis Beethoven, alle Lebensmühsal vergessend, immerdar sich jügte und neue Kraft gewann. — Aus dieser glückhaften Ehe, welche leider schon nach wenigen Jahren durch Tod der Gattin erlosch, stammen zwei wackere Söhne. Aus der anfänglichen Sommerfrische war ein bleibend Heim geworden, als ihm Freundeshand ein stillbescheidenes Obdach in Schliersee erbaute, welches seinen selbstlosen Wünschen freilich vollauf entsprach, während die Weltabgeschiedenheit dem Bekanntwerden seiner Bilder im Wege stand. Hatte man dem Genius derselben überhaupt wenig Verständnis entgegengebracht, so vereinsamte der Maler, trotz der ausdauernden Freundschaft des kunstsinnigen Zoologen August Pauly und des welterfahrenen Novellisten und Romanschriftstellers Anton Freiherrn von Perfall doch allzu fühlbar. Das große Publikum vergaß nur zu schnell den Namen des Malers und brachte dessen Schöpfungen kein verständnisinniges Erfassen entgegen. Seine frei erfundenen Landschaften trugen nie das Gepräge eines porträtmäßigen Ausschnittes, doch das typische Gepräge der bayerischen Voralpen. Im Vordergrunde liebte er mit unglaublicher Sorgfalt ausgeführte, reich beblümete Wiesen, auch frisch gepflügte Ackerfurchen, die mit dem Ganzen einen gewissen architektonischen Typus teilten, eingesäumt von gleichmäßigen Fichtenwäldern, darüber die Vorberge auftauchten, welche den Blick in weitgelagerte fernzüge Alpenketten trugen, darüber atmosphärische Gebilde hinzogen, im steten Wechsel dem Ganzen einen unsäglich stillen Reiz verleihend. Dabei überwog die Linienzeichnung nie die Farbe, bestimmte aber doch den strengen Charakter und Typus der ganzen Schöpfung: die stete Wandersehnsucht »O Täler weit, o Höhen, du schöner grüner Wald, du meiner Lust und Wehen andächt'ger Aufenthalt!« Zwei verwandte Wiederholungen sind mit »Über allen Wipfeln ist Ruh!« signiert, obwohl diese Benennung auch auf viele andere Bilder zutreffen würde. Es ist aber nicht die glänzende Heiterkeit, der den äschylischen, am Fels angeketteten Prometheus besuchenden Okeaniden, die aus den Meereswellen leuchtend auftauchen; H.s Ruhe ist so zu sagen gebunden und begrenzt. Es gibt bei ihm, trotz aller Harmonie, aufziehende Gewitter, geballte Wolken und Regenstürme mit drohendem Hagelschlag, wie in seiner zweiten, unglücklichen Ehe. Auf seinen Selbstporträts trägt er jenes imposante Schweigen, jene statuarische, ihn völlig charakterisierende Ruhe, jene Architektonik der ganz in Schauen versenkten Seele. Wie weiß er Palette und Pinsel in ostensibler Ehrenhaftigkeit als sein Malgerät zu halten und zu weihen, während er auf photographischen Aufnahmen die Rechte immer in den ganz geschlossenen Rock verbirgt — auch eine Marotte der mit dem Leben fertigen Abgeschlossenheit. Die Kunst allein ist mein höchstes Gut und Tröster: diese seelenvolle Stimmung zum Ausdruck zu bringen, dem Beschauer zu übertragen und über denselben auszugießen, ihn ganz in seinen künstlerischen Bann zu nehmen, war seine höchste Tendenz. Deshalb mied er gern jede exegesierende Staffage. Wenn er Figuren anbrachte, waren sie immer in die entsprechende Landschaft gestimmt: ein kaum der Kindheit entwachsenen Mädchen unter einem mit Blütenschnee übergossenen mageren Bäumchen; ein träumerisch in die Ferne sinnierender Hirtenknabe bei seinen wenigen Tieren — wie eine Szene aus Adalbert Stifters »Heidedorf« mit dem ganzen Zauber jener novellistischen Meisterdichtung. Dann treffen wir ihn einigemal auf Böcklins Spuren, z. B. mit dem »Charon« (1902) oder der Begegnung »Dantes mit Beatrice« (1904) und der »Asphodeloswiese« (1904); noch überraschender zeigt sich Leibls Do-

mäne mit einem »alten Jäger« und »Wilderer« (1868), einer »Freischützszene« (1870), auch das einen »Neuen Stutzen« (1880) beratende Jägerquartett, oder dem eine neue Mixtur prüfenden »Laborant« (1880), welchem sich mehrfache à la Karl Stauffer-Bern gezeichnete Bildnisse anreihen: immerdar wahrhafte, mit eigenem Herzblut gemalte Menschen. Die Aufnahme war in den Kunstvereinen und Ausstellungen eine wenn nicht ablehnende, doch kaum ermutende, allzu fremdartige und unbegriffene Erscheinung, an welche sich das Publikum erst allmählich gewöhnen mußte, bis der unentwegte Künstler mit zahlreicheren Erzeugnissen den süßverwöhnten Beschauern mannhaft mit größeren Kollektionen auf den Leib rückte. Dasselbe Schicksal mußten früher schon andere sattsam erfahren, so daß beispielsweise seinerzeit schon Moriz v. Schwind in den zürnenden Jammerschrei ausbrach: man könne »seinen ehrlichen Namen nicht oft genug den andern um die Ohren schlagen«. Auch die Kunst des Schauens muß gelehrt und gelernt werden, nur durch stete Übung auf Gegenseitigkeit bildet sich der Meister. Ein harter Prozeß, der sich nur auf beiderseitige Kosten bei ehrlichem Willen in steter Übung vollzieht. Auch die Deklinationen der ästhetischen Magnetnadel bedürfen der Berechnung, und selbst die »ewigen« Pole geraten in säkulare Schwankungen und oszillierende Nervositäten. Öftere, verstärkte Ausstellungen vermittelten die nähere Einsicht und Hochachtung, insbesondere in der großen Wintersezeession (Dezember 1910 bis Februar 1911), welche H.s volle Würdigung klarsetzte und unbestreitbar begründete. So erlebte er noch am frühen Abend seines Lebens den vollen Sonnenschein der längst verdienten Anerkennung und bleibenden Ruhmes. Tiefgreifendes Magenleiden zerstörte schmerzlos die letzte Kraft. Mit Gott und der Welt im Frieden, betteten sie ihn zur stillen Rast. Aus der fast unübersehbaren Literatur verzeichnen wir hier nur das zunächstliegende Material aus Zeitschriften und Tagesblättern:

Vgl. Karl Voll über die Ausstellung der Sezeession Nr. 240 »Allgem. Ztg.« 1. Nov. 1900; Abbildungen in »Kunst für Alle« 15. August 1900, S. 509 ff. — Nr. 65 »Allg. Ztg.« 6. Aug. 1901 (15 Bilder im Kunstverein). — F. v. Ostini, Nr. 115 »Neueste Nachrichten« 9. März 1901. — Nr. 27 »Münchener Ztg.« 2. Febr. 1906. — August Pauly, Zum 60. Geburtstag, in Beil. 23 »Allg. Ztg.« 6. Febr. 1906. — Nr. 95 »Allg. Ztg.« 28. Febr. 1906. — Benno Rüttenauer, Nr. 22 »Propyläen«, 28. Febr. 1906. — G. Fuchs in Nr. 102 »Neueste Nachrichten«, 2. März 1906 und ebendas. Nr. 119, 11. März 1907. — »Kunst unserer Zeit« 1909, VIII. Hft. — Alfred Pelzer in Ulrich Schmid, »Walhalla«, 1908, IV, 71 ff. u. 1909. V., 69 ff. — Bredt, »Deut. Lande u. Maler« 1909, S. 43; 71. — »Haider Mappe«, M. 1910 bei Callwey. — Fr. v. Ostini: Sezeession Nr. 585. — »Neueste Nachrichten« 15. Dez. 1910. — Rüttenauer Nr. 14. »Propyläen«, 14. Jan. 1911. Wortlaut des »Diplom als Ehrendoktor der Universität Breslau« in Nr. 194, 22. August 1911. P. Wolter in »Christliche Kunst«, Febr. 1911, S. 139. Nekrolog von A. S. in Nr. 554 »Neueste Nachrichten« 30. Oktober 1912, Nr. 253. »Münch. Ztg.« 29. Okt. 1912 und ebendaselbst Nr. 254, 30. Okt. 1912. Begräbnisbericht Nr. 559 »Neueste Nachrichten« 1. Nov. 1912, Nr. 279 »Augsb. Postztg.« 4. Nov. 1912. L. Thoma im »März« 1912. Momme Nissen in Nr. 45 »Rundschau« 9. Nov. S. 902 u. Kurd Freden ebendas. S. 992. Ausstellung im Kunstverein Nr. 403 »Augsb. Postztg.« 3. Nov. 1912, Nr. 208 »Bayer. Staatszeitung« 6. Nov. 1912. »Kunst f. Alle« XXVI, 241 ff. Nr. 45 »Allg. Ztg.« 9. Nov. 1912. Katalog der Winteraustellung der Sezeession 15. Dez. 1910—5. Febr. 1911. Nr. 175—252 mit Abb. (zugleich mit H. v. Zügel). August Pauly in Nr. 6 »Propyläen« 8. Nov. 1912. W. Bayersdorfer in E. A. Seemanns »Kunstchronik« 8. Nov. 1912 (abgedruckt im »Münchener Kunstvereins-Berichte« 1913 S. 15—17 (mit Porträt). Nr. 3619 »Illustr. Ztg.«, Leipz., 27. Nov. 1912, S. 873; mit H.s Porträt in Originalzeichnung von Willi Kühnlein (Text von A. S.).

H. Holland.

Kirchbach, Frank, Historien- und Genremaler, * 2. Juni 1859 zu London, † 19. März 1912 nach einer fröhlichen Bergtour auf die »Rote Wand« bei Schliersee. — Sohn des Malers und Professors Sigmund Ernst Kirchbach (nachmals Direktor der Akademie zu Santiago in Chile, * 23. April 1830 in Meißen, † 16. August 1876 zu Striesen bei Dresden) und älterer Bruder des Dichters und Schriftstellers Wolfgang Kirchbach in Berlin. Begann seine Studien in Dresden bei Fr. Leon Pohle und Alexander Wagner in München, 1878. Sein erstes Bild 1881 schildert das Verhör eines als »Spion« vorgeführten jungen Mannes, dessen Frau kniend um Gnade fleht vor einem Offizier, der seine Fragestellung mit dem blanken Degen unterstützt; die Szene spielt in einer zum Pferdestall umgewandelten Scheune, wobei die ganze Situation im Kostüm und mit den Wouwermann-Rossen die Signatur des Dreißigjährigen Krieges in exakter Zeichnung und sorgfältigem Kolorit trägt; K. erhielt dafür, ebenso mit einer büßenden »Magdalena«, die akademische Medaille. Einen glückhaften Wurf tat K. mit dem figurenreichen, höchst lebendigen Bilde »Herzog Christoph von Bayern, zuge nannt der Kämpfer, an der Leiche des von ihm auf offener Straße niedgerannten Grafen Niklas von Altenberg, des letzten dieses Namens«, angekauft 1882 für die Galerie des Münchener Kunstvereins (vgl. Lützows Zeitschrift 1883, XVIII, 10). Dazu kamen 20 große Kompositionen zu Bulwer, »Die letzten Tage von Pompeji«, welche als Prachtwerk im Verlag von Adolf Ackermann erschienen. Ein Besuch in Paris 1883—84, wohin K. viele Projekte mitnahm, blieb wie die Bekanntschaft mit Munkacsy, außer einem »Ganymed«, ohne weitere Folgen. Dagegen entstand in München das große Hauptbild für den Nibelungensaal der von Freiherrn v. Sarter in Königswinter erbauten »Drachenburg« mit dem »Streite der Königinnen vor dem Portal des Wormser Domes« (vgl. Kunst für Alle 1887, II, 189, und Meisterwerke der Holzschneidekunst 1893, XV. Bd., 11. Hft.), eine Reihe von Szenen in den gotischen Zwickelfeldern (König Gunthers Hochzeit, Siegfrieds Abschied von Chriemhilde, dessen Ermordung an der Waldquelle; Ritt der Burgunden nach Bechelaren; Giselhers Verlobung; Volker und Hagen auf der nächtlichen Wacht gegen die Hunnen, der Kampf auf der Treppe und Chriemhildens Rache), welche, auf Leinwand gemalt, an Ort und Stelle erst koloristisch zusammengestimmt und dann eingefügt wurden. Nach einem in kolossalem Format mit dem figurenreichen, höchst stürmisch komponierten Bilde »Christus vertreibt die Händler und Verkäufer aus dem Tempel« (Lützow 1887, XXII, 547), welches die Rundreise durch halb Europa ruhmreich bestanden hatte, angekauft von der Kunsthalle in Hamburg, in großer Radierung von W. Krauskopf (vgl. 125 »Allgem. Ztg.« 6. Mai 1887), folgte 1891 in derselben Größe und mit gleicher Anerkennung die Schöpfung »Lasset die Kleinen zu mir kommen« (»Kunst für Alle« 1. III. 97). Darauf erging 1889 als E. v. Steinles Nachfolger eine Berufung an das Städel-Kunstinstitut zu Frankfurt a. M. Neben seiner ausgebreiteten Lehrtätigkeit als Direktor entstanden die Wandbilder im Treppenhaus des Palais Mumm von Schwarzenstein (Triumph des Weines), die Deckengemälde für Ferdinand Hirsch (Amor und Psyche), zwei historische Stoffe aus Frankfurts Erinnerungen: eine Apotheose der Stadt, aus Goethes Leben und der Krönungszug Kaiser Maximilians II. (»Über Land und Meer« 1893, 71. Bd., S. 13), dazu eine »Lenore« und »Schiller in Loschwitz, den Don Carlos vortragend«, inzwischen viele Genrestücke und Bildnisse. Seit 1896 wieder im eigenen trauten Heim zu München, schuf er die

700 Illustrationen zu Goethes Gedichten (Leipzig, bei A. Titze), und zu Paul Heyses orientalischem »Liebeszauber« (München 1889, bei Fr. Hanfstängl). Und dabei blieb dem Rastlosen noch Zeit zu kleinen Vignetten für Verleger und anmutenden Albumblättern, wie das »Osterblümlein« (Gartenlaube 1899) und großmütig Altarbilder (für die »Christuskirche« in München-Neuhausen) zu stiften. Noch mehr: er trug sich auch mit hydrotechnischen Problemen durch Konstruktion einer patentierten Wasserlokomotive, wozu er außer den Modellen zwei Elaborate (München 1904 bei Th. Ackermann) edierte, welche trotz mannigfachen anerkennenden Gutachten (z. B. in Beilage 171, 187, 195 der »Allgemeinen Zeitung« 1894) nicht zur praktischen Durchführung und Nutzbarkeit gediehen. Als Korrektor der Aktkurse mit dem Titel eines Professors an die Akademie berufen, galt K. alsbald als einer der beliebtesten Lehrer. Seine Vielseitigkeit, auch im Bereich des Porträts, des Genre, der Landschaft und des Tierstückes dokumentierte die aus Anlaß seines 50. Geburtstages in der Galerie Heinemann im Sommer 1905 veranstaltete, alle Etappen seines Schaffens repräsentierende Ausstellung (vgl. Nr. 73 »Neueste Nachrichten« 14. Februar 1910, Nr. 40 »Münchener Zeitung« 18. Februar 1910, Nr. 41 »Augsburger Postzeitung« 20. Februar 1910). Zu seinen letzten Leistungen gehörte ein Karton von 10 m Breite, welcher in der Mayerschen Anstalt zu München als Glasgemälde für den Justizpalast in Santiago ausgeführt wurde.

Vgl. die autobiogr. Notizen in »Das geistige Deutschland« 1898, S. 361. — Schorers Familienblatt 1888, S. 804 ff. — Pecht, Münchener Kunst 1888, S. 383. — Schatzkammer Deutscher Illustratoren. München 1882. — Fr. v. Bötticher 1895 I., 683. — Singer 1896, II., 341 u. 1906, VI., 164. — Kunst unserer Zeit. M. 1910, XXI., 229. — Nekrologe in Nr. 151 »Neueste Nachrichten« 23. März 1912; Nr. 148 »Augsb. Postztg.« 4. Juli 1912. Matth. Kellenbusch in Nr. 40 Münch. »Propyläen« 5. Juli 1912. Alex Braun in Kunstvereinsbericht für 1912, S. 18.

II. Holland.

Pitzner, Max Josef, Tier- und Genremaler, * 27. April 1853 zu Partenkirchen, † 10. September 1912 in München, erbte die künstlerische Begabung seines Vaters Max P., der als Kgl. Forstmeister in den wenigen dienstfreien Stunden mit Zeichnen und Malen von Tieren sich betätigte. P. lernte zuerst an der Realschule in Freising, bezog mit bester Grundlage die Malklasse an der Münchener Akademie bei Ludwig Löffitz (vgl. »Biographisches Jahrbuch« 1913, XV, 140 ff.) und Wilhelm Lindenschmit (vgl. »Allg. Deutsche Biographie« 1906, LII, 720 ff.), welche sein Talent in die ihm ganz zuständige Bahn leiteten. Selbst kein Sportsmann oder Nimrod, wählte P. nach dem Vorgang von Ludwig Hartmann (»Biographisches Jahrbuch« 1905, VII, 155 ff.) als sein eigentliches Gebiet das im Dienste des Ackerbauers, Fuhrmanns und Soldaten stehende Pferd. Kriegerrische Aktionen lagen ihm fern. Im genrehaften Betrieb zog er, anfangs sehr sparsam, die betreffende Landschaft in den immer kleinen, aber ganz zusammengehörigen Kreis seiner fein und stimmungsvoll gehaltenen einfachen Darstellungen, wozu er in dem nahegelegenen Dachau Studien sammelte. Das erste Bild mit einem sein Schimmelchen am »Abend« zur Tränke reitenden Knaben erwarb in anerkennender Ermunterung Prinz Luitpold. Dann folgte die heitere Abfahrt eines mit vergnüglichen Passagieren bunt besetzten Postwagens und eine an der Tiroler Grenze spielende »Zollhaus«-Szene. Insbesondere aber die »Überfahrt von Württemberger Ulanen auf der Donau« und die auf der Landstraße im

Morgenrot singend dahintrabende »Kavallerie«, im Wechsel mit Pferdeweiden- und Stallbildern, Tiermärkten und Wirtshausrasten. Aber auch »Aufbruch zur Jagd«, ein behaglicher »Knödelbogen«, sogar eine im Zopfkleid spielende »Hirschjagd« und ein »Parforcereiterauszug«. Ferner »Fütterung eines Planwagenpferdes«, wobei das Rößlein von einer schäkernden Magd getränkt wird; eine »Rekognoszierung« auf feindlichem Gebiet usw. So wurde der Maler bald ein willkommener Gast in den Kunstvereinen, auch in der »Sezession«, in den Jahresausstellungen des Münchener Glaspalastes und auswärts, von wo Ankäufe und Medaillen erfolgten. Ohne sich zu überhasten, setzte er sein stilles Walten fort. Da erschienen, immer in mäßigem Format und liebevoller Durchbildung, eine »Schmiede« und »Frühpost«, ein »Markt«, staffiert mit kauf lustigen Händlern und Roßtäuschern, ein »Am Brunnen« rastender und mit Einspannen hantierender »Postillon«. Eine Perle war das humoristische Idyll: eine Kuh vor dem Barren, mit ihrem Kälbchen und einer naschhaften Henne. — Mit Recht wurde die helle und sonnige Wirkung von P.s Bildern gerühmt und die spezifisch künstlerische Methode, seine lebenden Modelle mit der umgebenden Landschaft so in Einklang und Gleichgewicht zu bringen, daß beide um die Aufmerksamkeit des Beschauers zu konkurrieren scheinen. Zuletzt brachte P. auch seine Landschaften, z. B. als Übergang einen »Morgen in der Kleinstadt« oder gleich einen »Abend an der Mendolastraße« (1902), eine »Grummeternte am Riegau« (1911), »Aus dem Leitzachtal« oder einen taufrischen »Sonntagsmorgen«. Mit Max Roßmann betätigte sich P. noch an Eckenbrechers Rundbild »Die Schlacht von Gravelotte«. Zu früh kam sein Lebensabend mit schweren Leiden. Ein »guter Pitzner« — er hat nie etwas seines Namens Unwertes geschaffen — wird immer, gleich einem »echten Heinrich Bürkel«, zur Freude aller stillen und aufrichtigen Kunstfreunde und Sammler gehören. Mit Recht rühmte ein Redner an seinem Grabe: »Das Heimatland mit seinen Tälern und Höhen, Feldern, Wäldern und blumigen Auen, die Scholle mit allem, was sie trägt und was auf ihr lebt, auf der er als Kind geträumt, die ihn als Mann ganz besaß mit seiner vollen Innerlichkeit — das schuf er wieder in seinem Lebenswerk. Er wurde verstanden, seine Liebe vergolten, seine Sprache fand den Weg zu den Herzen, und so widerfuhr ihm die höchste Ehre: ein volkstümlicher Künstler zu werden.«

Vgl. Fr. v. Bötticher 1898, II., 281. Nekr. in Nr. 38 »Allgem. Ztg.« 21. Sept. 1912. Nr. 258 »Augsb. Postztg.« 21. Okt. 1912, Nr. 247 »Münch. Ztg.« 22. Okt. 1912. Fritz Steinmetz-Noris im »Münch. Kunstvereinsbericht« für 1912, S. 19 (mit Portr.).

H. Holland.

Schachinger, Gabriel, Porträt-, Genre- und Blumenmaler, * 31. März 1850 in München, † 9. Mai 1912 zu Eglfing. — Als Sohn des Vergolders Ignaz Sch. († 2. Mai 1887), welcher in einer der belebtesten Straßen der Stadt ein renommiertes Geschäft betrieb und zahllose Erzeugnisse der Maler mit geschmackvollen, gleißenden Rahmen salon- und kunstvereinsgerecht machte, wurde Sch. in frühester Jugend mit Künstlern und deren Schöpfungen bekannt und unwillkürlich in seine nachfolgende artistische Laufbahn gelenkt. Bei Hermann Anschütz, Alexander Wagner und Karl Piloty, der das Arkanum seiner Palette allen seinen Scholaren mitzuteilen verstand, tüchtig eingelenkt, führte ihn ein auszeichnendes Staatsstipendium 1876—78 nach Italien, worauf er zu München

seine farbenfreudige Tätigkeit begann und sich schnell einen guten Namen sicherte. Nun kamen die Darstellungen schöner Frauenbildnisse, meist in Lebensgröße, mit blendender Technik, als Vorläufer von Fr. A. v. Kaulbachs faszinierenden aristokratischen Damen, auch holdselige Geheimnisse beratender oder Briefe lesender, schäkernder, halb der »jeunesse dorée« oder der Gegenwart angehöriger, mit Herzen und Blumen spielender Mädchen- und Frauengestalten; des Schmückens einer glückprangenden Braut am hochzeitlichen Morgen (Nr. 16 »Über Land und Meer« 1885, 53, 349) und ähnlicher freudiger Ereignisse. Wie eine Novelle gemahnt uns der Einblick in ein Berner Edelhaus, wo stolze Patrizierinnen den etwa nach Marignano ausziehenden Eidgenossen die letzten Grüße und Heilwünsche zuwinken (Nr. 20 »Daheim« 1892, S. 313); die weiblichen Insassen einer Theaterloge; ein Dämchen in japanischem Morgenkostüm. Dazu eine lange Reihe niedlicher Kinderköpfe (alle in Jos. Alberts Photographien vervielfältigt), welche als Goldelse, Heideröslein, Herzblättchen, Lachtaube, Schelm, Trotz- oder Schmeichelköpfchen, auch Nesthäkchen oder Wildfang den Schatz, Trost und Kitt eines Hauses bilden. Aber auch große Männerbildnisse, die Porträts König Ludwigs II. (Sitzungssaal der Kammer der Reichsräte), des Prinzregenten Luitpold, des Kaisers Friedrich (Frankfurt), für repräsentierende Räume und Galerien, als guter Sohn ein treues Abbild seines biedereren Vaters und seines Lehrers Piloty auf dem Totenbett. Dann schuf Sch. blühende Deckengemälde, z. B. für den Fürsten von Schwarzenberg, das Kurhaus in Wiesbaden, Theaterschmuck, Dekorationen, Prunkgemächer und Ausstellungsräume. Am liebsten und zuletzt fast ausschließlich oblag seine virtuose Technik der Blumenwelt, er brillierte als glücklicher Schilder des Mohns, der Malven, Georginen, brennroter Geranien, Papageitulpen, Chrysanthemen und anderer Garten- und Treibhauserzeugnisse: ein ganzes Feuerwerk von inländischer und exotischer Botanik. Zwei Bilder (Stilleben mit Malven und Chrysanthemen, 1902 und 1904) in der Neuen Pinakothek. Eine Kollektivausstellung bei Heinemann 1908 vereinte einen gründlichen Überblick seiner Vielseitigkeit. Immer unermüdlich Überraschungen und Gegensätze liebend, schuf er in ruheloser Hast für Salon- und Zimmerzier, bis sein lichter Geist und Farbenzauber plötzlich in Nacht und Nebel unheilbar verdämmerte, in zahlreichen Werken nur liebe und schöne Erinnerungen der Nachwelt hinterlassend.

Vgl. Fr. v. Bötticher 1901, II., 523, Nr. 238, »Neueste Nachrichten« 10. Mai 1912, Nr. 21 »Allgem. Ztg.« 25. Mai 1912. Ansgar Pöllmann in Nr. 147 »Bayer. Kurier« 28. Mai 1912. Alex Braun im Kunstvereinsbericht f. 1912, S. 20 (mit Porträt).

H. Holland.

Schäfer, Georg Josef, Historienmaler, * 20. August 1855 zu Karlstadt a. M., † 26. November 1912 in München. — Sohn eines Landwirts; zeigte früh die Lust und Liebe zum Zeichnen, so daß sein Malerberuf schon entschieden war, ehe er die Volksschule verließ. Kam nach tüchtiger Vorbildung zu Würzburg im Oktober 1871 auf die Kunstgewerbeschule nach München, wo als Lohn besonderer Leistungen ihm eine Studienfahrt nach der Wiener Weltausstellung 1873 ermöglicht wurde. Nach dem Staatsexamen am Polytechnikum erfolgte weitere Förderung an der Kunstakademie durch Andreas Müller (vgl. »Biogr. Jahrbuch« 1904, VI, 155), unter dessen Leitung Sch. im Gebiete der Komposition, der Öl- und Freskotechnik der Historienmalerei oblag, auch treffliche

Porträts und Genrebilder schuf. Darunter eine Ansicht des vormaligen »Künstlerheim der Allotria« (Neue Pinakothek 1887), ein »Kentaurenkampf«, viele Illustrationen zu Adressen und Ehrendiplomen usw. Außerdem Ölgemälde und Fresken für den Dom in Agram, die Kirchen zu Bad Brückenau, Heilbrunn, Königshofen, Neustadt a. S., Weilbach, Aurach, Pullach, Pittriching, auch Kartons zu Glasgemälden für Eulemont (Nancy), Königshofen, die Bildnisse Pius' X. (1903) und des Dichters Martin Greif zu dessen Drama »Ludwig der Bayer«. Sch. malte treffliche Miniaturen (Museum zu Speyer). Dazu oblag Sch. einer Lehrtätigkeit durch 36 Jahre als Professor an der Kgl. Bauschule. Eine Blinddarmentzündung endete, trotz glücklicher Operation, die vielverzweigte Tätigkeit des bei allen Fachgenossen und Schülern geachteten und hochverdienten Künstlers.

Vgl. Bd. 82 »Augsburger Postztg.« 1883 u. Nr. 110 ebendas. 15. Mai 1894. Nr. 90 »Fremdenblatt« 31. März 1883. »Festgabe des Vereins für Christl. Kunst« 1910, S. 16, u. »Münchener Kunstvereinsbericht« für 1912, S. 21 (mit Portr.).

H. Holland.

Sckell, Ludwig, Landschaftsmaler, * im Oktober 1833 zu Schloß Berg (am Starnberger See), † 24. Februar 1912 in Pasing (München). — Er stammt aus einer unter vier Regenten in Bayern tätigen und vielseitig um Verschönerung der Umgebung Münchens hochverdienten Familie. Der Urahne Friedrich Ludwig S., * 13. September 1750 zu Weilburg an der Lahn, hatte sich zu Bruchsal, Zweibrücken und Versailles gründlich als Baumeister und Garteningenieur umgetan, seit 1773 in England bei Henry Brown und William Chambers die mit Architektur verbundenen Gartenanlagen studiert und die dort gewonnenen Erfahrungen in den typisch vorbildenden Schloßgärten zu Schwetzingen (1777) und Rohrbach an der Bergstraße (1796) in glückliche Anwendung gebracht. Seit 1799 kurfürstlicher Gartenbaudirektor, betrieb er 1800 die Niederlegung der Mannheimer Festungswerke in Promenaden. Als Wernecks Nachfolger 1804 nach München berufen, erweiterte der neue Intendant die Schöpfungen Rumfords durch eine Seeanlage im »Englischen Garten«, durch abermalige Umgestaltung des Nymphenburger Schloßparks (vgl. C. A. Sckell, »Das Lustschloß Nymphenburg und sein Garten«, 1837, S. 6, und K. Th. Heigels Monographie über Nymphenburg im 25. Bändchen der »Bayerischen Bibliothek« 1891, S. 81; dazu als Ergänzung die farbensprühende Schilderung von Johannes Mayerhofer über Schleißheim, 8. Bändchen derselben Sammlung, 1890, S. 62 über die dortigen Gartenanlagen nach den Schilderungen des Bamberger Architekten J. M. Küchel, 1737). Dazu kam die Gründung der sogenannten Schönfeldvorstadt und der Ausschmuck Biedersteins mit Pavillons, Villen, Brücken. In seine Fußstapfen trat 1823 obiger C. Anton S., dessen hier in Rede stehender Sohn Ludwig S., leicht begreiflich, das Bereich der Landschaftsmalerei erwählte und nach kurzen Vorstudien an der Akademie seine eigenen Wege ging.

Es war ein hübscher Zug, daß derselbe mit einer Szene aus dem »Kleinen Hesselohrer-See«, einem Ausschnitt dieser unterdessen so lieblich zusammengewachsenen großväterlichen Idylle, zuerst 1861 in den Kunstverein trat. Dann folgten stille Winkelchen aus den Geländen der ruhig plaudernden Würm, aus Murnau, ein frischer Ausblick auf Mittenwald, der imposanten Zugspitze, der Benediktinerwand, dem Wendelsteinblock, Berchtesgaden und den Watzmann,

ein wahres Distichon mit gefälligen Daktylen und schweren Spondeen (1866); vom Hintersee und dem »Hohen Göll« (1874), dem Chiemsee oder Tölzer Kirchstein, aus Dorf Ischel, Engadin und Berner Oberland, wo er aber nie ganz heimisch wurde, sondern gern an den damals so wenig besuchten einsamen Eibsee zurückkehrte, zu den Mühlen in Bayerisch-Zell und Reichenhall (1880). »*Quid plura!*« und »Willst du immer weiter schweifen, sieh, das Schöne liegt so nah!« — immer gleichweit entfernt von historischer Phrase wie realistischem Abschreiben oder Haschen nach koloristischen Effekten. »Und wenn's euch ernst ist, was zu sagen« und »Es trägt Natur und rechter Sinn mit wenig Kunst sich selber vor.« Was und wie er sich gab, war immer gewinnend und bleibend; seine anspruchslosen Bilder waren ein gern gesehener Schmuck jedes Hauses. Schweres Augenleiden brach bald diese einfache Schaffenskraft und machte ihm das Leben zur Qual, die er klaglos ertrug. S. war keine gesellschaftshungrige Natur, den wenigen aber, die ihm nahekamen, erschloß er den ganzen Schatz seines edlen und vornehmen Sinnes.

Fast gleichzeitig trat ein zweiter **Ludwig Sckell** auf, * 1842 zu Obergünzburg, gleichfalls als Landschaftsmaler, aber auch im Porträt tätig, dann als Illustrator, im Bereich der historischen Monacensia und als Aquarellist willkommen. Ein hohes Verdienst erwarb er durch die in Originalgröße mit diplomatischer Treue reproduzierten Kopien von Rottmanns leider so schrecklich und unheilbar vom Zahn der Zeit zernagten italienischen Landschaften in den Arkaden des Münchener Hofgartens. Dazu kamen Ansichten des alten Rathauses von der Ostseite, Szenen aus dem sogenannten »Alten Hof« mit dem als Wahrzeichen dienenden Erkertürmchen aus der Bauzeit Kaiser Ludwigs des Bayern; ein Blick in die sogenannte Kapellengasse mit der benachbarten »Bürgersaal«-Fassade, Erinnerungen an den ehemaligen »Bockkeller«, auch Ansichten aus den Höfen des durch Hauberreißer neugeschaffenen stattlichen Rathauses. Ferner Szenen aus Künstler-Maifestspielen und den historischen Faschingsfesten. Fast unbekannt und ganz zurückgezogen schied er aus der Welt: man fand ihn am Morgen des 31. März 1905 infolge eines Schlaganfalls tot in seinem an der Wienerstraße gelegenen Atelier.

Immerhin ein paar minder lang mittönender, nie mißklingender Instrumente in der großen Symphonie der Kunstgeschichte.

Vgl. Fr. v. Bötticher 1901, II., 718. Nekr. in Nr. 9 »Allg. Ztg.« 2. März 1912. »Kunstvereinsbericht f. 1912, S. 22. — Maillinger 1876, I., 2140; II., 89; III., 166 ff.

H. Holland.

Seitz, Otto, Historien- und Landschaftsmaler, Akademieprofessor, * 3. September 1846 zu München, † 13. März 1912 daselbst. — Ein Sprosse dieser nun schon in vierter weitverzweigter Generation blühenden Münchener Künstlerfamilie. Sein Vater Max Josef S., * 1820, † 1890 (Bruder des vielseitigen Hoftheaterkostümiere und Direktors Franz v. Seitz, * 31. Dezember 1817, † 13. April 1883) betätigte sich als Graveur, Ziselleur und Kleinkunstmeister (darunter die Miniatur-Waffentrophäen am Album des Prinzen Karl von Bayern), tauschierte alte Armbrüste und Schießgewehre, restaurierte plastische Altertümer und Kunstwerke, womit er eine Art Handel betrieb, wetteifernd mit der Handhabung musikalischer Instrumente im regen Freundeskreise. Sein Sohn Otto,

vielseitig veranlagt, erhielt auf der Akademie gründlichen Unterricht in Zeichnung und Komposition bei Hermann Anschütz und koloristische Ausbildung bei Karl v. Piloty, so daß ihm bald eine Lehrschule für Malerei und eine Professur übertragen wurde, wodurch S. 39 Jahre in dieser Anstalt Schüler bildete. Die Vorliebe Pilotys für englische Geschichte reifte auch bei S. einige etwas stark theatralisch angehauchte Szenen, ein »Überfall der Söhne Eduards IV.« und (1869) die »Ermordung des Sängers Riccio«, von etlichen Kavalierdegenstücken und ritterlichen Raufhändeln begleitet, aber auch durch idyllisches Waldhornblasen, angenehme Zopfdämchen, Blumenstücke und derbe Kinderporträts unterbrochen. Eine »vornehme Dame im Kostüm des 16. Jahrhunderts legt einen Brief als »*Poste restante*« in die Höhlung eines Baumes«. Dazu badende Nymphen und kußlüsterne Waldteufel, aber auch stille Morgenlandschaften und die Heimkehr eines wandernden Mönches in sein Kloster, ein in tiefster Felseneinsamkeit studierender »Hieronymus«. Daneben wogende niederländische Bauerntänze vor einer Schenke, nach Brouwer und Brueghel, auch heimische Landkonfekte in einer modernen Bilderausstellung; ein breite Wasserwellen durchstürmendes Tritonenpaar, Falschspieler; Herbstlandschaften, Abend- und Sommermorgenstimmungen; auch ein paar religiöse Genrestücke: eine Madonnenverehrung mit Engelknaben und der »Erste Kuß« des neugeborenen Heilandes im Stall zu Bethlehem. Dieses bunte Repertoire erweiterte S. durch einen gefesselten »Prometheus« und die von Tritonen, Amoretten und Seeungeheuern umgaukelte »Meerfahrt der Amphitrite«, eine mit raffinierten Effekten ausgeklügelte große Farbensymphonie, welche schon 1876 auf der Weltausstellung zu Philadelphia prämiert, später in neuer, total umgearbeiteter Redaktion abermals auftauchte. — Einen ebenso vielscitigen Kreis seiner Schöpfungen nehmen die Illustrationen zu Dichterwerken (Scheffels »Ekkehard« und Goethes »Natürliche Tochter«), »Totentänzen« und kunstgewerbliche Darstellungen und dergleichen in Anspruch. Den Kreis von Holbeins Totentänzen, welchen schon Franz Pocci (z. B. der Tod als Lokomotivführer, Weichensteller, Bergführer usw.) erweitert hatte, bearbeitete S. durch neue, holzschnittmäßig breit gezeichnete, farbig angetuschte Motive, welche allmählich auf 3 Dutzend Blätter sich beliefen. Der Tod als Schatzgräber, Marktweib, als Prinz Karneval und orientalische Tänzerin. Verwandt damit der Affe als Kinderwärter und -mörder, das menschenfeindliche Gezücht der Wassernöcke, Faune, gespenstigen Nebelspuk und Drachengeister. Etwa gleichzählig beziffern sich die eminenten ethnographischen Charakterköpfe und Volkstypen: darunter Neger, Trinker, Musikanten, Bettler, Raucher und humoristische Narren à la Hermann Kaulbach, und kunstgewerbliche Karikaturen, Vignetten, Gelegenheitsblätter zu Künstlerfesten und Zeitereignissen.

Der ganze Stapelschatz seines Lebens erforderte drei umfangreiche Auktionskataloge Hugo Helbings: mit eigenen Bildern, Handzeichnungen, Aquarellen, Skizzen aus allen Lebenslagen und Phasen; eine Kollektion von Stichen, Lithographien, Holzschnitten, Künstlerhandzeichnungen aus alter und neuer Zeit und dito eine Sammlung von Antiquitäten, Kunstgegenständen, Glas- und Metallarbeiten, Raritäten, insbesondere Holzskulpturen, dem deutschen Mittelalter angehörig, der Renaissance mit allen ihren späteren Ausläufern und den neuestens so vielbegehrten echten Erzeugnissen der Volkskunst; textile Arbeiten, Kostüme, Truhen, Kästen und Schreine, Uhren, Möbel, Musikinstrumente usw.

Ein großer Teil seiner Holzschnittzeichnungen erschien in den Münchener »Fliegenden Blättern«, in Spemanns und Velhagen und Klasings Monatsheften, in G. Hirths »Jugend« usw.

Vgl. »Kunst f. Alle« 1890. Otto Seitz »Stimmungsbilder« (12 Landschaften), M. 1887 bei H. Arnold. »Illustr. Ztg.«, Leipzig 1883. »Über Land u. Meer«. Fr. v. Ostini in Nr. 135 »Neueste Nachrichten« 15. März 1912. M. Kollenbusch in Nr. 40 »Münchener Propyläen« 5. Juli 1912 usw.

H. Holland.

Simm-Mayer, Marie, Genre- und Porträtmalerin, * 8. Juni 1851 als Marie Mayer, Tochter des Deutschordensrentenverwalters Franz M. in Bozen (verheiratet seit 1881 mit dem Maler Franz Simm), † 25. Oktober 1912 zu München, erbte von ihrem Großvater, einem Landrichter in Lana (Meran), der in Mußestunden Miniaturmalerei betrieb, die artistische Veranlagung, welche die geschickte Blumenmalerin Therese Weber weiter kultivierte. Selbständig erschien M. zuerst 1873 auf der Wiener Weltausstellung als botanische Künstlerin. Beharrlich ihren Beruf ausbildend, zählte sie bald zu den wenigen Damen, welche Ludwig Löfftz (vgl. Biographisches Jahrbuch 1913, XV, 148 ff.) in seine Schule nahm, ebenso ihr Landsmann Franz Defregger. Ihre psychisch reizenden Frauenbildnisse und Kinderköpfchen ermöglichten eine Studienreise nach Rom, wo Anselm Feuerbach Einfluß übte, mehr noch der Wiener Maler Franz Simm; als Ehepartnerin waltete die beiderseitige Kunst. Eine glänzende Vokation führte das junge Paar nach Tiflis für große Wandgemälde im Stiegenhause des dortigen Museums. Neidenswerte Stoffe boten zu historischen Fresken die hier einzig passenden, selbständig redenden uralten Mythen von der »Argonautenfahrt«, »Jasons Ankunft mit Medea im Tempel der Hekate«, dazu (an einer Pfeilerwand zwischen zwei Fenstern) die dominierende Reitergruppe der siegreich prangenden »Amazonen«; ihnen gegenüber der am äußersten Ende der Welt angekettete, von den sein Schicksal beklagenden Okeaniden besuchte und getröstete Dulder »Prometheus«; die hier so wichtige »Pflanzung der Reben« durch den Erzvater Noah am Fuße des Ararat usw. Mannhaft half dabei die junge Frau mit den beiden historischen Gestalten des Kaiser »David II.« (1089—1130) als Wiedererbauer der zerstörten Stadt Tiflis und seiner Gattin Tamara, und zwar selbständig in Kaseintechnik ausgeführt nach einem alten, verwitterten Wandbilde im Galattikloster. — Einen andern Auftrag vermittelte die Dichterin Carmen Sylva für die Bibliothek des märchenhaften Schlosses Sinaia König Carols von Rumänien. Die östliche Wanderung schloß nach einer Etappe in Wien mit der bleibenden Niederlassung zu München, wo auch ein großes Diorama für Leipzig ihre Beteiligung in Anspruch nahm. Diese stille Mitwirkung fühlen wir gleichfalls in dem feinen Arrangement jener kleinen, sämtlich im Empirestil kostümierten Farbenbijoux ihres Gatten, wo ein Jüngling à la Wilhelm Meister einem entzückten Mädchen die »Schöne Aussicht« teleskopisch erläutert oder den »Waldzauber« eines Volksliedes der Sängerin vom Munde ablauscht, ebenso köstlich klingt ein doppeltbesetztes gemischtes Quartett, wo die »goldene Jugend« ein Pastorale von Gluck mit sichtbarem Verständnis zur Aufführung bringt — traun gemalte Musik!

Trotz der mit getreuer Sorgfalt geübten Mutterpflichten — klagte doch auch Friedrich Rückert mit sichtbarer Vaterfreude: »Mein Schnabel sich schied

vom eigenen Lied, um Fünfe zu füttern zuletzt: Singt einer von euch dem Alten nur gleich, so bin ich dem Wald schon ersetzt« — fand die Malerin Simm immer noch Zeit zu eigenen Arbeiten, darunter beispielsweise das virtuose Bildnis des Augsburger Bischofs von Dinkel, zu prachtvoll gestimmten Frauenköpfen («Dame mit breitem Hut» oder «Dame in Weiß» 1905), »Tatarenmädchen«, einer »Linzerin«, einer »Spitzenschleier bewundernden Großmutter«, »Junge Frau am Teetisch sinnend« (in Nr. 15 »Über Land und Meer« 1908), zu herzigen »Kinderköpfchen« usw. Ihr Arbeitsfeld immer vielfältiger zu bebauen, weiter zu spannen, war ihrem Schaffensdrang Bedürfnis; bis ihre Kräfte von echtem Künstlereifer aufgerieben waren, blieb sie bemüht, in prägnanten Skizzen ein Gleichnis des Lebens zu schaffen, welches sich ihr nur zu früh entwand.

Vgl. Hermann Roskoschny, »Im asiatischen Rußland«, Leipzig 1883, I., 84 u. 111, mit Abbild. der Amazonen- und Prometheus-Gruppen. Bötticher, Malerwerke, 1901, II., 753. Alex Braun im Münchener Kunstvereinsbericht f. 1912 (mit Porträt). Zils »München 1913« S. 338.

H. Holland.

Skramstad, Ludwig, Landschaftler, * 30. Dezember 1855 in Hamar (Norwegen), † 2. Dezember 1912 zu München. — Aufgewachsen unter den tiefsten Eindrücken seiner nordischen Heimat, kam er über Christiania nach Düsseldorf, praktizierte bei seinen nordischen Landsleuten Marten Müller und Sophus Jakobsen. Nach kurzem Besuch Münchens kehrte S. abermals nach Christiania zurück, machte sich seßhaft auf eigenem Grund und Boden zu Dröbak, im innigen Verkehr mit Ibsen, Björnson, insbesondere mit seinem Alterego Sverdrup, Fred Thaulow, Elif Peterssen u. a., ebenso beliebt bei Freunden ob seines kaustischen Witzes wie gefürchtet und verfeindet durch rücksichtslose Offenheit. Da bei seiner leichten Produktion die Nachfrage seines nur heimatlichen Repertoires bald gedeckt war und obendrein neue Sterne, wie Edvard Munch, aufgingen, so verließ er seinen Familienbesitz, um allein nach München zu übersiedeln, wo seine Arbeiten bald von sich reden machten, darunter ein nordischer »Wintermorgen« (1902), ein »September am Mjösee« (1903), »Herbst in Dröbak« (1904), »Landschaft bei Christiania« (1909) usw., obwohl er sich nicht in den Kunstverein und die großen Ausstellungen drängte, sondern wie ein stolzer Emigré einsiedlerisch lebte, alle Leute abwehrend und nur mit wenigen Freunden verkehrend, die ihn aufrichtig liebten, verehrten und von ihm lernen konnten, obwohl er ein gutes, weiches Herz unter harter Rinde barg. Er starb fern von den Seinen, 56 Jahre 11 Monate und 26 Tage alt, kurz vor seinem 57. Geburtstage, zwar fern, aber nicht verlassen, unter wahren Getreuen.

P. R. im Münchener Kunstvereinsbericht f. 1912, S. 24 (mit Porträt). Nr. 662 »Neueste Nachrichten« 29. Dez. 1912.

H. Holland.

Starke, Marie Wilhelmine, Landschaftsmalerin, * 2. August 1860 in Ballenstedt (Harz), † 12. März 1912 in Hamburg. — Aus einer alten, angesehenen Beamtenfamilie stammend, nahm früh den Stimmungsreiz des großzügigen Heimatlandes bleibend in sich auf, doch dauerte es lange, bis sie ihrer Begabung kund wurde. Erst nahe der Scheitelhöhe ihres ganz auf den Akkord von Pflicht, Güte und Opferfreudigkeit gestimmten Lebens wurde sie ihres Talentes bewußt, versuchte sich im Zeichnen und Malen bei Träger in Dresden, dann, ganz von

deren Werken hingezogen, bei Tina Blau-Lang in Wien und Bernhard Buttersack in München (Haimhausen), wo sie, durch die virtuose Doris Raab auch in die Technik der Radierung eingeweiht, sich ganz in das Studium der Natur versenkte (1911 auf der Kunstausstellung ein Blatt vom »Wolfgrubersee«). Herbststimmungen blieben auch in ihren Ölbildern bevorzugt. Ihre Motive gewann sie fortwährend auf Studienreisen, die sie sommerlang mit Erfolg in Tirol festhielten, durch ganz Italien, aber auch nach Skandinavien führten. An der Ostsee arbeitete St. 1911 mit allem Fleiß, dessen Früchte aber nimmer reiften. Ihre Leistungen reichten, um ihr den Ehrentitel einer wirklichen Künstlerin zu sichern.

Ihr hoheitsvolles Porträt in Profil nach einer Zeichnung von Doris Raab (?) nebst biographischer Skizze im Rechenschaftsbericht des Münchener Kunstvereins für 1912, S. 25.

H. Holland.

Weber, Ulrich, Maler und Radierer, * 25. Dezember 1869 in Nürnberg, † 21. September 1912 in München. — Kam aus der Volksschule zu dem Architektur- und Genremaler Karl Daumerlang, genoß täglich dessen achtstündigen Unterricht und den abendlichen Besuch der Kunstgewerbeschule, fand, kaum 16 jährig, die erste Verwendung als Lithograph in einer Leipziger Verlagsanstalt, wo er in eine leitende Stellung vorrückte und mit praktischen Vorkenntnissen an der Münchener Akademie 1907 bei Professor Peter Halm sich als Radierer bildete. Zweimal durch goldene Medaillen ausgezeichnet, lieferte W. bedeutende Blätter für deutsche Verlagsanstalten, darunter die Bildnisse von Ibsen, Björnson und Tolstoi (Münchener Kunstausstellung 1911), dazwischen Figurenbilder und Tierstücke in Schabmanier, aber auch eigene Landschafts- und Genredarstellungen in Gouache, z. B. »Das blaue Haus« (1910), ein »Sonniger Frühling« (1911), »Sommerzeit« und »Altes Nest« (1912). Diese erfreuliche Tätigkeit fand aber nach kurzer, schmerzvoller Krankheit ein allzu frühes Ende. Sein reichhaltiger Nachlaß verschwand rasch verkauft auf einer eigenen Atelieraussstellung in der »Kunsthalle«.

Bericht des Münchener Kunstvereins für 1912, S. 76 (mit Bildnis).

H. Holland.

Weinberger, Anton, Tiermaler, * 26. April 1843 in München, † 24. Mai 1912 zu Wiesbaden. — Kam gegen Wunsch und Willen seiner Stiefeltern doch auf die Akademie. Der Vorgang des August Schleich (genannt Schleich-Gustel), der freilich eine Malerstube in Forstenriedpark hatte, aber den Haupttummelplatz seiner Praxis in die Schenken des »Schleibingerbräu« und die Hallen des Gasthauses zum »Oberpollinger« verlegte und dort in den abendlichen, in die tiefe Nacht verlängerten Sitzungen seine köstlichen »Rauchbilder« auf Teller zauberte und damit stets ein dankbares Publikum fand, hatte es ihm mehr angetan als der Antikensaal, in welchem unter den Professoren Georg Hiltensperger und Alexander Strachuber nach Gipsabgüssen der besten Antiken gezeichnet und klassische Probleme zu Komponierthemen verarbeitet werden sollten. Als er eines Tages zufällig ein Ölbild Schleichs mit »Drei Hasen im Schnee« gesehen hatte, stürzte der Jüngling in die Akademie, um den frischen Eindruck in Er-

mangelung eines andern Materials auf der Rückseite einer Konkurrenzaufgabe aus der »Achilleis« festzuhalten. Sämtliche Miteleven, darunter Oberländer, Max Haider, der ernste Benczur und andere, sämtlich in der Vorhölle künftigen Ruhmes, gruppierten sich jubelnd um den lustigen Zeichner, als plötzlich W. von Kaulbach zornglühend erschien mit der ernststen Mahnung: »Arbeiten, meine Herren, zu Possenspiel und Zigarettenrauchen sind Sie nicht auf der Akademie!« Dann seinen Korrekturrundgang bei Weinberger beginnend, frug er scharf sarkastisch, »Was machen Sie sonst noch dahier?« W. brachte nun seinen »Achill« ins Treffen, das derselbe übel bestand; dann nach einigen scharf kritischen Bedenken drehte Kaulbach den Karton wieder um, die drei Hasen eine Weile beäugelnd, dann nach dem Namen des verwirrten Schuldbewußten fragend, klopfte er ihm wohlwollend auf die Schulter. »Sie sollten Hasenberger heißen; machen Sie ruhig Ihre Hasen weiter«, womit die weitere Laufbahn und Berufstätigkeit des Anfängers glücklich inaugurirt war, der sich nun dem Tierfach mit der Landschaft mutig ergab und in letzterer neue Förderung fand an dem edlen Badenser August Erxleben (vgl. die spärlichen Notizen über den bald nach Amerika wandernden, hochtalentierten Sonderling in Thiemes »Künstlerlexikon«. Leipzig 1914, 10. Bd., S. 119), der sich damals mit der Erfindung einer neuen Malfarbentechnik trug. Auch W.s leichtlebiger Wandertrieb führte ihn erst als Zeichenlehrer über Leipzig nach Rußland, wo er sich in Petersburg mit einer deutschen Frau verheiratete, nach Berlin zu Paul Meyerheim, auch nach Österreich und Wien, wo W. mit Hundeporträts florierte, zurück nach München 1888 und Wiesbaden, wo seine vorwiegend heitere Tätigkeit unerwartet endete. Er liebte die poetisch fein empfindende Idylle. Geradezu monumental gelangen ihm Hirsche (ein aus der Waldlichtung sichernd hervortretender Sechzehnder in Lebensgröße), harmlose Rehe, Eber und spurwitternde Jagdhunde, heitere, im Kohlfelde knuspernde Hasen, ein auf der »Schnepfenjagd« betrogener Reinecke, »Tauwetter im Hirschgarten«, auch »Stilleben« als Surporte und dergleichen, doch dürfte er häufig dem Jagdliebhaber mehr zu sagen haben wie dem auf Kunst birschenden Kritiker.

Vgl. Fr. v. Bötticher 1901, II., 487 und Josef Kirchners Nekrolog in der »Münchener Rundschau« und den Kunstvereinsbericht für 1912, S. 27 ff. (mit Porträt).

H. Holland.

Ettlinger, Josef, * 22. Oktober 1869 zu Karlsruhe, † 2. Februar 1912. — Eine wehmütige, beinahe schämige Tragik liegt über der Gestalt dieses Mannes, der 43 jährig starb und auf der Schwelle zu einflußreicherer Wirksamkeit: nicht gewöhnlicher musikalischer Beanlagung stand Harthörigkeit hindernd im Wege; ein leidenschaftliches Temperament war vorzeitig auf Entsagung verwiesen; eine durchaus seltene organisatorische Fähigkeit hatte die Früchte ihres Schaffens andern zu überlassen. In sich abgeschlossen und in sich reich, ermangelte E. des Triebes, sich selber geltend zu machen.

Josef E. — er trug nur den einen Vornamen — wurde zu Karlsruhe geboren. Er besuchte gleichzeitig das Gymnasium und das Konservatorium seiner Vaterstadt, erhielt den Fichte-Preis, legte sein Abiturientenexamen ab, siedelte nach Berlin über, um sich auf Anraten von Mottl und Lachner der Musik zu widmen. Nach kaum sechsmonatigem Besuch des Konservatoriums »Schar-

wenka« in Berlin sah er sich seines Ohrenleidens halber gezwungen, auf eine berufliche Ausübung der Musik Verzicht zu leisten.

Dies seine erste, ernste Jugenderfahrung. Er wandte sich dem philologischen Studium zu, besuchte die Universitäten Straßburg, Berlin, Heidelberg und erfuhr den lebhaften Eindruck, den Erich Schmidts damals noch jugendliche Persönlichkeit hervorzurufen sehr wohl geeignet war. In dem Kreise Berliner Germanisten, den Erich Schmidt als seine Gefolgschaft um sich scharte, war E. bald kein Fremder mehr; ohne daß man ihn zu der Truppe ohne weiteres hinzugerechnet hätte: wie sein leicht versagendes Gehör den mündlichen Verkehr erschwerte, so, und in noch sehr viel höherem Maße, war es seiner stillen, in sich gekehrten Persönlichkeit, mit der ihr eigenen, leise abwehrenden Bescheidenheit, gegeben, alltägliche Vertraulichkeiten fernzuhalten. Doch suchte und fand er Freunde. Er nahm es mit seinem Studium ernst, ohne in wissenschaftlicher Betätigung sein Lebensziel zu sehen. Nachdem er kaum 21 jährig mit einer Arbeit über Hofmann von Hofmannswaldau promoviert hatte, wandte er sich journalistischer Tätigkeit zu. Als Musikreferent der »Berliner Neuesten Nachrichten« trat er zunächst in die Tagespresse ein.

Das ist das Eine, was diesen kurzen Lebenslauf charakterisiert: E. wurde Journalist, um den Schriftsteller in sich zu entwickeln.

Gewählte und künstlerische Übersetzungstätigkeit schien ein anderer Weg zum gleichen Ziele. Bereits im Jahre 1891 gab er seine Übertragung von Flauberts »Madame Bovary«. Es folgten Constants »Adolphe« (1898) und Batailles »La marche nuptiale« (1906). Sehr bewußt war es ihm Bedürfnis, neben der journalistischen Tätigkeit die stilbildnerische Mühewaltung des Übersetzers auf sich zu nehmen.

Was an eigenen schriftstellerischen, und zwar ausschließlich essayistischen und biographischen Leistungen vorliegt, ist wenig umfangreich, doch erarbeitet. Er gab die in Buchform vorliegenden Essays Madame Récamier (aus der Sammlung »Die Frau«) und Theodor Fontane (aus: »Die Literatur«); er veröffentlichte im Jahre 1909 eine Biographie von Benjamin Constant (Egon Fleischel & Co.), der er in absichtlicher Betonung des vorwiegend psychologischen Interesses den Untertitel »Der Roman eines Lebens« gab.

Was diesen Leistungen über das Leben ihres Verfassers hinaus Wert erteilt, ist, daß sie mit diesem Leben innerlich in Zusammenhang stehen. Das will aus E.s Art heraus begriffen sein: aus dieser Liebe, die Zurückhaltung übt; aus dieser Bescheidenheit, die gleichsam nur abwehrend wirbt; aus diesem Scharfblick, der zugleich um Entschuldigung bittet. Gründlich in seinen Vorarbeiten, bewährte E. in der Tat nicht gewöhnliche Einfühlungskraft, ohne doch die grausame Lust an letzten Einblicken zu verraten: was sich in seinem »Constant«, vielleicht als Vorzug, vielleicht als Nachteil geltend macht. Immer aber erhob er seine schriftstellerische Aufgabe zu Kunstübung; für die Biographie als solche erkannte er mit Recht die Notwendigkeit einer stofflichen Idealisierung, die ausscheidet, was nicht der Wesenserkenntnis dient: ein Vertreter der künstlerischen gegenüber der historischen und philologischen Lebensbeschreibung. Dem Wesentlichen zugekehrt, gab er deshalb auch Wesenhaftes, und das in einem etwas unpersönlichen, aber heiter beweglichen und durchsichtigen Stil.

Wählerisch und den eigenen Neigungen sehr treu, bekundete sich E. auch als Herausgeber. Er veranstaltete Ausgaben von »Des Knaben Wunderhorn«

(1891), von Wagners »Kindesmörderin« (1904), von Theodor Fontanes Nachlaß (1907), von Großes »Ausgewählte Romane und Novellen« (1909). So steht er, faßt man seine Tätigkeit als Übersetzer, Essayist und Herausgeber als ein Einheitliches, seiner inneren Neigung Entsprechendes zusammen, innerhalb dieser Jugend von 1890 teilnehmend und abwehrend zugleich. Von der realistischen Richtung in seiner Geschmacksbildung bestimmt, doch aber sich für sein Teil das psychologische Gebiet als persönliche Werkstätte erkürend.

Nur daß damit nicht alles über ihn, noch weniger über sein Lebenswerk gesagt ist.

Das nämlich ist das Andere, was diesen kurzen Lebenslauf charakterisiert: In dieser recht zarten, immer etwas leidenden Erscheinung war Willenskraft; in dieser scheinbar abwehrenden Persönlichkeit wuchs ein ganz ungewöhnlicher Tätigkeitstrieb.

Kaum irrten die, die Leidenschaftlichkeit hinter seiner Zurückhaltung vermuteten. E. besaß ein — zumal in Deutschland — seltenes Organisationstalent, kraft dessen er ins Leben rief und pflegte und trug, was — andere nach ihm ernten sollten.

Schon als blutjunger Journalist hatte E. im Herbst 1893 das »Salon-Feuilleton« begründet, eine jener Zeitungskorrespondenzen, die sich in den Dienst der Tagespresse stellen. Es folgte auf demselben Gebiet im März 1909 die »Oktav-Korrespondenz«. Im Oktober 1898 aber rief E. die Halbmonatsschrift »Das Literarische Echo« und damit ein durchaus Selbständiges und Eigenartiges auf dem Gebiete des Zeitschriftenwesens ins Leben.

All diese Gründungen haben sich als lebenskräftig erwiesen und überdauern ihren Urheber. Kraft der vollendeten Anpassung an die vorhandenen Bedürfnisse, kraft einer Organisation, die er geschaffen, und die in bewundernswürdiger Genauigkeit alle Einzelheiten der redaktionellen Anlage und Durchführung, des Betriebes und der Verwaltung zu organischer Zusammenarbeit zwang. Als Herausgeber des »Literarischen Echo« gewann E. nicht leicht übersehbaren und oft genug nachdrücklich vermerkten Einfluß auf Geschmacksbildung und Bewertung der literarischen Produktion in Deutschland und über die Landesgrenzen hinaus.

Wiederum ein Anteilnehmender an dem Leben seiner Generation und ihren sozialen Bestrebungen, wiederum ein Zurückhaltender in der Ablehnung jedwelchen parteipolitischen Programms, hat E. wohl sein Bestes im Dienste der »Neuen Freien Volksbühne« geleistet, deren Vorsitzender er in den Jahren 1902 bis 1911 gewesen ist. Er übernahm die Führung des Vereins bei einer Gesamtzahl von 1800 Mitgliedern, die bei seinem Ausscheiden auf 50 000 angewachsen war.

Besitzt der Verein heute ein eigenes und großes Theater, so ist das seiner organisatorischen Tätigkeit zuzuschreiben. Es war aber vielleicht besseres und bleibendes Verdienst, daß er die Darbietungen in Auswahl der aufzuführenden Stücke, in Pflege der Inszenierung und Darstellung auf ein ehrliches und würdiges künstlerisches Niveau erhob. Noch vor Reinhardts Erfolgen suchte er für seinen Verein die Verbindung mit Reinhardt.

Im Jahre 1911 schied E. aus so vielfacher und aufreibender Berliner Tätigkeit, um als Feuilletonredakteur der »Frankfurter Zeitung« nach Frankfurt a. M. überzusiedeln. Er trat sein Amt, vom Tode gezeichnet, an. Auf der Schwelle

zu seinem neuen Wirkungskreise ist er gestorben. Er erlag einem schweren Krebsleiden. Er ist in Karlsruhe, seiner Vaterstadt, beigesetzt worden.

Was immer er in seinem Leben angriff, stand mit seinem inneren Wollen in Einklang; war klar durchdacht, ehe es ins Werk gesetzt wurde; sollte mit rastloser Energie gefördert werden. Er wußte die Leidenschaft zu nutzen, die ihn verzehrte. Er hielt mit seiner Persönlichkeit zurück, um unbeachtet tatkräftig zu wirken.

Berlin.

Ernst Heilborn.

- Speidel, Albert Freiherr von**, Oberst und Chef des Generalstabs des II. Armeekorps in Würzburg, Kgl. Kämmerer, Generalleutnant *à la suite* der Armee und Generalintendant der Kgl. Theater und der Hofmusik in München, * am 26. Januar 1858 zu München, † am 1. September 1912 ebenda. — Im Leben Albert Frhrn. v. Sp.s scheiden sich zwei Perioden streng voneinander: die militärische und die künstlerische. Weitaus der größte Teil seines ganzen Lebens war dem militärischen und dem Hofdienste geweiht. Sp.s Vater gehörte zu den Jugendspielen des Prinzregenten Luitpold von Bayern. Er stand fast 50 Jahre in dessen unmittelbarem Dienst und begleitete den jungen Prinzen als dessen Adjutant zur Verlobungsfeier nach Florenz sowie später auch zu den Hochzeitsfeierlichkeiten des Prinzen; auch auf seinen Reisen nach der Türkei und Kleinasien begleitete er den späteren Regenten Bayerns. Das Geschlecht der Freiherren v. Sp. war einstmals in Steiermark ansässig und kam erst infolge religiöser Unruhen im 18. Jahrhundert nach Bayern. Im Jahre 1815 wurde der Urgroßvater Albert Sp.s im Königreich Bayern bei der Freiherrenklasse immatrikuliert. Die Mutter Sp.s war eine geborene v. Krempelhuber von Eming, aus welchem Geschlechte Bayern eine Reihe angesehener Beamter, namentlich im Forstdienst, erwachsen sind. Wie viele bayerische Adelige, so besuchte auch Albert Sp. • (von 1871 bis 1876) die Kgl. Pagerie und trat dann als Portepceefähnrich in das III. Chevauxleger-Regiment ein. Am 1. Dezember 1881 kam er als Leutnant zum IV. Chevauxleger-Regiment nach Augsburg, in welchem Regiment auch sein Bruder, der jetzt noch lebende General und Abteilungschef im Kriegsministerium Sp., stand. Nachdem er drei Jahre Regimentsadjutant gewesen und zwei Jahre die Kriegsakademie besucht hatte, wurde er 1889 Oberleutnant und kam zur Equitation, 1893 zum Generalstab und wurde im Jahre darauf Rittmeister; im September 1895 erfolgte seine Versetzung zum Generalstab des II. Armeekorps und ein Jahr später seine Ernennung zum Eskadronchef im IV. Chevauxleger-Regiment. Vom Mai bis November des Jahres 1898 begleitete aber Baron Sp. die einzige Tochter des Prinzregenten, Prinzessin Therese, die sich als Reiseschriftstellerin einen Namen gemacht hat und Mitglied der Kgl. Bayerischen Akademie der Wissenschaften ist, auf ihrer dritten Reise nach Südamerika. Nach seiner Rückkehr hielt Sp. in der Münchener Geographischen Gesellschaft einen interessanten Vortrag über diese Reise, deren wissenschaftlicher Zweck besonders dem Studium der tropischen Fauna der Tiefländer Kolumbiens und von West-Ekuador sowie der Hochlandsfauna der Anden und der Tiere der Pampas galt. Im Jahre 1899 wurde Sp. zum Major im Generalstab befördert und im Jahre darauf zum preußischen Großen Generalstab kommandiert unter gleichzeitiger Ernennung als außeretatmäßiges militärisches

Mitglied des bayerischen Senats beim Reichsmilitärgericht. Damit aber hatte sein rasches militärisches Avancement noch nicht sein Ende erreicht. Zum Generalstab des I. Armeekorps versetzt, wurde er 1903 Oberstleutnant, noch in demselben Jahre Chef des Generalstabs des II. Armeekorps und Oberst. Direkt von den Divisionsmanövern der IV. Division bei Neustadt a. S. eilte Sp. nach München, um — Hoftheaterintendant zu werden.

Es war eine allgemeine Überraschung, nicht nur für die künstlerischen Kreise der Hauptstadt, sondern auch für die militärischen. Man wußte wohl, daß Sp. musikalisch und ein trefflicher Klavierspieler war, aber von seiner heißen Liebe zum Theater wußten vielleicht nur die Nächststehenden. Sp. stand nahe vor seiner Ernennung zum General und vor den höchsten militärischen Ehren. Um so überraschender wirkte der plötzliche Berufswechsel. Sp. wurde der Nachfolger Ernst v. Possarts an der Münchener Hofbühne, also eines Theaterfachmanns. Nun ist ja in Deutschland die Berufung ausgedienter Offiziere zu Theaterintendanten keine Seltenheit. Als Sp. ernannt wurde, zählte man gerade ein Dutzend militärischer Vorgänger auf den verschiedenen deutschen Intendantenstellen und wies ironisch darauf hin, daß Sp. nun der ominöse dreizehnte sei. In der Tat war es Sp. nur vergönnt, sieben Jahre sein verantwortungsvolles neues Amt zu führen. Der Vorgänger Possarts auf demselben Posten war Karl Frhr. v. Perfall (s. meinen Nekrolog im XII. Bande des Jahrbuchs), ein Aristokrat von altem bayerischen Adel, Zivilist und zudem Komponist mehrerer Opern — also ein Mann, der mit seiner Hofstellung zugleich Fachkenntnisse, wenigstens auf dem Gebiete der Oper, verband. Man wollte jetzt etwas Ähnliches haben, nachdem unter Possart, der ja selbst ausübender Künstler war, die Disziplin einigermaßen gelitten hatte und das Defizit der Hofbühne bedeutend gestiegen war. Gerade von dem Militär Sp. erwartete man eine stramme Disziplin und militärische Sparsamkeit. Sp., der bald darauf auch Exzellenz wurde, vereinigte in sich auch die Stelle des Chefs der Kgl. Hofmusik, die vorher zwischen Possart und Perfall geteilt war, was zu einer unabsehbaren Reihe von Unzuträglichkeiten und Reibereien geführt hatte. Der neue Intendant, der am 1. Oktober 1903 sein Amt antrat und bald zum Generalintendanten avancierte, stürzte sich mit wahren Feuereifer auf die neue und ungewohnte Aufgabe. Sie war auch rein äußerlich ziemlich umfangreich. Außer der Leitung der beiden Hofbühnen und selbstverständlich der von dem Hoftheater gepachteten sommerlichen Festspiele im Prinzregententheater, war Sp. von selbst die Direktion der von Baron Perfall bis fast zu seinem Tode geleiteten K. Hofmusik und Hofkapelle sowie endlich auch der K. Akademie der Tonkunst zugefallen. Die musikalischen Agenden, die ja Sp. von vornherein sympathischer sein mochten, erfuhren für ihn allerdings eine Entlastung dadurch, daß kein Geringerer als Felix Mottl als Generalmusikdirektor der Hofoper und der K. Akademie der Tonkunst wirkte, und zwar mit so weitgehenden Vollmachten, daß ihm naturgemäß der größte Einfluß auf das gesamte musikalische Leben Münchens gewahrt blieb. Anders stand die Sache beim Schauspiel. Die bayerische Haupt- und Residenzstadt verfügt bekanntlich nicht über zwei getrennte Opern- und Schauspielhäuser, sondern im Hof- wie im kleinen Residenztheater finden abwechselnd Schauspiel- und Opernaufführungen statt. Der Chor und das technische Personal sowie die ganze Verwaltung sind für beide gemeinsam, was mannigfache Nachteile und Unzuträglichkeiten zur

Folge hat. Den Schaden hat fast immer aber das Schauspiel zu tragen. Dasselbe hatte seine Blütezeit merkwürdigerweise in der Aera des Musikers Perfall, während der Schauspieler Possart schon mehr die einträglichere, aber auch mehr kostende Oper begünstigte. Sp. fand das Schauspiel schon in einer minder guten Verfassung. Er selbst war begreiflicherweise der Literatur ziemlich fremd geblieben, und in München gingen namentlich in der ersten Zeit seiner Tätigkeit die boshaftesten Witzworte über Blößen, die er sich gegeben haben sollte, durch alle interessierten Kreise. Er hatte gleich anfangs das Unglück, seinen besten und literarischsten Regisseur Jozza Savits zu brüskieren und dadurch zu verlieren. Schlechten und egoistischen Ratgebern sein Ohr schenkend, wollte er zum Ersatz Hermann Bahr als Leiter des Schauspiels gewinnen. Die Kunde davon machte das größte und zum Teil unliebsamste Aufsehen. Auf einen entscheidenden, mit sorgfältigem Material belasteten Artikel der Allgemeinen Zeitung, der dem Prinzregenten zu Gesicht kam, mußte Sp. das bereits perfekte Engagement Bahrs rückgängig machen, was natürlich nur unter großen finanziellen Opfern für die Hoftheaterkasse möglich war. Dieser nur durch seine Unkenntnis, nicht durch bösen Willen verschuldete Fehler sowie ein späterer auf dem Gebiete der Oper (auch ein unüberlegt engagierter erster Tenor mußte mit Geld abgefunden werden) würde einem andern als Sp. vielleicht die Stellung gekostet haben; Sp. stand aber so fest in der Gunst seines hohen Herrn, daß ihm auch diese Kinderkrankheiten seiner Intendanzführung nicht weiter schadeten. Sp. war eben durch und durch ein aufrechter und echter Kavalier: er brachte Ordnung in manche Mißstände, und auf sein Wort konnte man sich verlassen. Obwohl in hervorragender Hofstellung, wußte er doch auch Hofeinflüssen gegenüber standzuhalten. Das erwies sich namentlich in den letzten Jahren seiner siebenjährigen Tätigkeit, als er in die vornehmen Räume des kleinen Rokoko-Residenztheaters ein paarmal die wütesten Auswüchse des modernen Naturalismus brachte. Nach der Aufführung von Karl Sternheims »Kassette« gab es einen Theaterskandal und der anwesende Hof, das Publikum und der größte Teil der Kritik waren so entrüstet, daß das Schauspielpersonal sich veranlaßt sah, seinem Intendanten eigens eine Vertrauensadresse zu überreichen. Auch in diesem Falle handelte Sp. durchaus im guten Glauben, durch ein möglichst modernes Repertoire der Kasse aufzuhelfen, wobei er nicht bedachte, daß diese Stücke, wenn sie schon überhaupt aufgeführt werden sollten, in den Münchener Kammerspielen und im Schauspielhause eher am Platze gewesen wären. Während es also Sp. auf dem Gebiete des Schauspiels nicht gelang, eine wesentliche Änderung in den derouten Verhältnissen herbeizuführen, die zum Teil durch Tod und Pensionierung der berühmtesten Schauspielmitglieder mitverschuldet waren, konnte er die Leitung der Oper so recht *cum beneficio inventarii* antreten; insbesondere lebten sich unter ihm in der Fremdensaison die Festspielaufführungen Wagnerscher Werke im Prinzregenten- und die Mozartaufführungen im Residenztheater, die Possart, der Schöpfer des Prinzregententheaters, gegründet hatte, immer mehr in der Gunst des internationalen Publikums ein. Die ersteren machten Bayreuth wirksame Konkurrenz, besitzt ja München außer ihm das einzige richtige Wagner-Festspielhaus; während die von Possart und Levi nach den Originalen eingerichteten und köstlich ausgestatteten Mozart-Aufführungen fast noch mehr als die Wagners als ein Unikum der deutschen Bühne angesprochen werden konnten. So berechtigte alles, wenigstens in der Oper, zu den

schönsten Hoffnungen, als Mottl fast unmittelbar vor den Festspielen von 1911 mitten in einer Tristan-Aufführung den Taktstock niederlegen mußte und bald darauf starb, wenige Wochen, nachdem Wien seinen Mahler verloren hatte. Mit großer Energie knüpfte Sp. Unterhandlungen mit dem jungen Bruno Walter in Wien, einem Mahler-Schüler, an, um ihn für München zu gewinnen. Er sollte den glücklichen Abschluß dieser Unterhandlungen nicht mehr erleben. Geraume Zeit vorher hatte Sp. angefangen, an einer schmerzhaften Störung der Gallenwege zu leiden. Eine angreifende Kur in den böhmischen Bädern brachte nicht nur keine Heilung, sondern Sp. kam zur Eröffnung der Festspiele von 1912 in einem für seine Freunde erschreckenden Zustande zurück. Der kleine, aber sehnige Mann mit dem klugen runden Kopfe war zum Skelett abgemagert. Stets strenge gegen sich selbst, hatte er sich so ausgehungert und niemals eine Ruhe gegönnt, daß er so gut wie gar nichts zuzusetzen hatte, als er sich am 19. August 1912 zu einer schweren Operation entschloß, die er allen verheimlichte. Die Operation selbst glückte wohl, aber Herz und Lunge konnten nicht mehr standhalten, und so verschied Sp. am 1. September desselben Jahres in der Privatklinik des Hofrats Dr. Krecke in den Armen seiner Frau, der mit ihm seit 27. November 1889 verheirateten Witwe Elise Mautner von Markhof geb. Fischer von Ankern aus Wien. Im Hoftheater wurde eben in der Probe zum Mysterium »Der standhafte Prinz« das Schlußgebet des ersten Aktes gesprochen, als die Todesnachricht eintraf. München bereitete seinem Hoftheaterintendanten eine Totenfeier, wie sie bis dahin kaum erlebt worden ist; hatten sich ja zur ebenso glanzvollen wie ergreifenden Ausgestaltung derselben die Hof-, militärischen und künstlerischen Kreise der Hauptstadt verbunden. Die in diesen drei Richtungen so überaus ausgebreitete Tätigkeit Sp.s, die Beliebtheit, die er überall als Mensch genoß, und die aufrichtige Trauer, die seinem tragischen frühen Ende gezollt wurde, sicherten dieser letzten Theaterexzellenz vielleicht ein treueres Andenken, als ihr bei der verhältnismäßig kurzen Tätigkeit sonst gezollt worden wäre. Zahlreiche Nekrologe in den Tagesblättern und Zeitschriften bemühten sich, dieser Tätigkeit Sp.s gerecht zu werden, sprachen von den noch größeren Hoffnungen, die er sicher erfüllt haben würde, und stimmten überein in dem Lobe seines soldatisch bestimmten Charakters.

München.

Alfred Frhr. v. Mensi.

Kaula, Emilie, hervorragende Gesangsmeisterin, * am 9. Juli 1833 in Karlsruhe i. B., † am 29. September 1912 in München. — Emilie K. war die Tochter des Karlsruher Hofgerichtsadvokaten Veit Ettlinger und seiner zweiten Frau, Sarah Sophie Kaula aus Augsburg. Früh schon zeigte sich bei ihr eine ausgesprochene musikalische Begabung. Sie besaß eine auffallend schöne, von Natur ausgeglichene Stimme. Der Gedanke an eine vollständige künstlerische Ausbildung lag in der damaligen Zeit den höheren bürgerlichen Familienkreisen für ihre Töchter noch ziemlich fern. Ein Gesangsverein für gemischten Chor, der Karlsruher Cäcilien-Verein, in dem Händelsche und Mendelssohnsche Oratorien sowie Schumannsche Chorkompositionen aufgeführt wurden, gab Emilien häufige Gelegenheit zum Solosingen. In Schumanns »Paradies und Peri« hatte die junge Sängerin in der Partie der Jungfrau speziell einen großen Erfolg. Der Dirigent des Vereins, der spätere Hofkirchenmusikdirektor Giehne, war auch Emilien Gesanglehrer, verstand aber blutwenig, und nur die glück-

lichen Anlagen seiner Schülerin halfen über die mangelhafte Methode hinweg. Ein Solo aus Mozarts Idomeneo, das Emilie singen sollte, veranlaßte ihre Mutter, mit ihr zu dem ehemals berühmten, in Karlsruhe lebenden Tenor Haizinger zu gehen, der mit Vergnügen mit dem jungen Mädchen die Partie studierte. Schon früher, Anfang der fünfziger Jahre, hatte Liszt sie in Karlsruhe gehört. Emilie war auch berufen, dem berühmten Gast in einem ihm zu Ehren veranstalteten Konzert, in dem sie mitwirkte, einen Lorbeerkrantz zu überreichen, wofür sie Liszt mit schmeichelhaften Worten über ihre Leistung auf die Stirn küßte.

Entscheidend für Emiliens weitere musikalische Ausbildung war ein längerer Aufenthalt in Paris im Hause ihres dort wohnenden älteren Bruders. Sie blieb von 1858 bis 1861 dort und kam besonders durch ihren Vetter, den Komponisten Friedrich Gernsheim, der von 1855 bis 1861 zu Studienzwecken sich dort aufhielt, mit vielen Musikern in Berührung, u. a. auch mit dem berühmten Gesangsmeister Julius Stockhausen, der damals in Paris einen kleinen, vornehmlich aus Deutschen bestehenden Gesangverein leitete, den er selbst gegründet hatte. Hier wurden besonders Bachsche Kantaten, z. B. »Liebster Gott, wann werd' ich sterben?«, »Wie schön leuchtet der Morgenstern« usw. einstudiert. Emilie sang in diesem Chor mit, und Stockhausen meinte, er merke sofort, ob sie da sei oder nicht, denn ihre Stimme gebe dem ganzen Sopran eine so eigentümlich schöne Klangfarbe. Durch diesen Verein machte sie auch die Bekanntschaft der Frau Viardot-Garcia, die ihre Stimme sehr schön fand und die sie einlud, bei ihr zu singen und zuzuhören, wenn sie Unterricht gab. Von ihr wie von Stockhausen hat Emilie K. viel gelernt. Bei Gernsheim traf sie u. a. auch Saint-Saëns, Colonne, die Milanollo und verschiedene andere Musiker und Sänger. Unter den deutschen Musikern, die ihr schon damals nähertraten, war vor allem Hermann Levi und sein Bruder, der damals unter dem Namen Lindeck als Bassist wirkte. In den Pariser Aufenthalt Emiliens fällt auch die berühmte erste Tannhäuser-Aufführung, und Emilie, die mit ihrem Bruder bei diesem Ereignis natürlich nicht fehlte, tat durch ihren Beifall das Möglichste, um die lärmenden Gegner in Schach zu halten. — Im Jahre 1861 verheiratete sich Emilie mit einem Verwandten ihrer Mutter, dem damaligen Bankdirektor Hermann Kaula aus Harburg bei Hamburg; sie siedelten in demselben Jahre nach München über, wo Kaula, dessen Herz immer an dieser seiner Vaterstadt gegangen, ein Bankgeschäft gründete. Emilie setzte hier ihre musikalischen Studien fort und nahm längere Zeit Gesangunterricht bei einer Frau Leonoff, die der Garcia-Schule huldigte. Emilie selbst hatte ein Gesangquartett gegründet, und in ihrem Hause fanden viele musikalischen Aufführungen statt, die sich später zu einem glänzenden musikalischen Salon erweitern sollten. Im Jahre 1872 kam Hermann Levi von Karlsruhe nach München, und durch ihn wurde sie mit Brahms bekannt. Mit ihren Quartettmitgliedern sang sie Brahms seine Liebeswalzer vor; der Komponist und Levi begleiteten. Nachdem im Jahre 1876 Emiliens Gatte nach längerem Leiden gestorben war, fing sie an, ihre Kunst als Beruf auszuüben. Sie scharte um sich einen ganzen Gesangverein und verstand es, für ihn junge Dirigenten zu gewinnen, die von musikalischer Bedeutung waren, so Joseph Rubinstein, Kienzl, Heinrich Schwarz usw. Emilien K. kommt so das Verdienst zu, in München zu einer Zeit für Brahms eingetreten zu sein, wo noch niemand von ihm etwas wissen wollte:

viele Brahms'sche Kompositionen wurden im K.schen Hause zum ersten Male aufgeführt und ebenso später die Blumenmädchenszene aus dem Parsifal. Auch die ersten Kompositionen des jungen Richard Strauß wurden damals von ihrem Verein zu Gehör gebracht. Als sich Hermann Levi, der später als Generalmusikdirektor der Münchener Hofoper starb, von den glänzenden Erfolgen seiner Freundin überzeugt hatte, empfahl er sie erst mit gutem Gewissen jungen Gesangsbeflissenen. Ihre erste Schülerin war die spätere Konzertsängerin Pia v. Sicherer. Zahllose andere folgten, die überall in deutschen Landen den Ruhm der K.schen Gesangschule auf der Bühne wie im Konzertsaal verkündeten, so Klara Weber, Charlotte Schloß, Fritz Rémond, Marie Henke, die Norwegerin Elisabeth Munthe-Kaas usw. In den achtziger Jahren veranstaltete Frau K. mit ihren Schülern und ihrem Gesangsverein mehrere Opernaufführungen, so vom »Holzdieb« Marschners, »Johann von Paris« von Boieldieu, vom »Häuslichen Krieg« Schuberts, »Maurer und Schlosser« von Auber, »Gutenacht, Herr Pantalon« von Grisar usw. Später beschränkte sich Frau K. auf öffentliche und private Konzerte und löste den Gesangsverein auf, aber noch bis hart zu ihrem plötzlichen Tode war ihr Salon der musikalischen Welt geöffnet. Die Komponisten Ludwig Thuille, Max Schillings, Felix v. Rath, Weißmann und viele andere haben im Hause K. verkehrt, ja es gab schließlich kaum eine Persönlichkeit von Ruf und Bedeutung, die nicht gern in den dritten Stock des alten Hauses an der Theatinerstraße hinaufgewandert wäre, um edle Kunst und Gastlichkeit zu genießen. Hundert Jahre vorher war dieses Haus ein berühmter Gasthof gewesen, in dem Mozart abgestiegen war, und es ist nicht unmöglich, daß Mozart einst in denselben Zimmern gewohnt, wo später durch Frau K. mit Vorliebe seine Kompositionen zur Aufführung gelangten; denn mit Mozart verband sie immer ein besonders inniges Verhältnis und Verständnis. Bis in die späteste Zeit war sie imstande, ihren Schülerinnen auch selbst alles vorzusingen, was ja bei jedem Gesangsunterricht außerordentlich ins Gewicht fällt.

In unserer Zeit der Gesangsverwilderung, in der es von gewissenlosen Gesanglehrern und -lehrerinnen wohl in allen Städten geradezu wimmelt, ist eine Erscheinung wie Emilie K. nicht hoch genug einzuschätzen. Sie war die Gewissenhaftigkeit in Person und wäre niemals imstande gewesen, eitle Talentlosigkeit zu ihrem Nutzen auszubeuten. Max Zenger, der bekannte Komponist des »Kain«, faßte einmal kurze Zeit vor seinem Tode das allgemeine Urteil über K. in die Worte zusammen: »Frau K. ist die gewissenhafteste Lehrerin, die ich kenne; sie hat noch nie eine Stimme verdorben und nie versprochen, was sie nicht gehalten.« Lieber ließ sie eine Schülerin ziehen, als daß sie ihr die Fata morgana eines späteren Ruhmes vorgespiegelt hätte. So hat sie auch natürlich sehr viel Undank erfahren; aber doch viel mehr Dank und Anhänglichkeit, denn sie war ihren Schülern und Schülerinnen nicht nur eine strenge, nimmer müde Lehrerin, sondern stand ihnen allen auch im Herzen nahe. Sie wußte bei einer jeden, wo sie der Schuh drückte, und wo sie selbst nicht mehr helfen konnte, wußte sie einflußreiche Verbindungen für das ihr anvertraute Talent nutzbar zu machen. Über alles stand ihr die Kunst, der sie bis zum letzten Atemzuge eine echte Priesterin gewesen. Das reine Feuer dieser Kunst wußte sie in der Familie wie in ihrem Berufskreise zu schüren und zu wahren. In ihrem kleinen Salon und dessen Nebenräumen traf sich oft und gern das ganze musikalische München, aber nicht das musikalische allein: bedeutende

Persönlichkeiten der literarischen, wissenschaftlichen und künstlerischen Welt verkehrten ebenso gern im Salon K.; denn Emilie K. war auch sonst eine gescheite Frau, eine Dame von Bildung und Geschmack, der nichts Menschliches fremd blieb. Dabei mit ebenso viel Takt wie Toleranz ausgestattet, wußte sie für jeden ein anregendes Wort zu finden. Die kleine alte Dame wurde so in ihrem Hause wie bei den Sonntagmittag-Spaziergängen im nahen Hofgarten gewissermaßen der Mittelpunkt eines zur angenehmen Gewohnheit gewordenen »Cercles«. Sie wurde dabei unterstützt von ihrer Schwester, der aus Wien als Witwe zurückgekehrten Frau Helene Wertheimer, die ihr die häuslichen Sorgen ganz abgenommen hatte und in deren Armen sie auch gestorben ist; von ihrem Sohne, dem Direktor der München-Dachauer Papierfabriken Friedrich K., der selbst hochmusikalisch in der Münchener Gesellschaft als Mäzen bekannt ist, und von ihrer Tochter. Diese, Frau Magdalene Muncker, die Gattin des bekannten Literaturhistorikers an der Münchener Universität Professor Franz Muncker, hatte sich schon als junges Mädchen einen guten Namen als Pianistin gemacht. Sie übernahm die pianistische Begleitung sowohl bei den Gesangstunden wie in den öffentlichen Aufführungen, und nach dem Tode ihrer Mutter hat sie sich auch der verwaisten Schülerinnenschar angenommen. Die Leser des Jahrbuchs kennen auch eine andere Schwester der Verstorbenen, Anna Ettlinger, die (in den Bänden V und XVI dieses Jahrbuchs) die schönen Nekrologe auf Hermann Levi und den ebenfalls der Familie K. warm befreundeten Felix Mottl geliefert hat. Sie ist in Karlsruhe durch ihre literarischen Vorträge, einem viel weiteren Kreise aber durch ihre Beiträge in der Allgemeinen Zeitung und in andern Zeitschriften sowie auch ganz besonders durch ihre geradezu vorbildlichen Übersetzungen aus dem Englischen und Polnischen bekannt geworden.

Emilie K. starb im Alter von fast 80 Jahren, gewissermaßen »in den Sielen«. Obwohl sie es längst nicht mehr nötig hatte, konnte sie sich von ihren lieben Schülerinnen, noch mehr aber von der Kunst selbst nicht trennen. Die noch immer rüstige Frau, die keine körperliche Schwäche aufkommen ließ und mitten im tätigen Leben stehend kaum an den Tod dachte, starb doch so, wie sie es sich vielleicht gewünscht hätte: sanft, schnell und unerwartet, nachdem ihr Sohn aus dem Theater zurückgekehrt war, wo Caruso im Rigoletto gesungen hatte. Noch am Abend summt sie Melodien aus dieser Oper. Das segensreiche Wirken dieser bedeutenden Gesangspädagogin, vielleicht einer der letzten, die aus einer besseren Gesangszeit übriggeblieben, wird ihren Tod, der für das musikalische München zu einem schmerzlichen Ereignis ward, sicher noch lange überdauern; jene aber, die ihr im Leben nähergestanden, werden die lebenswerte Frau nimmer vergessen.

München.

Alfred Frhr. v. Mensi.

Dahn, Felix Ludwig Sophus, Universitätsprofessor der Rechte, *Dr. iur. et h. c. phil. et med.*, Geheimer Justizrat, * 9. Februar 1834 in Hamburg, † 3. Januar 1912 in Breslau. — Felix D. entstammt einer Schauspielerfamilie. Die Eltern, Friedrich D. und Konstanze, geb. Le Gaye, gehörten dem Hamburger Stadttheater an, als ihr erster Sohn geboren wurde, folgten aber bereits sechs Wochen später einem Rufe an das Hof- und Nationaltheater in München, an dem der Vater eine hochgeachtete und bedeutende Stellung, nicht nur als Schauspieler, sondern später auch als Regisseur und Mitglied des Leseausschusses, einnahm.

In München verlebte der Knabe eine freie und frohe Jugend. Den ersten Unterricht erhielt er durch einen Hauslehrer, seit dem achten Jahre besuchte er die Lateinschule, später, von 1847—1850, das Gymnasium. Schon als Kind begeisterte er sich für die Geschichte, besonders für die deutsche, in der er sich durch seinen regen Leseeifer reiche Kenntnisse erwarb, und bald wirkten auch Homer, Schiller, Walter Scott und die Aufführungen der Hofbühne tiefgreifend auf sein Gemüt und seine Phantasie, so daß seine Spiele im Kreise lieber Kameraden zu förmlichen dramatischen Nachbildungen aller geschichtlichen Ereignisse wurden. Auch eine große Vorliebe für fremde Sprachen und eine erstaunliche Leichtigkeit in ihrer Erlernung und Handhabung eigneten dem reich Begabten, und um sich ja recht gründlich in ihnen zu üben, schrieb er seit seinem zwölften Jahre sein Tagebuch, wie einst der junge Goethe, allabendlich in einer andern Fremdsprache, griechisch, lateinisch, französisch, italienisch, spanisch, portugiesisch, englisch, schwedisch und dänisch, aber bitter beklagt er sich in seinen »Erinnerungen« über den mangelhaften Schulunterricht im Deutschen, der fast regelmäßig zugunsten der griechischen Grammatik ausfiel. Als er am 26. August 1850 das Zeugnis der Reife erhielt, besaß er eine Fülle von Kenntnissen und ein nicht geringes Maß wertvoller allgemeiner Bildung.

Inzwischen aber hatten drei Ereignisse tiefen Eindruck auf ihn gemacht. Das eine war die Entdeckung seiner Dichtergabe. An einem schönen Vorfrühlingstage im Februar 1848 waren ihm in seinem geliebten »Englischen Garten« fast unbewußt und unwillkürlich seine ersten Verse gelungen, ein paar kurze, anmutige Strophen (Erinnerungen I, 247), und seitdem hat ihn der Drang und die Fähigkeit, poetisch zu gestalten, was immer sein Herz bewegte, nie wieder verlassen. Reiche Nahrung fand diese Gabe durch sein zweites Erlebnis, seine erste Liebe, eine Jugendschwärmerei idealster Art; seine »Didosa«, mit der er damals nie auch nur ein Wort wechselte, war ihm das höchste Sinnbild aller Schönheit, Reinheit und Würde, alles Guten und Edlen. Tiefen Schmerz aber bereitete ihm eine bald immer tiefer greifende Entfremdung zwischen seinen beiden Eltern, die im Jahre 1850 zur Trennung führte. Seine beiden jüngeren Geschwister blieben bei der Mutter, er beim Vater; doch hat er die Mutter häufig und gern besucht.

Der sechzehnjährige Student widmete sich der Philosophie und Rechtswissenschaft; die Philosophie überwog bei weitem, philologische und geschichtliche Vorlesungen kamen hinzu. Am stärksten wirkte auf ihn Karl v. Prantl, neben diesem auch Bluntschli, Poezl und Konrad v. Maurer, der Klassiker des Nordgermanischen. Mit erstaunlichem Fleiß und Eifer, kaum daß er sich Zeit zum Essen und eine knappe Stunde zu einem täglichen Spaziergange gönnte, arbeitete D., wie schon als Schüler, so jetzt als Student und später sein ganzes Leben hindurch mit fast unerschütterlicher Regelmäßigkeit. Schon mit 17 Jahren trat er mit seiner ersten wissenschaftlichen Arbeit hervor, einer Kampfschrift für seinen geliebten und verehrten Lehrer Prantl, der »Entgegnung, eine Verteidigung der Prantlschen Philosophie gegen einen ultramontanen anonymen Angriff« (München 1851). Das begeisterte und unerschrockene Eintreten des jungen Studenten hat Prantl viel Freude gemacht, aber wenig genutzt, und D. mußte, um unliebsamen Weiterungen wegen seiner Schrift auszuweichen, im nächsten Halbjahr nach Berlin gehen, wo er ein Jahr blieb. Ein lieber Freund von der Schulbank her, Clemens Piloty, begleitete ihn. Die Philosophen Tren-

delenburg und Werder, der Historiker Ranke und die Juristen v. Richthofen und Homeyer waren hier seine wichtigsten und am nachhaltigsten auf ihn einwirkenden Lehrer. Noch immer zog ihn die Philosophie am stärksten an, so daß er eine Schrift über Platons Phaedon ausarbeitete, mit der er später in München promovieren wollte. Neben dem Studium fesselte ihn in Berlin aber doch noch anderes. Der häufige Verkehr im Hause der bekannten Schauspielerin und Lustspieldichterin Charlotte Birch-Pfeiffer, einer Freundin seiner Eltern, führte zu näherer Bekanntschaft mit deren Tochter Minna, mit der er sich beinahe verlobt hätte; vieles brachte ihm auch seine Tätigkeit als Hauslehrer in einer hochgebildeten schottischen Familie, und außerordentlich wichtig für seine künstlerische Entwicklung war sein Eintritt in die eigenartige, treffliche Dichtergesellschaft »Der Tunnel über der Spree«, wo er als »Waiblinger« so manchen »Spahn« vortrug und keines Geringeren als des Meisters Fontane Beifall für manche seiner Balladen ertete. Auch an zwei weiteren Streitschriften für Prantl arbeitete er noch, doch blieben diese auf dessen Wunsch ungedruckt. Der Gesamtertrag des Berliner Jahres war recht reich, denn es hatte ihn in wissenschaftlicher Beziehung, an Lebenskenntnis und allgemeiner Erweiterung seines Gesichts- und Erfahrungskreises mächtig gefördert.

Im August 1853 erfolgte die Rückkehr nach München, wo der Vater inzwischen zum zweiten Male geheiratet hatte. Das ganze nächste Jahr stand unter dem Zeichen der allerhärtesten, »ja unsinnigsten juristischen Arbeit«, der Vorbereitung für die Abgangsprüfung von der Universität. Am 11. Oktober 1854 ward diese mit Auszeichnung bestanden. Gleich am nächsten Tage eilte er zu Prantl, um sich mit ihm über seinen Plan, sich nunmehr für Philosophie zu habilitieren, zu beraten. Prantl riet ihm dringend ab, da er als Protestant und bereits bekannter Bekämpfer des Ultramontanismus in Bayern unmöglich sei; er solle lieber Jurist bleiben. Schweren Herzens folgte D. dieser berechtigten Mahnung und begann alsbald die vorgeschriebene zweijährige praktische Tätigkeit im Justizdienst, um sich darnach in der Rechtsfakultät habilitieren zu können. Während des ersten Jahres arbeitete nun D. mit gewohntem Fleiß an seiner Promotionsschrift. Gern hätte er, in letzter Zeit besonders stark von Maurer angeregt, einen Stoff aus der deutschen Rechtsgeschichte gewählt; aber auf Rat seiner Lehrer nahm er doch ein römisch-rechtliches Thema. Mit der Dissertation »Über die Klageverjährung bei Obligationen« meldete er sich zur Doktorprüfung und bestand sie am 19. Juli 1855 »*summa cum laude*«. Im zweiten Jahre galt es, sich auf den »Staatskonkurs«, die zweite juristische Prüfung, vorzubereiten, und auch sie wurde mit bestem Erfolge im Dezember 1856 abgelegt: mit der damals selten erteilten, für die Habilitation unerläßlichen ersten Note war der Prüfling »Erster in Oberbayern«. Dieser glänzende Erfolg veranlaßte das Justizministerium, den jungen Doktor alsbald aufzufordern, sich dem Verwaltungsdienst zu widmen. Der Justizminister selbst legte ihm nahe, sogleich als Hilfsarbeiter — mit Gehalt — einzutreten. Allein Idealismus und Freiheitsdrang siegten in D., er lehnte ab und zog es vor, unbesoldeter Privatdozent für deutsches Recht zu werden. Auf Grund seiner »Studien zur Geschichte der germanischen Gottesurteile« erhielt er unter Befreiung vom Kolloquium die *Venia legendi* durch Königliche Verordnung vom 8. Oktober 1857, und damit beginnt seine länger denn ein halbes Jahrhundert ausgeübte akademische Lehrtätigkeit.

In der Zwischenzeit war aber auch der Dichter nicht müßig gewesen. Schon 1854/55 war das kleine Epos »Harald und Theano« entstanden; D. schickte es an Rückert und veröffentlichte es auf dessen Rat (1855). Auch die erste Sammlung seiner Gedichte hatte er drucken lassen. Diese Leistungen verschafften ihm Zugang zu der Dichtergesellschaft der »Krokodile«, in der er manche wertvolle Anregung empfing. Wie mit Rückert, verknüpfte ihn auch mit Scheffel seit diesen Jahren das Band innigster, erst durch den Tod der beiden gelöster Freundschaft.

In den sechs Jahren, die D. in München Privatdozent war, las er über germanische Gottesurteile, über die Kämpfe der deutschen Kaiser mit den Päpsten, deutsche Verfassungsgeschichte bis 814, germanische Rechtsaltertümer, germanische Mythologie, Rechtsphilosophie, allgemeines Staatsrecht und Handelsrecht und erklärte die Edda, Jordanes, Gregor von Tours und Paulus Diakonus. Für den Lebensunterhalt sorgte — mit 600 Gulden Gehalt — seine Mitarbeit und Herausgebertätigkeit an der »Bavaria«, einem großen volkskundlichen Sammelwerk.

In den Jahren 1857—1859 legte auch D. bereits die Grundlagen zu den beiden größten und hervorragendsten seiner Werke, die ihn später berühmt machen sollten, zu den »Königen der Germanen« und zum »Kampf um Rom«. Beide gehören, wie überhaupt im letzten Grunde die gesamte künstlerische und wissenschaftliche Tätigkeit des Mannes, aufs engste zusammen. Ist doch die altgermanische Vorzeit im weitesten Sinne, in Geschichte und Kultur, Recht und Sitte, Glauben und Leben, der Stoff, dem er seine ganze emsige Lebensarbeit gewidmet hat, in dem er völlig aufging, den er mit allen Mitteln wissenschaftlicher Forschung tief durchdrungen und ergründet, den er mit seiner glücklichen Phantasie als Dichter schöpferisch für sein Volk zu neuem Leben gestaltet hat.

»Die Könige der Germanen« stellen »das Wesen des ältesten Königtums der germanischen Stämme und seine Geschichte bis zur Auflösung des Karolingischen Reiches nach den Quellen« dar. Als der Dreiundzwanzigjährige den Plan zu dem Werke, dessen erster Band 1861 erschien, entwarf, ahnte er schwerlich, daß es auf 20 starke Bände anwachsen, ihn 54 Jahre beschäftigen und somit zu seinem Lebenswerk schlechthin werden sollte. Bis 1871 war der sechste Band vollendet. Nach 23 Jahren erschien der siebente (1894/95), 1911 kam der Schlußband heraus. Der große zeitliche Zwischenraum zwischen sechstem und siebentem erklärt sich daraus, daß der Verfasser in jenen Jahren von andern, aber in genau denselben Zusammenhang gehörigen Arbeiten in Anspruch genommen war, die zugleich eine Vorarbeit für sein Hauptwerk und eine Entlastung desselben bedeuten: 1874 erschienen die »Westgotischen Studien«, 1880/81 die Neubearbeitung der »Geschichte der Völkerwanderung« von E. von Wietersheim (2 Bde.), 1880—1889 die vier Bände der »Urgeschichte der germanischen und romanischen Völker« und endlich die »Deutsche Geschichte« (zwei Bände, 1883 und 1888). Alle diese Bücher bilden mit den »Königen« zusammen ein gewaltiges Ganzes.

Hielt sich D. in seinen wissenschaftlichen Arbeiten mit Recht streng und ausschließlich an die überlieferten Quellen und bediente er sich dabei einer absichtlich einfachen, schlichten, ja nüchternen Darstellungsform, so wußte er in seinen Dichtungen, gestützt auf seine umfassenden gelehrten Kenntnisse und

geleitet von einer reichen, lebendigen Phantasie künstlerisch frei gestaltend das germanische Altertum einer volkstümlichen Auferstehung entgegenzuführen. Im »Kampf um Rom« ist die Heldentragödie des Gotentums der Stoff, alle seine späteren Romane und Erzählungen reihen sich wie Rand- und Ergänzungsbilder an dieses gewaltige Gemälde.

In diesen ersten Münchener Jahren reifte freilich der kühn entworfene Plan noch nicht zum vollendeten Kunstwerk, sondern es blieb beim Entwurfe. Widrige Verhältnisse, die sich bald zur Tragik, fast zur Verzweiflung steigern sollten, traten hindernd dazwischen. Nur das kleine Epos »Die Amelungen« und drei später unter dem Namen »Kämpfende Herzen« zusammengefaßte Erzählungen wurden vollendet und veröffentlicht. Die Ursache der trüben Zeiten, die jetzt kamen, lag in der zweifellos übereilt erfolgten Verheiratung des Vierundzwanzigjährigen mit einer Münchener Kaufmannstochter (5. Mai 1858), mit der er nicht glücklich wurde. Zu stolz, um die für die Führung des Haushalts erforderlichen Mittel vom Vater oder von den Schwiegereltern zu erbitten, als das Gehalt für die Arbeit an der Bavaria erlosch, entschloß er sich zu einer literarischen Fronarbeit und Artikelschreiberei für allerhand Zeitungen und Zeitschriften, unter der er namenlos litt, ohne dabei zu einem voll befriedigenden Ergebnis zu gelangen. Die Folge dieser körperlichen Überanstrengung und des geistigen und seelischen Leidens war ein schwerer Zusammenbruch (1862). Eine Reise nach dem Süden sollte helfen. Sie wurde im Herbst angetreten, zuerst nach Meran, dann nach Italien, und brachte nicht nur die erhoffte Erholung, sondern auch reiche geistige und wissenschaftliche Ausbeute, insbesondere eine Fülle von Quellen und Ergebnissen für das treffliche Werk über »Prokopius von Caesarea«, das freilich erst 1866 erschien. Indessen die äußeren Verhältnisse besserten sich nicht, und schon dachte der Schwergeprüfte daran, der geliebten akademischen Laufbahn zu entsagen und sich dem Anwaltsberufe zuzuwenden, als ihn endlich, am 11. August 1863, die Berufung als außerordentlicher Professor nach Würzburg aus den äußersten Nöten erlöste.

Vom Winterhalbjahr 1863 an, seit dem 10. Oktober 1865 als ordentlicher Professor, bis zu Ende des Sommerhalbjahrs 1872 lebte und wirkte nun D. in Würzburg. Die Einkommensverhältnisse wurden günstiger, die häuslichen nicht; die Amtspflichten wuchsen durch neue Vorlesungen und den Eintritt in die Prüfungskommission, die wissenschaftlichen Arbeiten — »Prokop« und die »Könige« — schritten rüstig vorwärts. Einen mächtigen Umschwung brachte der Krieg von 1866 — er wandelte den überzeugten Bayern zum guten Deutschen — und in noch höherem Maße der deutsch-französische Krieg, den D., nachdem seine freiwillige Meldung zum Heere abgewiesen war, als Krankenpfleger mitmachte. In dieser großen Zeit wurde er der begeisterte Herold des neuen deutschen Kaisertums und des Reichsgedankens, und die Teilnahme an der Schlacht bei Sedan, in der er selbst ein Gewehr ergriff und einen Sturmangriff mitmachte, ist für ihn immer einer der schönsten Höhepunkte seines Lebens geblieben. Zwischen beide Kriege (Sommer 1867) fällt noch die Bekanntschaft mit dem Freifräulein Therese von Droste-Hülshoff, seiner späteren Gattin. Wenn ihn dieses Ereignis auch noch für ein paar Jahre in schwerste, peinlichste Kämpfe mit sich selbst stürzte, bis seine erste Ehe gelöst wurde, so gab es ihm doch auch wieder frischen Lebensmut, und die Dichtung, die bis 1867 fast völlig geruht hatte, erblühte von jetzt ab zu neuer Kraft und Fülle, geläutert durch

das mächtige Herzenserlebnis und gefördert durch die politischen Vorgänge, das Werden und Wachsen des deutschen Vaterlandes. Das *Macle senex Imperator* ist wohl die schönste Frucht dieser Zeit.

Am 19. Juni 1872 erfolgte seine Berufung nach Königsberg. Freudig übernahm der bayrische Professor das preußische Lehramt in dem fast sagenhaft entlegenen »Thule«, in dem er am zweiten Jahrestage der Übergabe von Sedan eintraf. Neue und reiche Aufgaben harnten dort seiner; insbesondere galt es für ihn, sich in das preußische und deutsche Verfassungsrecht einzuarbeiten, das er alsbald vorzutragen hatte. Später kam noch allgemeines Staatsrecht und eine Vorlesung über die Gesetze der preußischen Selbstverwaltung hinzu; in den für ihn neuen, hochwillkommen geheißenen Seminarübungen behandelte er Tacitus' *Germania*, den Sachsenspiegel, Urkunden, ferner Handels-, Wechsel- und Seerecht. Er las im Winter meist 12, im Sommer 17 Stunden wöchentlich. Bald waren hier auch die mit seiner Ehescheidung verbundenen Schwierigkeiten und Unannehmlichkeiten überwunden, und am 3. August 1873 konnte er sich mit seiner Therese trauen lassen. Mit diesem Tage begann für ihn die Zeit reinsten und dauernden Glückes und seines reichsten und wertvollsten Schaffens. Jahr um Jahr erschienen jetzt in rascher Folge immer neue Gedichte, Dramen, Romane, unter ihnen zuerst »Sind Götter?« und die Bühnenstücke »König Roderich« und »Markgraf Rüdiger von Bechlaren«, die auch bei der Aufführung reichen Beifall fanden. 1876 kam, von der Gattin vor dem Schicksal, verbrannt zu werden, fürsorglich behütet, der »Kampf um Rom« heraus und brachte den glänzendsten Erfolg. Von den übrigen Werken — alle aufzuzählen ist nicht die Absicht — ragt noch besonders »Odhins Trost« (1880) hervor, das der Verfasser selbst als seine beste Dichtung bezeichnet, da er in ihr seine heroisch-tragische Weltanschauung niederlegte, sowie sein humorvollster Roman »Die schlimmen Nonnen von Poitiers«. — An wissenschaftlichen Werken kommen zu den oben schon genannten u. a. noch die »Handelsrechtlichen Vorträge« (1876), das »Deutsche Rechtsbuch« und das »Deutsche Privatrecht« (1878). Von 1879 bis 1884 erschien auch eine Ausgabe seiner wichtigsten Aufsätze, Abhandlungen und Besprechungen unter dem Titel »Bausteine« (6 Bände). Gemeinschaftlich mit seiner Gattin Therese schrieb er »Walhall, germanische Götter- und Heldensagen« und »Kaiser Karl und seine Paladine«.

Als D. Ende Dezember von Königsberg scheiden sollte, konnte er zwischen Marburg, Bonn und Breslau wählen. Nach kurzem Schwanken entschied er sich für die schlesische Universität und siedelte am 24. März 1888 dahin über. Noch eine 24 jährige, unermüdliche und erfolgreiche Tätigkeit war ihm hier beschieden; erst 1910 — als Sechundsiebzjähriger — ließ er sich von der Pflicht, Vorlesungen zu halten, entbinden. Mit vollster Kraft ging er bald an die Fortführung und Vollendung der »Könige«. Von 1890 bis 1895 schrieb er die fünf starken Bände seiner »Erinnerungen« (I 1834—50, II 1850—54, III 1854 bis 1863, IV, 1 1863—70, IV, 2 1871—88), die zwar eine gewisse behagliche Breite aufweisen, aber ein ganz vortreffliches und dabei höchst spannend geschriebenes Bild des Mannes und seiner Entwicklung geben. Unter den zahlreichen Romanen und Erzählungen der Breslauer Zeit ist der größte der dreibändige »Julian der Abtrünnige«. Die fünfte Sammlung der Gedichte erschien 1892, eine von ihm selbst getroffene Auswahl 1901. Die großartige Zusammenfassung seines dichterischen Lebenswerkes bot er 1899 in den 21 Bänden seiner

»Sämtlichen Werke poetischen Inhalts«, zu denen 1903 noch eine »Neue Folge« in vier Bänden hinzukam; in demselben Jahre erschien auch »Meine wälschen Ahnen« (kleine Erzählungen).

Ein sanfter Tod endete am 3. Januar 1912 sein reiches Leben. Auf dem alten Magdalenenkirchhofe an der Steinstraße ist er bestattet.

Für die Achtung und Beliebtheit, die er bei den Amtsgenossen und Studenten genoß, legen folgende beiden Festschriften glänzendes Zeugnis ab: 1. Festgabe für F. D. zu seinem 50 jährigen Doktorjubiläum gewidmet von gegenwärtigen und früheren Angehörigen der Breslauer juristischen Fakultät (I. Teil: Deutsche Rechtsgeschichte, II. Teil: Römische Rechtsgeschichte, III. Teil: Recht der Gegenwart), Breslau 1905, 3 Bände. -- 2. Felix D. Festschrift zum 75. Geburtstage, 9. Februar 1909. Herausgegeben von der Vertretung der Freien Studentenschaft der Universität Breslau durch Clemens Taesler. Charlottenburg, o. J.

Felix D. steht als eine einzigartige Persönlichkeit vor uns. Zwar ist die Verbindung des Gelehrten mit dem Dichter nicht selten in unserer Literatur; aber bei keinem andern Manne hat die reine, ideale Begeisterung für Vaterland und Deutschtum eine so umfassende und zugleich so eng in sich geschlossene wissenschaftliche und künstlerische Leistung gezeitigt. Eine strenge urdeutsche, mannhafte und durch und durch ehrliche und sittlich hochstehende Gesinnung und unentwegte Wahrheitsliebe, Gemütsiefe und Schönheitssinn, rastloser Fleiß und nie ermüdende Pflichttreue prägen seiner Gesamterscheinung, seinem menschlichen Wesen wie seinem literarischen Schaffen den Stempel auf. Seltsam früh und stark sind alle diese Züge in ihm entwickelt — schon bei dem Dreiundzwanzigjährigen; dieser hat sich wie seine Lebenspläne so auch seine Weltanschauung fast fertig geschaffen. Wesentlich Neues tritt später kaum noch hinzu; aber das Vorhandene reift, klärt und vertieft sich und strebt nach Fortwirkung auf andere. Diese Persönlichkeit nötigt uns Achtung und Bewunderung ab, auch da, wo der Fachmann oder der Kunstrichter mit Einzelheiten in seinen Werken nicht immer ganz einverstanden sein mag. Seinem Wirken, insbesondere dem dichterischen, kommt aber auch eine hohe nationale Bedeutung zu; denn er ist einer der besten, ernstesten und wirksamsten Kündler und Verfechter des deutschen Gedankens in allen seinen Werken; er, der begeisterte, dessen Worte aus dem Herzen kommen, weckt Begeisterung in den Herzen seiner Leser, und nicht nur diese, sondern auch Liebe und Verständnis für germanisches Wesen und deutsche Art. Das sollten insbesondere diejenigen nicht vergessen, die leichthin an ihm tadeln und mäkeln. Ist es doch kein Zufall, daß der Dichter gerade in Deutsch-Österreich, in den Landesteilen, die in hartem Kampfe um ihr bedrohtes Volkstum stehen, mit ganz besonderer Verehrung und Begeisterung geliebt wird. Selbstverständlich finden sich in der großen Zahl seiner Werke auch schwächere Leistungen, aber die besten weisen, auch rein ästhetisch betrachtet, hohe künstlerische Werte auf. Unter seinen Gedichten sind neben manchem mittelmäßigen Gut auch Prachtstücke — man denke an die Gotenballaden —, die zu den köstlichsten Perlen in unserm reichen deutschen Balladenschatze gehören; von seinen Romanen, unter denen der »Kampf um Rom« der Gesamtwirkung nach an erster Stelle stehen bleiben wird, sind die weitaus meisten treffliche Geschichts- und Kulturbilder, ausgezeichnet durch einen tiefen und wertvollen Grund-

gedanken, durch geschickten, zweckvollen Aufbau, durch wohldurchdachte, lebensvolle Charakterzeichnung, spannende Handlung und formvollendete Sprache; daß sich hier und da Schwächen oder Übertreibungen in der Wahl der Mittel und in der Darstellung finden, ist nicht in Abrede zu stellen, ändert aber nichts an dem Gesamturteil.

Für seine wissenschaftlichen Werke genüge es, auf die hohe Wertschätzung hinzuweisen, die ihnen der Jurist Herbert Meyer in seiner Lebensbeschreibung D.s zuteil werden läßt, deren sie sich nach seiner Angabe auch bei keinem Geringeren als Heinrich Brunner zu erfreuen hatten.

Als Mensch war Felix D. eine ungemein lebenswürdige Persönlichkeit, aufrichtig geliebt und hoch verehrt von allen, die ihn näher kannten, treu im großen wie im kleinen, gütig gegen alle, die seiner Hilfe oder seines Rates bedurften, offen, standhaft und wahrheitsliebend, auch gegen Höherstehende, mitunter, wo es not tat, auch aufrichtig ohne zarte Rücksichtnahme. Trotz seiner nur mittelgroßen, fast schwächtigen Gestalt war seine Erscheinung, namentlich im Alter, ehrfurchtgebietend, sein prächtiger Charakterkopf mit der scharfen goldenen Brille und dem wallenden Barte wirkten ungemein anziehend. Seine Rede war immer fesselnd; im Vorlesen seiner Dichtungen war er ein Meister, bei öffentlichen Vorträgen wußte er die Hörer gewaltig zu packen und mit sich fortzureißen.

Zeit seines Lebens lehrte, wirkte und dichtete er nach dem Sinne eines seiner schönsten Aussprüche:

Das höchste Gut des Mannes ist sein Volk,
Das höchste Gut des Volkes ist sein Staat,
Des Volkes Seele lebt in seiner Sprache.

Quellen: Felix Dahn, *Erinnerungen*. 5 Bde. Leipzig 1890—95. — Herbert Meyer, F. D. Nekrolog in der *Chronik der Universität Breslau* 1911/12 (Jahrg. 20) S. 232—64; auch als Buch, Leipzig, 1913. — Max Koch, F. D. Nekrolog. (*Schlesische Zeitung* vom 4. Januar 1912, Nr. 6; auch im 90. Jahresbericht der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Kultur, Breslau 1913.) — Th. Siebs, F. D. und Josef Scheffel, Breslau 1914. — Kürschner, *Deutscher Literaturkalender*, 1912 (Übersicht über die Werke). — *Bibliographie der Deutschen Zeitschriftenliteratur* 1912 ff. (Übersicht über die erschienenen Nekrologe).

Breslau, Mai 1915.

Hermann Jantzen.

Neuert, Hans, kgl. bayr. Hofschauspieler, * 16. Mai 1838 in München, † 27. Juni 1912 in Baden bei Zürich. — N. war ein Münchener Kind, wie nur je eines aus kleinsten Verhältnissen auf die Bretter gelangte. Sein Vater war Beamter des Bayerischen Berg- und Hüttenamtes und starb früh. Er hinterließ seiner Witwe außer der Sorge um den kleinen Hans sehr wenig. Mühsam brachte sie sich und ihn weiter und fand nur in ihrer großen Frömmigkeit einigen Trost. Als sich nun eines Tages ein Kandidat der Theologie bei ihr einlogierte, nahm sie dies wie einen Wink des Himmels auf, denn der neue Zimmerherr half ihr durch seine kleine Mietbesteuer wirtschaftlich etwas auf, seelisch aber durch den kostenlos erteilten Religionsunterricht. Hans hatte für den letzteren wenig Sinn, mußte aber in seinem Kampf gegen die Strenge seines geistlichen Erziehers zuletzt doch unterliegen. Als er mit neun Jahren wohlbestallter Ministrant wurde, war seine Mutter glücklicher als er. Seine spätere Berufsgenossin, Frau Hartl-Mitius, die N. seine Erinnerungen aus

einem 50 jährigen Schauspielerleben launig nacherzählt hat, weiß eine sehr lustige, für den jungen Helden aber traurig endende Geschichte zu berichten, die dem kleinen Ministranten passiert ist und welche die ersten begründeten Zweifel an der geistlichen Berufung des kleinen Hans auftauchen ließ. Bei den Vorbereitungen zum Gottesdienste stieg ihm nämlich einmal der Duft des zum Meßopfer bestimmten Weines so verführerisch in die Nase, daß er zuerst daran kostete und ihn schließlich ganz austrank, so daß für den später amtierenden Priester nichts mehr übrig blieb. Außer der selbstverständlichen Strafe war die völlige Einstellung aller Unterstützungen zum Studium die unmittelbare Folge, die freilich die arme Mutter schwerer traf als den allzu lustigen Buben, der darauf, es war im Jahre 1850, in die nächstbeste Lehre gesteckt wurde, die gerade zu haben war. Es war bei einem Schneider. Anfangs ging alles gut, bis der junge Hans, wenn ihn der Meister zum Abliefern von Kleidern ausschickte, immer später nach Hause kam. Die Bücher und die Bilder in den Kunsthandlungen, vor allem aber die Theaterzettel an den Straßenecken hatten es ihm angetan. Es gab viele Prügel; er wurde aber doch nach drei Jahren freigesprochen, und nun wanderte der hübsche Junge, und zwar fuhr er auf einem Floß nach Wien. Da brach in München die Cholera aus, und seine alte Mutter zitterte vor dem Gedanken, sterben zu müssen, ohne ihren Hans wiedergesehen zu haben. Er zauderte keinen Augenblick und ging, da er auch in Wien keine Reichtümer gesammelt hatte, zu Fuß nach München. Lange fand er in seiner Vaterstadt keine Arbeit. Da hätte er mit Freuden Statist an dem damaligen Schwaigerschen Volkstheater werden können, aber die Mutter war gegen diesen sündhaften Beruf, und um ihn davor zu retten, griff nochmals der geistliche Freund ein: Hansei wurde als Frater in das Kapuzinerkloster gesteckt. Dort fühlte er sich von Herzen unglücklich, und eines schönen Tages brach er wirklich aus seiner Klausur aus und stürzte plötzlich in das Zimmer seiner Mutter mit den Worten: »Im Kloster bleib i net, lieber geh' i glei ins Wasser!« Was war zu machen? Die Mutter opferte ihren letzten Kreuzer und schickte den Achtzehnjährigen abermals auf die Wanderschaft. Das Heimweh trieb ihn nach München zurück, und da fand er endlich Arbeit bei einem Meister in der Au. In einer nahegelegenen Wirtschaft verkehrten Mitglieder des Schwaigerschen Theaters. Von ihnen lernte er Couplets und kleine scherzhafte Monologe. Im Vortrage solcher feierte er seine ersten Erfolge; es waren freilich vorerst noch Brettlerfolge. Von diesen hörte eine Schauspielerin, die einen Theaterdirektor in Schongau auf das junge Talent aufmerksam machte, und so erhielt der Schneidergeselle N. eines schönen Tages in seiner Werkstatt einen veritablen Engagementsantrag. Noch hatte die Mutter keine Ahnung von dieser neuen Wendung, und sie verweigerte ihm auch beim Abschied den erbetenen Segen, sah sie ihren Sohn ja sicher dem Teufel verfallen; aber N. ging nicht unter. Mit einer Tagesgage von 43 Kreuzern trat N. 1857 im »Viehhändler« und »Der Toni und sein Burgei« zum erstenmal auf und hatte Erfolg. Direktor Göller meinte: »Können tuan's no nix, aber a Talent hab'ns und a hübscher Mensch san's aa. Morgen reisen wir nach Memmingen, da geht d' Saison an. Wenn's bei mir bleib'n woll'n, kriag'ns 20 Gulden und a Viertel-Benefiz im Winter.« Wer war glücklicher als N.! Er unterschrieb den Kontrakt, und von da an begann die neue Wanderschaft, aber nicht mehr als Schneidergeselle, sondern als »Künstler«. Diese Wanderschaft an kleinen Bühnen, auf die wir N. nicht

mehr begleiten können, obwohl manche für ihn recht charakteristische Geschichte zu melden wäre, wurde 1860 durch seine Einberufung zum Militär unangenehm unterbrochen. N. machte sich aber auch so sehr beim Militär beliebt, daß er sogar auf dringendes Verlangen seines Direktors zeitweise für die Komödie beurlaubt wurde. Gern hätte man ihn als Soldaten ganz behalten, und im Feldzug von 1866 wäre er sicher schnell avanciert, aber ihn zog es mit unwiderstehlicher Macht zur Bühne, und wäre es selbst die einer schauerlichen Schmiere. Als er vom Militär entlassen war, wanderte er mit einer schwarz gefärbten Soldatenhose zu seinem Direktor nach Braunau, denn in seinem bayerischen Blau hätte er ja nicht über die Grenze gedurft; und doch traf er mindestens blaugefleckt in Braunau ein, denn ein furchtbares Gewitter hatte ihm die schwarze Farbe in Bächen abgewaschen. Nach vielfachen Wanderungen fand er in Regensburg ein besseres Engagement, treue Freunde und eine Frau. Zur Hochzeit kam die alte Mutter, die nun wohl einsah, daß ihr Hans kein Kapuziner werden konnte. Endlich ging auch sein sehnlichster Wunsch in Erfüllung, und das damalig Königliche Theater am Gärtnerplatz machte ihm einen Engagementsantrag. Dies war nun die Stätte, an der N. erst künstlerisch groß wurde, und zwar in und am Volksstück, dem österreichischen wie dem bayerischen. Als im Jahre 1879 dem Volksstückensemble dieses Theaters zum ersten Male für den Sommer ein vierwöchiger Urlaub in Aussicht gestellt wurde, hatte einer den Einfall: »Gehen wir doch mit unseren Volksstücken nach Berlin!« Das war die Geburtsstunde der europäischen und außereuropäischen Gastspielreisen des oberbayerischen Volksstückensembles. Eine der kräftigsten Stützen desselben war neben Albert und Amalie Schönnchen unser Hans N. Unter Führung des Impresario Deppe, der jene Worte zufällig gehört hatte, gingen sie zunächst nach Berlin mit der »Zwiederwurzen«, deren Dialekt die Berliner freilich kaum verstehen konnten, aber doch darüber lachten. Dieser erste Ausflug brachte allerdings ein Defizit. Später aber wurde das materielle Erträgnis immer besser. In Österreich, in der Schweiz, in Holland spielte N., und in Dessau erhielt er seinen ersten Orden. Im Jahre 1882 konnte N. sein 25 jähriges Schauspielerjubiläum feiern. Seine alte Mutter erlebte noch diesen Ehrenabend. Im Jahre 1890 schied N. aus dem Münchener Gastspielensemble, blieb aber dem Gärtnerplatztheater und später dem mit ihm unter einer Direktion vereinigten Schauspielhause trotz eines glänzenden Antrags an das Wiener Raimundtheater treu. Auch sein 50 jähriges Künstlerjubiläum durfte N. 1907 noch feiern. Er war inzwischen zum Kgl. bayerischen Hofschauspieler ernannt worden, trat dann noch ein paar Jahre, nachdem das Gärtnertheater leider ganz der Operette verfallen war, im Schauspielhause auf und entzückte bis zuletzt durch die Echtheit und Wahrheit jeder, auch der kleinsten künstlerischen Darbietung.

Schon vom Jahre 1877 an hat sich N. auch als Bühnendichter bekannt und beliebt gemacht. Mit Ludwig Ganghofer hat er das bekannte Volksstück »Der Herrgottschnitzer von Ammergau« und den »Prozeßhansl« geschrieben, dann später das unzählige Male überall mit Erfolg gegebene »Austragsstübl«, »Almenrausch und Edelweiß« (mit H. v. Schmid), »Lieserl von Schliersee«, »Der Schlagring« (mit Th. Messerer), »Der Geigenmacher von Mittenwald« (mit Ludwig Ganghofer), »Der Georgitaler« (mit Maximilian Schmidt), »Der Expositus« (mit G. Husterer), »Z'weg'n der Liab« usw. Vier, fünf Jahre vor seinem Tode hatte sich N. ins Privatleben zurückgezogen. In Baden bei Zürich

wollte er sich von den Folgen eines Schlaganfalles erholen, starb aber dann ziemlich unerwartet. Seine Asche wurde in seine Vaterstadt zurückgebracht und dort bestattet.

Zahlreiche Nekrologe suchten das Andenken an den aufrechten Künstler, der in Ehren ein Alter von 74 Jahren erreicht hatte, festzuhalten. Die beste Quelle, insbesondere für Neuerts Wanderjahre, werden stets die auch mit einem wohlgetroffenen Bilde Neuerts geschmückten »Erinnerungsblätter aus Hans Neuerts 50 jährigem Schauspielerleben« sein, die Frau Hartl-Mitius dem Jubilar nacherzählt hat (München 1907) und denen wir auch in einzelnen unserer Ausführungen oben gefolgt sind.

München.

Alfred Frhr. v. Mensi.

Albert (Specht), **Hans**, Kgl. preuß. Hofschauspieler, * 6. September 1841 in München, † 6. Juni 1912 ebenda. — Albert, wie später sein Theatername lautete, war der Sohn eines Münchener Chirurgen und wurde Säcklerlehrling. Sein wie des Vaters Beruf lag also ziemlich weit ab von der Bühne. Wie es damals üblich war, ging er auf die Wanderschaft und kam darauf als fertiger Säckler zurück. Da packte ihn plötzlich ein unwiderstehlicher Drang zum Theater. Im Juli 1860 hatte er schon glücklich sein erstes Engagement, und zwar in Reichenhall, gefunden, wo er natürlich alles durcheinander spielen konnte: den Karl Moor wie den Spiegelberg in den Räubern, den Marquis Posa usw. Aber auch hier duldete es ihn nicht lange, und abermals ging er auf die Wanderschaft, diesmal als richtiger Schmierenschauspieler. Kreuz und quer kam er bis nach Holland, als Schauspieler, als Rezitator und bald auch als Theaterdirektor. Im Jahre 1870 kehrte er in seine Vaterstadt zurück und fand endlich ein Unterkommen an dem damals noch königlichen Theater am Gärtnerplatz. Er debütierte dort als Born in den »Relegierten Studenten«. Auch hier hatte er Gelegenheit, alles mögliche zu spielen: jugendliche Liebhaber, Intriganten, Heldenväter, ja selbst als Komiker hatte er viel Erfolg. Nur vorübergehend wurde er nochmals seiner Vaterstadt untreu und ging an das Wiener Ringtheater. Nach dessen Brande kehrte er wieder ans Gärtnerplatztheater zurück und wurde nun eine der festesten und verlässlichsten Stützen des oberbayerischen Volksstückes, das gerade damals in Blüte stand. In den Stücken von Maximilian Schmidt, Ludwig Ganghofer und seinen Kollegen Hans Neuert und Frau Hartl-Mitius spielte er die bäuerlichen Liebhaber, wie kein anderer nach und vor ihm. Seine robuste Figur, sein gesundes unverdorbenes Spiel, verbunden mit einer gewissen trockenen bajuvarischen Gemütlichkeit, halfen selbst manch fragwürdigen Stücke zu einem Erfolg. Als die Zeit dieser eigentlich mehr oder minder innerlich unwahren, die Bauern idealisierenden Stücke, wenigstens für München, vorüber war, ging das ganze Ensemble, dem Hans Neuert, Max Hofpaur und Amalie Schönnchen angehörten, auf Reisen, die diese Oberbayern durch die halbe Welt und bis nach Amerika führten. Merkwürdigerweise wurde das gute und gediegene Volksstück, wie es durch Ludwig Anzengruber ja schon damals geschaffen war, in München von diesem Ensemble weniger gepflegt und überhaupt in Bayern niemals entfernt nach Verdienst geschätzt, obwohl die stammverwandten Schauspieler dem österreichischen Volksstück gewiß bessere Interpreten abgeben hätten als etwa norddeutsche Schauspieler. — Auf diesen Reisen kam A. mit seinem Ensemble auch nach Hannover. Dies bedeutete für ihn eine neue und letzte Wendung in seiner Künstlerlaufbahn: er ging 1889

vom Dialektstück trotz aller Schwierigkeiten mit Erfolg zum hochdeutschen Drama über. Trotz seinem zehnjährigen Wirken fast ausschließlich im Dialektstück wurde sein starkes Talent auch der neuen Aufgabe überraschend gerecht, und aus dem urwüchsigen Bauernliebhaber wurde plötzlich ein prächtiger Erbförster, Stauffacher, Hans Lange, Verrina, ja sogar ein Richter von Zalamea und Othello. Im Jahre 1901 zog sich A. von der Bühne zurück und übersiedelte wieder in seine Vaterstadt München. Als Pensionist lebte er da in größter Zurückgezogenheit, so daß viele erst durch die Nachricht von seinem Tode erfuhren, daß der einst so berühmte Bauernspieler zuletzt noch über zehn Jahre fast unerkant in ihrer Stadt gelebt hatte. So große Anerkennung auch der spätere preußische Hofschauspieler in Hannover gefunden haben mochte, sein Gedächtnis wird doch nur fortleben in der Erinnerung an die Entwicklungsgeschichte und an die Glanzzeit des oberbayerischen Volksstückes, mit dem sein Name dauernd verbunden bleibt.

Kurze Nekrologe erschienen in den Münchener Tagesblättern und im 24. Jahrgang (1913) des Theater-Almanachs der Deutschen Bühnengenossenschaft.

München.

Alfred Frhr. v. Mensi.

Beutel-Keller, Rosa, Kgl. bayr. Hofschauspielerin, * 10. Mai 1852 in Wien, † 18. Dezember 1912 in München. — Rosa K. war die Tochter eines Wiener Baumeisters Frauenthal und zeigte schon als junges Mädchen eine ausgesprochene Anlage für die Bühne. So kam sie denn in die Kierschnersche Theater-Akademie und fand auf die Empfehlung Laubes und Strakoschs ihr erstes Engagement am Stuttgarter Hoftheater (im Jahre 1870). Sie debütierte dort als Gretchen und Klärchen und errang bald auch in Rollen anderer Stücke, die längst nicht mehr auf der Bühne lebendig sind, große Erfolge beim Stuttgarter Publikum. Als Gretchen trat sie auch zum erstenmal am Wiener Stadttheater auf, wohin sie Laube gerufen hatte, als er die Direktion desselben übernahm, ja Rosa Frauenthal sprach auch den Prolog bei der Eröffnungsvorstellung. Aber dort war nicht ihres Bleibens; schon ein Jahr später, 1874, ging sie ans Stuttgarter Hoftheater zurück, um in ihrem neuen Fach, dem der Heroine, rasch ihren Aufenthalt wieder zu wechseln. Im Jahre 1875 kam sie an die Stadttheater in Brünn und Graz, 1876 an das Landestheater nach Prag, wo sie jugendliche Liebhaberinnen und Heroinen durcheinander spielte. Überall erkannte man ihre hervorragende Begabung, ihre scharfe Auffassung und ihr künstlerisches Temperament — Eigenschaften, die durch ihre schöne Erscheinung noch gehoben wurden. Nach kurzer Tätigkeit in Hamburg wirkte sie als Heroine von 1878 bis 1881 am Mannheimer Hof- und Nationaltheater. Im letzteren Jahre wurde sie an das Münchener Hoftheater berufen. Die Isabella in der Braut von Messina war ihre Antrittsrolle, aber schon 1884 löste sie auf gutlichem Wege den Vertrag, um in den Verband des Hoftheaters in Hannover zu treten, obwohl man sie in München für zehn Jahre gebunden hatte. In Hannover blieb sie bis 1890, ging wieder nur für ein Jahr an das Deutsche Volkstheater in Wien, dann ans Kasseler Hoftheater, nach Frankfurt a. M. (1892 bis 1895), um dann zum dritten Male nach Wien, und zwar wieder ans Deutsche Volkstheater, zu gehen. Ihr unruhiger Geist fand aber noch immer keine Ruhe: 1898 schloß sie einen fünfjährigen Vertrag mit dem Thalia-Theater in Hamburg, löste aber auch diesen und zog sich nun gänzlich von der Bühne zurück. Im

Jahre 1880 hatte sie sich als Leonore Sanvitale im Tasso an den Münchener Musteraufführungen beteiligt und wirkte auch wiederholt in den sogenannten Separatvorstellungen für König Ludwig II. mit, der sie überhaupt außerordentlich hochschätzte und für sie ein Stück »Genius des Ruhmes« schreiben ließ, in dem sie als jugendliche Pompadour auftrat, der sie nach der Ansicht des Königs sehr ähnlich sehen sollte. Sie war vom König auch mit der Kgl. Bayer. Ludwigs-Medaille für Kunst und Wissenschaft ausgezeichnet worden. Rosa Frauenthal hat sich zweimal verheiratet. Ihr erster Gatte, der Charakterdarsteller Friedrich Wilhelm Keller, starb nach achtjähriger Ehe 1885 in Schwerin auf offener Bühne in der Rolle des ersten Chorführers Cajetan in der Braut von Messina. Im Jahre 1890 verheiratete sie sich mit dem damaligen Kgl. Bayer. Bezirksingenieur und Baurat, späteren Regierungsrat Ferdinand Beutel, der sie auch überlebt. Frau B.-K. war ein echtes Künstlerblut, und doch hat sie dem Bühnenleben verhältnismäßig früh Lebewohl gesagt und sich in einer glücklichen Ehe wohlfühlt. Sie nahm bis zuletzt, schon als sie sehr schwer herzleidend war, am künstlerischen Leben Münchens warmen Anteil, und wenn sie auch die Bühne nicht mehr betrat, so ist sie doch zu wohltätigen Zwecken und in der Gesellschaft wiederholt als Rezitatorin aufgetreten. Ihr schönes Organ und die sympathische frauenhafte Erscheinung waren ihr bis in ihre späteren Jahre treugeblieben. Die gegenwärtige Generation der Theatergänger hat sie kaum mehr gekannt, die ältere jedoch erinnert sich ihrer noch als einer der letzten Heroinnen, die sich an der großen Tradition des alten Wiener Burgtheaters gebildet hatten.

Da Frau B.-K. bei ihrem Tode selbst dem Gedächtnis ihrer Fachgenossen ziemlich entfremdet war, erschienen auch nur wenige und kurze nekrologische Notizen über sie. Eine Biographie enthält Ludwig Eisenbergs Großes Biographisches Lexikon der Deutschen Bühne im 19. Jahrhundert. (Leipzig 1903.)

München.

Alfred Frhr. v. Mensi.

Thorbecke, Friedrich August Wilhelm, Direktor der Höheren Mädchenschule mit Lehrerinnenbildungsanstalt in Heidelberg, Geh. Hofrat, * 7. Oktober 1839 in Meiningen, † 24. August 1912 in Heidelberg. — Die Familie, deren Stammbaum weit zurückreicht, war zu Anfang des 17. Jahrhunderts in Borgholzhausen im Teutoburger Walde ansässig. Von dort aus wanderte der Urgroßvater Franz Heinrich Th. nach Zwolle in Holland aus, wohin ihm schon ältere Verwandte vorausgegangen waren, und trat in deren Tabakgeschäft ein (einer seiner Enkel ist der holländische Minister Joh. Rudolf Th., 1798—1872). Auch der Großvater Andreas Heinrich Th. und der Vater August Franz Th. waren Tabakfabrikanten. Letzterer, in Mannheim ansässig, begab sich nach Meiningen, um dort Tabakfabriken anzulegen, da die Zollschranken den Versand der Waren nach Thüringen hemmten. Dort verheiratete er sich mit Amalie Ausfeld, der Tochter des Kupferstechers Karl A., von dem drei Brüder mit Töchtern von Christian Gotthilf Salzmann verheiratet waren und an dessen Anstalt in Schnepfenthal wirkten. So kam es, daß nach dem Tode des Vaters (1846) der junge August Th. den größten Teil seiner Schulbildung an der berühmten Erziehungsstätte erhielt und von dort bleibende Eindrücke mitnahm. Erst 1854 trat er in das Lyzeum in Mannheim ein und erlangte 1857 dort die Reife zur Hochschule. Er studierte hierauf klassische Philologie und Geschichte,

zunächst in Erlangen, wo er Döderlein und Nägelsbach hörte und auch Burschenschafter (Bubenreuther) wurde, sodann in Göttingen und Heidelberg. Nachdem er 1860 die Staatsprüfung bestanden hatte, widmete er sich zunächst dem Schuldienst, nahm indessen bald eine Stelle als Hauslehrer in der Familie Dörr in Baden-Baden an. Er erkannte noch in späteren Jahren an, daß er dieser Zeit manche Förderung verdankte; besonders gedachte er voll Verehrung der geistig und gesellschaftlich hochstehenden Mutter seiner Zöglinge. Nach einigen Jahren nötigte ihn Krankheit, seine Stellung aufzugeben. Zur Erholung begab er sich nach Thüringen, und beinahe hätte er sich dauernd in Schnepfenthal festhalten lassen; doch kam er von dort wieder nach Heidelberg und erwarb daselbst 1865 den Doktorgrad. Hierauf trat er von neuem in den Schuldienst ein und fand, nachdem er einige Wochen in Mannheim unterrichtet hatte, einen bleibenden Wirkungskreis am Lyzeum in Heidelberg. Zwei Jahre später wurde er, mit dem Titel Professor, definitiv angestellt, 1870 verheiratete er sich mit Berta Moldenhauer.

Eine Reihe reizvoller Aufgaben trat an Th. heran, als er 1877 zum Direktor der neugegründeten Höheren Mädchenschule zu Heidelberg ernannt wurde. Galt es doch in jener Zeit, als in Baden die ersten Mädchenschulen entstanden, eine Schulgattung einzurichten, für die noch keine Überlieferung vorlag, für die auch im größten Bundesstaat kein Vorbild bestand, da sie in Baden von Anfang an als höhere Schule in Aussicht genommen war. Eine wichtige Frage war z. B. die Gestaltung des neusprachlichen Unterrichts. Th. als klassischem Philologen lag wohl das Muster des Lateinunterrichtes nahe; doch berieten von seinem Respizienten, dem ihm nahe befreundeten Oberschulrat und späteren Ministerialdirektor und Staatsrat Ernst v. Sallwürk, und unterstützt von eifrigen Lehrerinnen, entschied er sich nach anfänglichem Schwanken dafür, daß man die Sprechübungen, wie sie an den sogenannten Instituten üblich waren, für die Anfangsstufe beibehielt, später aber die erworbenen Kenntnisse gründlich zusammenfaßte und vertiefte. Die Schule erlangte bald den Ruf einer Musteranstalt und wurde um ihres vorzüglichen Sprachunterrichts willen vielfach von auswärtig besichtigt.

Um strebsamen jungen Mädchen Gelegenheit zu bieten, sich zum Beruf einer Lehrerin vorzubereiten, förderte er die Angliederung von Lehrerinnenkursen (1879) und erreichte später auch, daß die Prüfung an der Anstalt selbst abgelegt werden konnte. Einige Jahre nachher übernahm er die Aufgabe, eine aktenmäßige Geschichte der Universität Heidelberg abzufassen, die bei dem bevorstehenden Jubiläum die Festgabe der Hochschule bilden sollte; obwohl er die gesamten einschlägigen Schriftstücke durchgearbeitet hat, war es ihm nur vergönnt, die Zeit von 1386 bis 1449 darzustellen; seine Gesundheit hielt der Überanstrengung nicht stand. Das erste Kapitel des Werkes war zugleich seine Habilitationsschrift, als er sich 1886 als Privatdozent für Quellenkunde und neuere Geschichte niederließ und damit einen Plan verwirklichte, der ihm schon zwanzig Jahre früher vorgeschwebt hatte. Indessen erfüllte sich die Hoffnung nicht, die erledigte Geschichtsprofessur an der Technischen Hochschule zu Karlsruhe zu erhalten, und da er sich auf die Dauer den Anforderungen dieser mehrfachen Tätigkeit nicht gewachsen fühlte, stellte er 1892 seine Vorlesungen ein.

Als Schulleiter war er bemüht, die Gesinnung, die ihn selbst seinen

Schülerinnen gegenüber beseelte, Wohlwollen und Milde gepaart mit der nötigen Entschiedenheit, auch seinen Mitarbeitern einzuflößen. Er verstand es, bei aller Freiheit im einzelnen eine Gemeinsamkeit der Auffassung in Fragen der Erziehung herzustellen, die der Wirksamkeit der Schule äußerst förderlich war. Dabei war er ohne Zweifel beeinflusst durch die Eindrücke aus seiner Schulzeit in der Schnepfenthaler Anstalt, mit der er in dauernder Verbindung blieb. In ihm lebte der Geist Chr. G. Salzmanns, dem er bei der Erinnerungsfeier 1884 nachrühmte, er habe lange und tief über Erziehung nachgedacht, aber nur, um selbst ein Erzieher zu werden.

Neben seiner amtlichen Wirksamkeit war Th. schon in jungen Jahren vielfach in anderer Richtung tätig. Während der Konfliktzeit trat er in scharfen Zeitungsartikeln gegen die Politik des preußischen Ministerpräsidenten auf; später wurde er allerdings ein warmer Verehrer des großen Kanzlers und beteiligte sich z. B. lebhaft an den Vorbereitungen zur Huldigungsfahrt nach Kissingen. Der nationalliberalen Partei diente er als eifriges Mitglied auf mancherlei Weise; u. a. gab er 1874 die Nationalliberale Korrespondenz heraus, war auch eine Zeitlang Vorstand des Heidelberger Parteiausschusses. Dem Bürgerausschuß gehörte er von 1873 bis 1911 an. Die städtischen Sammlungen, die er viele Jahre lang verwaltete, bereicherte er um manches wertvolle Stück; auch wußte er die Erwerbung eines alten Patrizierhauses für die Aufstellung der Sammlung und die Anlegung eines Katalogs in die Wege zu leiten.

Seine mühelose Beherrschung des Worts machte ihn zum geschätzten Redner bei festlichem Anlaß, die Liebenswürdigkeit seines Wesens, seine Gewandtheit in der Handhabung der Form, sei es im Verkehr mit einzelnen, sei es in der Leitung einer Versammlung, dazu seine Bereitwilligkeit, Aufgaben, die man ihm anvertrauen wollte, zu übernehmen, brachten ihm eine Reihe zum Teil recht arbeitsreicher Ehrenämter, namentlich im Vorstand von Bildungs- und Berufsvereinigungen. Von letzteren seien hier wenigstens der Badische Philologenverein und der Deutsche Verein für das Höhere Mädchenschulwesen genannt. Er hat in späteren Jahren selbst die Folgen dieser vielseitigen Verpflichtungen schmerzlich empfunden, die manche hoffnungsvolle Ansätze nicht zur Vollendung kommen ließen. Seine geschichtlichen Forschungen, manche Pläne, die seine Schule angingen, litten darunter. Indessen wäre es unbillig, wollte man nach äußeren Ergebnissen eine Wirksamkeit beurteilen, deren Bedeutung vielmehr in dem unmittelbaren Einfluß einer reichen Persönlichkeit liegt.

Unter seinen Veröffentlichungen stehen in erster Reihe die beiden Schriften, die sich mit der Geschichte der Heidelberger Hochschule befassen: »Die älteste Zeit der Universität Heidelberg (1386—1449)«, Heidelberg 1886, 116 + 94 S., und »Statuten und Reformationen der Universität Heidelberg vom 16. bis 18. Jahrhundert«, Leipzig 1891, 384 + XXVI S. Der handschriftliche Nachlaß, hauptsächlich Vorarbeiten zur Geschichte der Universität, ist nach seinem Tode der Universitätsbibliothek übergeben worden. »Cassiodorus Senator« und »Über *Gesta Theodorici*« sind Beilagen zu Jahresberichten des Gymnasiums (Lyzeums) von 1866/67 und 1874/75. Beiträge von Th. sind enthalten in der »Allg. Deutschen Biographie« (Rupprecht III. von der Pfalz, Gervinus, Franz Thorbecke), in den »Badischen Biographien« (namentlich Schulmänner, doch auch einzelne Forscher wie Karl Mendelssohn-Bartholdy, sein Begleiter auf

einer Reise nach Italien und Konstantinopel, sind darin gewürdigt), in der »Festschrift zum Universitätsjubiläum 1886« sowie in mehreren Fachschriften (Frauenbildung, Z. f. weibliche Bildung, Deutsche Z. f. ausländisches Unterrichtswesen) und in der Karlsruher Zeitung. Auch schrieb Th. 1897—1906 die Chronik der Stadt Heidelberg und gab eine Zeitlang das »Neue Archiv der Stadt Heidelberg« heraus. Endlich bearbeitete er den vierten Teil eines »Deutschen Lesebuchs für Höhere Mädchenschulen« (Leipzig 1900, 2. Aufl. 1908/10) und einige Schulausgaben (Velhagen und Klasing).

Ernst Werner.

Minor, Jakob, * am 15. April 1855 in Wien, † 7. Oktober 1912 in Wien. — M.s Vater stammte aus Hessen-Nassau, die Mutter, eine geborene Löw, aus Bayern; die Eltern betrieben mit bestem Erfolg ein Zuckerbäckergeschäft auf der Landstraße, nach dessen Verkauf sie in den siebziger Jahren den stattlichen Florahof in Vöslau erwarben und dorthin übersiedelten. Der nach dem frühen Verlust eines Bruders von den Eltern doppelt geliebte Knabe verlebte in den behaglichsten Verhältnissen die glücklichste Jugend. Schon im Gymnasium bei den Schotten wies ihn der treffliche Hugo Mareta auf das Studium der deutschen Literatur; er studierte Germanistik und Literaturgeschichte seit 1874 bei Heinzel und Tomaschek in Wien, 1878/79 bei Müllenhoff und Scherer in Berlin, habilitierte sich 1880 an der Wiener Universität, wurde 1882 Professor an der *Academia scientifico-letteraria* in Mailand, siedelte 1883 als Privatdozent an die deutsche Universität in Prag über, wo er 1884 zum außerordentlichen Professor der deutschen Sprache und Literatur ernannt wurde; als solcher 1885 nach Wien versetzt, rückte er 1888 zum ordentlichen Professor vor, in welcher Stellung er bis zu seinem Tode wirkte.

M.s früheste Neigungen gehörten dem Theater; er wollte Schauspieler werden, das alte Burgtheater war seine Lernstätte, Josef Wagner, Sonnenthal und Krastel seine Vorbilder, die Wälder um Vöslau die Freilichtbühne für seine jugendlichen Versuche. Seine stattliche Gestalt, sein schöner Kopf, sein ausdrucksvolles Auge, endlich sein glänzendes Gedächtnis schienen ihn dafür zu befähigen: alle großen Dramen der Weltliteratur wußte er auswendig, daneben beherrschte er einen großen Teil des modernen Spielplans. Ein Halsleiden, das auch durch einen längeren Aufenthalt in Sizilien nicht behoben wurde und später das Gehör in Mitleidenschaft zog, machte diesen Träumen ein Ende; seine Stimme blieb spröde und brüchig. Aber sein Herz blieb immer der Bühne ergeben; er war ein leidenschaftlicher Theaterbesucher; niemand kannte ihn ganz, der ihn nicht im Theater gesehen; insbesondere an dem Burgtheater hing er mit großer Treue und verfolgte seine Entwicklung mit Spannung; wehmütig nahm er vom alten Hause Abschied; seine Bedenken, Wünsche und Hoffnungen beim Übergang ins neue Gebäude legte er in einer temperamentvollen Flugschrift »Das neue Burgtheater« (Wien, Konegen, 1888) unter dem Decknamen J. Löw einsichtig dar. Wie Alfred v. Berger kannte er wohl kein höheres Ziel als das, Leiter des Burgtheaters zu werden, und ihm ging dieser geheimste Lebenswunsch nicht in Erfüllung. In seinen letzten vereinsamten und verbitterten Jahren war der Besuch des Burgtheaters und das Kritikeramt, das er in der »Österreichischen Rundschau« bis zu seinem Tode ausübte, seine einzige Freude. Durch eine kleine Widmung für den Pensionsfonds des Burgtheaters

hat er dieser seiner Hauptbildungsstätte noch in seinem Testament den Dank abgestattet. War es ihm schon nicht vergönnt, selbst ausübender Künstler zu sein, so suchte er wenigstens die Charakterbilder der vornehmsten Bühnenkünstler seiner Zeit mit der Feder festzuhalten. Die ganze ältere Generation des Burgtheaters hat er auf diese Weise für die Zukunft erhalten, für die Geschichte gerettet ¹⁾: Josef Wagner (1898), Sonnenthal (1896), Charlotte Wolter (1898), Gabillon (1897), das Ehepaar Hartmann (1898), Lewinsky (1898), Krastel (1908), Mitterwurzer (1896), Baumeister, von jüngeren: Römpker und Kainz (1912), von Ausländern Ernesto Rossi (1897); selbst Girardi fehlt in der Reihe nicht. Diese Charakteristiken sind anerkannte Meisterleistungen, in keiner Literatur übertroffen; ihre Sammlung wird eine der wertvollsten Gaben aus seinem Nachlasse sein.

Die in diesem unausgeübten Berufe erworbenen Eigenschaften sollten für seine gelehrte Laufbahn nicht verloren sein: der künstlerische Blick, die rasche Auffassung eines Textes, die Lebendigkeit des Vortrages, die Kenntnis der Bühnengeschichte, das wunderbar geschulte Gedächtnis; vielleicht erklärt sich auf diese Weise sein übertriebener, noch in seinem Testament zutage tretender Haß gegen die Verwendung der Parallelstellen, die mühelos in ausgebreiteter Fülle vor ihm dalagen, gegenüber der übertriebenen Wertschätzung dieses unverächtlichen Hilfsmittels bei denjenigen, die sie mühsam aus ewig erneuter Lektüre zusammensuchen müssen. Auch seine Vorliebe für metrische Untersuchungen steht damit in Zusammenhang.

M.s gelehrtes Lebenswerk ist heute noch schwer zu überblicken. Er war einer unserer fruchtbarsten Schriftsteller; ein von ihm selbst mit größter Genauigkeit angelegtes Verzeichnis seiner Schriften umfaßt 884 Nummern, darunter manches ohne Namen, unter Chiffren oder Decknamen (Junius, Löw) Veröffentlichte. Erst die von ihm gewünschte Sammlung seiner kleinen Schriften (Abhandlungen, Reden, Feuilletons, Rezensionen, Einleitungen) sowie seiner Vorlesungen, die er selbst in seinem Testament als das größte Werk seines Lebens bezeichnete, wird eine abschließende Würdigung ermöglichen.

M.s bleibende Bedeutung in der Wissenschaft beruht weniger auf einem einzelnen Werke oder einem hervorragenden Funde als in der ruhigen Wärme und unbeirrbarren Gründlichkeit, mit welcher er die Gesamtentwicklung der deutschen Literatur vom Ende des Mittelalters und besonders vom Anfang des 17. Jahrhunderts bis auf die Gegenwart gleichmäßig durchforschte, so daß es ihm möglich war, das Pathos Schillers und die diesem feindlichen unpathetischen Romantiker mit der gleichen Liebe zu umfassen. Es schwebte ihm immer eine Gesamtdarstellung vor, wie er sie in seinen Vorlesungen auch wirklich gab und wie er sie am Ende seines Lebens zur Veröffentlichung vorbereitete. Die meisten seiner darstellenden Arbeiten können als Ausschnitte daraus aufgefaßt werden.

Von großer Frühreife und Selbständigkeit, wie er war, wollte er in eine bestimmte Schule nicht eingereiht werden. An den philologischen Grundlagen der Literaturgeschichte hielt er fest, auch als er sich gegen die wirklichen oder vermeintlichen Auswüchse dieser Methode immer schärfer zu wenden pflegte, und verteidigte sie noch aufs lebhafteste in seiner St. Louiser Rede, die man

¹⁾ Zum größten Teil zuerst in den Biogr. Blättern und in unserem Biographischen Jahrbuch veröffentlicht.
A. d. H.

wohl als den Höhepunkt seines äußeren Lebens bezeichnen darf. (Die Aufgaben und Methoden der neueren Literaturgeschichte, »Neue Freie Presse«, 20. November 1904, Nr. 14 455.) Philosophisch tüchtig geschult und in der Geschichte der Philosophie wohlbewandert, wollte er überall bis zu den philosophischen Untergründen vordringen; in einer Verbindung der Vorzüge Hayms und Scherers erblickte er sein eigentliches Ideal. Für die religiösen und mystischen Unterströmungen hatte er weniger Sinn; die kulturhistorischen Voraussetzungen deutete er mehr an, als daß er sie breit darlegte; sein Hauptaugenmerk richtete er auf die rein literarischen Beziehungen und Zusammenhänge, auf die Bloßlegung der individuellen Unterschiede, auf die Analyse der Dichtungen. Den völkischen Grundlagen der Literatur und allem Volkstümlichen überhaupt stand er fremd gegenüber. Ein abgeschlossenes Gebiet sauber zu umgrenzen und aus erschöpfender Quellenkenntnis restlos durchzuarbeiten, war in jeder größeren Arbeit seine Absicht. Die Kunst des Sammelns, die er in der St. Louiser Rede so hoch stellte, übte er selbst mit ausdauernder Beharrlichkeit und unübertroffener Zähigkeit; die »ausgedehnte und gesammelte Lektüre der großen Schriftsteller und ganzer Literaturperioden«, wie er sie dort verlangte, betrieb er, wie kaum ein anderer, seit seiner Jugend. Die Fähigkeit, knapp und scharf zu charakterisieren, besaß er in hohem Maße, wie seine Beiträge zur Allgemeinen Deutschen Biographie, seine Reden und mancher Einzelaufsatz beweisen; wenn er trotzdem, darin der entschiedenste Gegensatz zu Erich Schmidts Lakonismus, in seinen biographischen Darstellungen und kommentierenden Werken einer gewissen Breite zuneigte, so geschah dies eben in der Absicht, völlig abzuschließen und zu erschöpfen; in der Überzeugung, daß Kürze zwar die Seele des Witzes, aber nicht zugleich der gelehrten Untersuchungen sei, daß dort, wo man es mit einer kaum übersehbaren Fülle des Materials zu tun hat, dieses sich bei der Verarbeitung nicht bis zur Unkenntlichkeit und bloßen Anspielung verflüchtigen dürfe. Leider gingen da Verleger und Leser nicht überall mit, und wenn zwei seiner Hauptwerke, die Schiller-Biographie und der Faust-Kommentar, unvollendet geblieben sind, so dürften daran mehr diese äußeren Gründe schuld sein als innere Hemmnisse.

Sieht man von vereinzelten Beiträgen zur mittelalterlichen Dichtung (Die Leiche und Lieder des Schenken Ulrich von Winterstetten, Wien 1882) und zur Literaturgeschichte des 16. (Ausgabe des *Speculum vitae humanae* des Erzherzogs Ferdinand von Tirol 1889), wie des 17. Jahrhunderts (Charakteristik des Thomasius) ab, so lassen sich in seinen Arbeiten vier große Gruppen unterscheiden: Arbeiten zur deutschen Klassik, zur deutschen Romantik, zur deutsch-österreichischen Literaturgeschichte und zur deutschen Metrik.

Sein erstes großes Buch: »Christian Felix Weisse und seine Beziehungen zur deutschen Literatur des 18. Jahrhunderts« (Innsbruck 1880) führt in den Kreis von Lessings Jugendfreunden, aus deren Schriften er 1883 auch eine Auswahl veranstaltete. Er geht zur Vorgeschichte der Sturm- und Drangperiode über (Johann Georg Hamann in seiner Bedeutung für die Sturm- und Drangperiode, Frankfurt a. M. 1881), feiert Herder in einer festlichen Rede, widmet dem jungen Goethe eindringliche Untersuchungen (Studien zur Goethe-Philologie, mit A. Sauer, Wien 1880) und gibt »Egmont« und den »Ewigen Juden« für die Weimarer Ausgabe, »Die Geschwister« für eine populäre Sammlung heraus. In drei großen grundlegenden Kommentaren gipfelt die Goethe

gewidmete aufopfernde Tätigkeit: Faust I. Teil (Stuttgart 1901); Goethes Fragmente vom ewigen Juden und vom wiederkehrenden Heiland (Stuttgart 1904), Mahomet (1907). Zahlreiche kleinere Beiträge, besonders in der Chronik des Wiener Goethe-Vereins, schließen sich an. Noch mehr im Mittelpunkt seiner Forschung stand Schiller, dem schon seine allererste Veröffentlichung galt. Hier war Karl Tomaschek sein Anreger und sein Vorbild. Eine lange Reihe von Einzeluntersuchungen, Quellenpublikationen und Reden sind die Vorläufer der auf vier Bände angelegten Biographie, von der zwei, bis einschließlich zum Don Carlos reichend, erschienen sind (Stuttgart 1890), und der kommentierten Wallenstein-Ausgabe (in der Säkularausgabe von Schillers Werken). Mit Schillers Namen wird der M.s immer verbunden bleiben.

In der Erforschung der deutschen Romantik wurde M. der Fortsetzer Hayms, und dessen kühlkritische Betrachtungsweise ist stets die seinige geblieben; die Wendung unserer Zeit zur Neuromantik, die eine leidenschaftliche Hingabe an die alte Romantik heraufbeschwor, hat er nicht mitgemacht, wie er auch im Leben stets der alte Aufklärer blieb. Unausgesetzt sorgte er für die Vorlage der ungedruckten, für Neudrucke der selten gewordenen und für Sammlung der zerstreut erschienenen Schriften der Romantiker. Mit glücklichem Griff begann er in frühen Jahren eine Sammlung der prosaischen Jugendschriften Friedrich Schlegels von 1794 bis 1802, zwei Bände (Wien 1882, zweite Ausgabe 1906), die er leider nicht fortsetzte; daran schlossen sich in drei Bänden die noch ungedruckten Berliner Vorlesungen August Wilhelm Schlegels (Deutsche Literaturdenkmale 1884); Tieck und Wackenroder legte er in populären Ausgaben vor (1885 und 1886); er lieferte die gegenwärtig maßgebende kritische Ausgabe der Schriften von Novalis (Jena 1907), vier Bände; leider konnte er den kritischen Apparat dazu nur teilweise fertigstellen (Sitzungsberichte der Wiener Akademie); über einer Neuausgabe der Briefe Hardenbergs überraschte ihn der Tod. Seltene Werke von Arnim (Hollins Liebeleben, 1883) und Brentano (Gustav Wasa, 1883) entriß er schon in jungen Jahren der unverdienten Vergessenheit; wenige Tage vor seinem Tode vollendete er noch eine kommentierte Neuausgabe eines schwerverständlichen Jugendwerkes von Achim v. Arnim (»Ariels Offenbarungen«, Weimar 1912). Für viele dieser Schriftsteller lieferte er Untersuchungen oder Charakteristiken. Der junge Friedrich Schlegel wurde unter seinen Händen lebendig; ein Gegenstück dazu ist die Schilderung des alten August Wilhelm Schlegel; als erster würdigte er Tiecks Novellendichtung; die Eichendorff-Forschung hat er in Fluß gebracht, Kleist nicht vernachlässigt. Durch Walzel und dessen Schüler ist seine in den Vorlesungen vorgetragene Auffassung der Romantik heute Allgemeingut der Wissenschaft geworden.

Für die so lange vernachlässigte österreichische Literatur vorzusorgen war M. von Jugend auf bestrebt. In Gemeinschaft mit A. Sauer und R. M. Werner gab er »Beiträge zur Geschichte der deutschen Literatur in Österreich« heraus (Wien 1884). Seine Wiener Antrittsrede war der Literatur Wiens und Niederösterreichs gewidmet und liegt seiner späteren Darstellung im Kronprinzenwerk (1886) zugrunde; die mustergültige Bibliographie dazu veröffentlichte er in der »Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien« (Zur Bibliographie und Quellenkunde der österreichischen Literaturgeschichte, 1886). Jugendarbeiten über die Schicksalsdichter (»Die Schicksalstragödie in ihren Hauptvertretern«, 1883; »Das Schicksalsdrama«, 1884) führten ihn zur Untersuchung von Grill-

parzers »Ahnfrau« und den verwickelten Voraussetzungen dieses Dramas (»Die Ahnfrau und die Schicksalstragödie«, 1898; Zur Geschichte der deutschen Schicksalstragödie und Grillparzers Ahnfrau, 1899); er analysierte Grillparzers Lustspieldichtung, entwarf in einer Festrede (1891) ein gedrängtes Bild seiner Wirksamkeit und steuerte zu einer populären Ausgabe von Grillparzers Werken (mit deren schleuderischem Text er sonst nichts zu tun hatte) eine biographische Skizze bei, die leider vor der Würdigung der Dichtungen abbricht. Für die Literaturgeschichte des Nachmärz legte er wichtige Dokumente (J. N. Bachmayr, 1900) vor. Sein Liebling unter den neueren österreichischen Dichtern war Ferdinand v. Saar, dem er eine liebevoll geschriebene Biographie (1898) widmete und dessen gesammelte Werke (Leipzig 1908) er mit Anton Bettelheim im Auftrage des Wiener Zweigvereins der deutschen Schiller-Stiftung herausgab, wobei ihm die Besorgung der Texte zufiel. Saar als politischen Dichter charakterisierte einer seiner letzten öffentlichen Vorträge. Die Dichtung der Lebenden zu fördern hatte er auch sonst als Mitglied der für den Grillparzer-, Raimund- und Bauernfeld-Preis bestellten Ausschüsse, als langjähriges Mitglied des Kunstrates im Ministerium für Kultus und Unterricht, als Referent der Schiller- und der Schwestern Fröhlich-Stiftung mannigfache wohllangewandte Gelegenheit.

Eine Sonderstellung unter seinen übrigen Arbeiten nimmt seine neuhochdeutsche Metrik (Straßburg 1893, zweite Auflage, 1901) ein, durch die er seiner theoretisch ausgesprochenen Forderung nach stärkerer Pflege der Metrik, der Stilistik und der Poetik selbst Genüge leistete. Wenn auch die Grundlagen dieses Werkes umstritten sind, so ist es doch von bewundernswerter Geschlossenheit, und die Teile darin, die die Geschichte der metrischen Formen behandeln, besitzen sicherlich dauernden Wert. Vorarbeiten zu einer dritten Auflage haben ihn bis zuletzt beschäftigt.

Als Schriftsteller nahm M. an allen öffentlichen Fragen regen Anteil, er war einer unserer temperamentvollsten Publizisten, von höchster Entschiedenheit, oft zum Widerspruch herausfordernd, immer anregend. Jedes Buch war ihm ein Erlebnis, jeder Aufsatz eine Tat. Trotz persönlicher Gutherzigkeit, die oft bis zur Weichmütigkeit ging, konnte er schroff bis zur Grausamkeit sein, daran an Müllenhoff gemahnend, und mit einem Federstrich eine literarische Existenz vernichten. So war er in zahlreiche literarische Streitigkeiten verwickelt. Die höchsten Anforderungen, die er an sich stellte, stellte er auch an andere, und so wird, wer über alles Persönliche hinwegzusehen vermag, wohl behaupten können, daß er auch dort, wo er hart und ungerecht war, nur zum Segen der Wissenschaft gewaltet hat.

Mit Genehmigung des Verfassers wiederholt aus dem Almanach der Wiener Akademie der Wissenschaften 1913. Ebendort ein von Minors Tochter Dr. Rita Zöbl-Minor veröffentlichtes, von M. selbst angelegtes Verzeichnis aller seiner Schriften aus den Jahren 1876—1912 (883 Nummern umfassend).

August Sauer.

Brahm, Otto, * 5. Februar 1856, † 28. November 1912. — Otto B. (eig. Abrahamson) stammte aus der alten Theaterstadt Hamburg. Das Thalia-Theater, solange es noch Spuren der guten Schröderschen Erbschaft zeigte, hat seiner Jugend bleibende Eindrücke gegeben. Sein Vater, ein kleiner Kaufmann, bestimmte ihn demselben Beruf, und so trat er nach dem Besuch der

Hamburger Bürgerschule und der Perleberger Realschule in das Bankgeschäft von Eduard Frege & Co. als Lehrling ein. Sein rechnerischer und sparsamer Sinn ist dort fachmännisch erzogen worden, aber die Abneigung gegen den von der Familie vorgeschriebenen Beruf hat sich ihm in der Lehrzeit nur bestätigt.

Nachdem sich B. die fehlende Gymnasialbildung durch energischen Selbstunterricht erkämpft hatte, bezog er 1876 die Universität Berlin mit der Absicht, Schriftsteller zu werden. Hermann Grimms Vielseitigkeit und Unabhängigkeit haben ihn wie manchen Studenten zuerst gewonnen. Im Sommer 1877 zog B. nach Heidelberg, wo er seinen späteren Kampfgenossen Paul Schlenther in fröhlich akademischem Umgang kennen lernte. Als er nach Berlin zurückkehrte, machte ihn Wilhelm Scherer, dem er immer ein treuer Vasall geblieben ist, zu seinem gläubigsten und energischsten Gefolgsmann. Von diesem Verhältnis an datiert der Einfluß, den die historisch-kritische Schule oder Schulung von Wilhelm Scherer und Erich Schmidt auf die Berliner Kritik in Zeitung und Zeitschrift gewonnen hat. Ein etwas unpersönliches und orthodoxes Beispiel dieser Methode wurde B.s Dissertation über das deutsche Ritterdrama, mit der er in Jena den Doktorhut errang. Diese Methode wurde in kleinen Schriften auf zwei noch Lebende, auf Paul Heyse und Gottfried Keller angewandt, der sich recht lebendig gegen solche Sezierung sträubte. B.s wertvollste oder wertvolle literarhistorische Leistung bleibt die Biographie Heinrich von Kleists, die sich durch ihre kritische Vorsicht sowie durch die Rundheit und Ruhe ihrer Analysen auszeichnet. Allerdings fehlte seinem Positivismus das Organ, um in Kleist das metaphysische Ingenium zu erfüllen und darzustellen. Die Biographie Schillers, die ebenfalls aus Schererschen Anregungen stammt, ist als Fragment von eineinhalb Bänden zurückgeblieben. B.s historischen Darstellungen fehlt ein sinnliches Element, der künstlerische Ehrgeiz, zu formen und zu bilden.

Auch der Journalist B., der neben Fontane (1881—1885) an der »Vossischen Zeitung« über Theater schrieb, der sich dann in der Berliner Wochenschrift »Die Nation« niederließ, ist kein Künstler gewesen; er kam erst zu seiner Bedeutung, als er von einer großen Aufgabe gesegnet wurde, der er mit seiner sachlichen Gläubigkeit und mit seiner unermüdlichen Zähigkeit dienen durfte. Durch den dänischen Philologen Julius Hoffory wurde B. auf die Erscheinung Henrik Ibsens geleitet, dem er sich nicht ohne Zögern und dann um so fester ergab. In Ibsens Persönlichkeit ist etwas von einem gesteigerten B.; wenn sich auch die Zola und Goncourt, die Tolstoi und Dostoiowski zu ihr gesellen, die zusammen der europäischen Literatur eine neue Wirklichkeit und Wirksamkeit gaben, Ibsen zog ihn schon deshalb auf seinen Weg, weil er den geradesten ging, weil er in seinen Werken, die zusammen nur ein Werk sind, am meisten Methode und Ökonomie bewährte.

Im Zeichen dieser neuen europäischen Literatur, die trotz der Verschiedenheit ihrer Wurzeln, trotz ihrer später auseinanderstrebenden Neigungen zu Sozialismus oder Individualismus, zu moralisierendem Idealismus oder Symbolismus in der Geschichte den Namen Naturalismus tragen wird, wurde die Freie Bühne im April 1889 zu Berlin eröffnet. Ob die von Paris ausgegangene Anregung zuerst von Maximilian Harden oder Theodor Wolf ergriffen wurde, jedenfalls hat B.s Festigkeit und Ausdauer dem Unternehmen sowohl der Freien

Bühne wie der mit ihr verbundenen Zeitschrift das Rückgrat gegeben. B. war von der Philologie zum Theater gekommen, und, wie weit er sich auch von Scherers persönlichem Geschmack entfernt hatte, hinterher scheint es ganz in der Ordnung, daß er gerade aus dieser Schule kam. Die historisch-kritische Forschung hatte die Dogmen der ästhetischen Gesetzgebung zerbrochen, um den Wurzeln der Dichtung, die im Leben liegen müssen, nachzugraben, und so ist dem Schüler dieses Lehrers das Forschungsprinzip, das sich Vergangenes als einmal Entstandenes, Bedingtes gegenwärtig macht, zu einer kritischen Forderung an die Zukunft geworden. Die Erlebnisse einer neuen Zeit mußten den Samen einer neuen Dichtung empfangen, und der Kritiker erhielt den frommen Beruf, den alten Boden neu umzupflügen, dazu den anderen kriegesischen, die besitzsatten Erben, die ihn hatten verdorren lassen, mit Gewalt und Hohn zu vertreiben.

»Dem Werdenden gilt unser Streben, und aufmerksamer richtet sich der Blick auf das, was kommen will, als auf jenes ewig Gestrige, das sich vermißt, in Konventionen und Satzungen unendliche Möglichkeiten der Menschheit, einmal für immer festzuhalten.« Zu einem höheren Pathos hat es B. nicht gebracht; er war nicht der lauteste Rufer im Streit, er schmückte sich nicht mit dem glänzendsten Federbusch, aber hinter seinem Worte stand die Tat, der Wille eines Organisators, des Carnot der literarischen Revolution. Wenige Männer sind mit einer so geringen Eitelkeit, mit einer so schlichten Sachlichkeit ausgerüstet gewesen. Es war nichts an B., was glänzen konnte, und er hat nicht einmal seine Sätze geputzt, wenn sie nur trafen. Den feineren, biegsameren, phantasievolleren und ästhetisch vielseitigeren Geistern ließ er gern den Ruhm der spielenden Skepsis, aber einmal spricht er von dem andern Kritiker, der Kämpfe und Bitternisse leidenschaftlich auf sich nimmt, der mit einer temperamentvollen Beschränktheit neue Wege bricht für eine blühende Produktion voll Leben und Kunst. Auch hier hat B. sich nicht selbst gemeint, unbewußt aber legte er Bekenntnis ab von dem inneren Pathos seines Wesens, das eine maskierende Ironie aus männlicher Schamhaftigkeit wohl schützte, aber nicht beeinträchtigte. Dieser Mann, der ganz sich selbst gehörte, der gern Rat nahm und gab, der sich aber nichts einreden und nichts ausreden ließ, war einer von den Seltenen, die sich hinzugeben wissen. Sein Wesen war Treue, und wenn man ihn mit Recht einen guten Hasser genannt hat, so wissen auch alle, die ihm nahe standen, wie er lieben konnte, mit welcher Zartheit, mit welcher wachsamten Sorge, wenn es einen Hoffenden, Zögernden, Wagenden zu stützen galt.

Die Freie Bühne hat B. in den Dienst von Ibsen gestellt, der ihm als Dichter der »Gespenster« die heilsam strenge Erfüllung des neuen Gesetzes bedeutete. Es war B. die andere große Genugtuung, daß er einen deutschen Dichter werden sah, wie er ihn erträumt haben mochte, einen weicheren Genius, der sich klären und härten mußte unter dem Gesetz, nach dem er angetreten, unter dem Gesetz der Zeit. Treuverhältnisse haben B. mit Ibsen und Gerhart Hauptmann verbunden, und als er im Jahre 1894 von Adolf L'Arronge das Deutsche Theater übernahm, sollte diese Bühne für die Beiden leben, wie sie allerdings auch von hinen leben sollte. Das Deutsche Theater hatte ein breites Fundament, das sich ohne irgendwelche Ausschließlichkeit so gut auf unsere großen klassischen Werke wie auf die anspruchslosen Hervorbringungen der deutschen

Lustspielliteratur stützte. Dieses Repertoire hat B. verengert. Nicht ohne Lächeln gedenkt man der Eröffnung seiner Direktion mit einer Vorstellung von »Kabale und Liebe«, die sich dem Prinzip naturalistischer Darstellung unterordnen sollte. Als Kainz und die Sorma von ihm fortgingen, verabschiedete B. Schiller, Goethe, Shakespeare, Lessing, Kleist, Hebbel; er zog den Hausrat seiner Bühne zusammen, richtete sich mit Ibsen und Hauptmann ein, und wenn nicht neue Talente wie Schnitzler und Hofmannsthal von seinem erfolgreichen Unternehmen angezogen wurden, so wußte er auch mit Kleineren auszukommen, die sich zu seinen Göttern verhielten wie Kotzebue und Iffland zu Goethe und Schiller. Die Pionierarbeit von B.s Jugend hat dem Entwicklungsgedanken gegolten, aber Verständnis und Liebe hatte er nur für eine Bewegung, und besonders während der zweiten Hälfte seiner Theaterherrschaft, als er im Lessing-Theater saß, hat B. neue Möglichkeiten der Entwicklung, neue Forderungen von Persönlichkeiten eigenen Rechtes wie böse Versuchungen abgelehnt. Seine Sprödhheit wehrte sich mit einer runden Absage gegen Wedekind, und wenn er durch Eulenberg mit der neuen Romantik verkehrte, so war dieser Versuch nicht prinzipiell gemeint, und eine Widerlegung durch den Mißerfolg ließ er sich vielleicht ohne große innere Trauer gefallen.

Als Kritiker habe ich oft genug Gelegenheit genommen, gegen die Orthodoxie zu streiten, mit der B. seine Richtung, den Naturalismus, pflegte, bis zu Tode pflegte, und ich habe öffentlich wie in vertrauter Aussprache ihn auf neue Wege zu locken gesucht, die mir zukunftsreicher und anmutiger schienen. Als Florian Geyer und der Arme Heinrich ein höheres Verfahren der darstellerischen Stilisierung verlangten, wies ich ihm den Rückweg zu Kleist und Shakespeare, den er weiterschreitend wie von selbst finden mußte. Aber B. versagte sich, er hielt diese Zurückeroberung nicht für seine Aufgabe. Es waren ökonomische Bedenken, die ihn zögern ließen; ihn hinderte wohl auch die Selbsterkenntnis, daß er wohl der Mann gewesen war, das Theater der Moderne zu unterwerfen, daß er aber nicht wieder der Mann sein konnte, der die klassische Literatur in darstellerischer Hinsicht unter das Gesetz brachte, das mit uns geboren ist. So wurde der Platz für einen Anderen freigemacht, der mit dem Gesichtspunkt des Theaters anfang und der den erobierungslustigen Ehrgeiz hatte, seine Sinnlichkeit und seine Illusionsmittel erfinderisch zu gebrauchen.

B. ist mit dem jungen Naturalismus stark gewesen, bevor er mit dem alternden bequem wurde, aber da dieses Leben abgeschlossen ist, muß man es wieder auf seiner Höhe finden und damit den Mann, der vor dem Schlafrock einmal den Harnisch getragen hat. Was war der Sinn und der Wert seines Werkes? B. hat der deutschen Bühne das literarische Gewissen zurückgegeben, und trotz manchen Kompromissen, die auch ihm von den Sorgen eines vorsichtigen Geschäftsmannes abgenötigt wurden, man wird seinen Namen anrufen müssen, wenn es wieder einmal gilt, die leicht Verführbare an ihre edle Dienstpflicht zu erinnern. Was wir auch an Verführungskünsten erlebt haben, an glänzenden Versuchen, die Grenzen des Theaters zu erweitern, an gefährlichen Versuchen, seine Sinnlichkeit, seine technische Phantasie gegen das geistgeborene Dichterwort selbständig zu machen, ich glaube, daß trotz allem unsere reinsten Erinnerungen der Zeit gehören, da B. an der Spitze eines Ensembles stand, in dem trotz einem unvergleichlichen Reichtum an Persönlichkeiten niemand herrschen, jeder nur dienen wollte.

B. war selbst nicht Regisseur, hat sich nie dafür gehalten, und er wäre nicht wie Reinhardt imstande gewesen, auch mittelmäßigen Schauspielern seinen Atem einzuhauchen, daß sie einmal über ihre Kraft hinausgehoben worden. Aber er war in seinen starken Tagen ein unvergleichlicher Erzieher, ein richtig Schätzender und Schonender, der nie die Wesenheit eines Talenten zu etwas Unechtem oder Ungesundem verleitete. Man konnte seine zunehmende Bedächtigkeit oder Sparsamkeit verantwortlich machen, weil er erfolgreiche Stücke ins Unendliche laufen ließ, ohne dazwischen ein Experiment zu wagen, weil er in gleichmäßigen, oft zu niedrig gestellten Aufgaben seine großen Künstler immer wieder vollkommen sein ließ, statt sie an neue Probleme zu führen, statt mit ihnen umlernend sich zu verjüngen. Aber wie viele ihm auch untreu wurden, kein Talent ist bei ihm krank geworden, und man wird von jedem einzelnen, auch wenn ihn freiere Luft im Anfang trunken machte, annehmen dürfen, daß er sich in Stunden des Zweifels nach der guten Schule und der edlen Zucht zurückgesehnt hat. Vieles ist unter B. und durch B. vergessen worden: daß man ein Schwert nicht wie einen Regenschirm trägt, daß man einen Vers wie einen Vers spricht, und manches andere, was zur Repräsentation, zur Rhythmisierung, zur Schönheit der Szene gehört. Aber vielleicht war Vollkommenes nur in der Abschließung und Einseitigkeit zu erreichen, vielleicht ist die intensivste Kultur des einen naturalistischen Stils Bedingung gewesen, um die für Ibsen und Hauptmann geschehenen Großtaten der Bühne zu ermöglichen.

Diese Bühne hat einmal das Vorbild gegeben, hat mustergültig geherrscht, weil sie zu dienen verstand. Wenn der Autor sich vor dem Publikum nach der alten Unsitte verbeugte, waren die Künstler mit dem letzten Worte des Dramas verschwunden. Sie kamen nicht an die Rampe, sie hörten mit der Vorstellung auf zu existieren, und diese Enthaltensamkeit von allem Persönlichkeitskultus des Komödiantentums schien zu sagen: wir sind nur Diener am Wort, das euch gläubig oder ungläubig findet; wir arbeiten nicht für uns, wir haben nicht um unser selbst willen hier gestanden. Diese puritanische Enthaltensamkeit werden wir nicht wieder erleben und auch nicht fordern; denn die Kunst des Schauspielers beruht auf einer schöpferischen Persönlichkeit, auf einer immanenten Produktivität, die auch vor und nach dem Dichterwort besteht. Aber diese Haltung war schön und bedeutsam in einer Zeit, da die Bühne einer angefochtenen, fechtenden, siegreichen Literatur folgte und ihre Eroberungen teilen durfte. Da war die höchste Tüchtigkeit zur tiefsten Bescheidenheit geworden, die lauterste Ehrlichkeit versagte sich allen Flitterglanz; die zur Blutsverwandtschaft gewordene Einheit der Erziehung erhielt das Gleichgewicht in einem halben Dutzend stärkster Individualitäten, und der Hüter der guten Sitte, der den eisernen Ring der Disziplin nicht lockern ließ, war Otto B.

So war B.s Glanzzeit, und sie hat ihre Dämmerung gefunden, nicht anders als die so erlauchter Vorgänger wie Friedrich Ludwig Schröder und Heinrich Laube, die gleich ihm große Erzieher gewesen sind. Wir können nicht darüber bestimmen, ob seine Epoche denselben Glanz in der Überlieferung bewahren wird, jedenfalls gehört er in die beste Familie derjenigen Männer, die auch das Schwergewicht ihres Charakters in die Dinge der Kunst gelegt haben. Jedenfalls gehört er in die Reihe der Autoritäten, die von den Schauspielern, was sehr für sie spricht, auch aus ethischen Gründen im tiefsten respektiert worden sind.

Wenn auch neue literarische und künstlerische Bewegungen um die alte Veste im Bogen herumgingen, so daß sie manchmal ganz aufs Trockene gesetzt schien, B. ist immer Herr in seinem Hause geblieben. Absetzen konnte ihn keiner, aber er wollte abdanken; denn er hielt die Sendung, die ihn zum Theater getrieben hatte, für erfüllt, und er war müde, wenigstens dieser Pflicht, nach fast zwanzig schweren Kriegsjahren. Der Philologe, der Schriftsteller verlangten von ihm den Rest seines Lebens, und als er seine Kleist-Biographie umarbeitete, als er den schönen Nachruf auf Josef Kainz schrieb, von dem er mit seinen schönsten Erinnerungen manche Narbe empfangen hatte, da zeigte es sich, daß beide, der Philologe und der Schriftsteller, sofort wieder ihren alten Rang einnahmen. Die Schiller-Biographie war auch noch zu vollenden, und so eröffnete sich nach Ablauf einer nur noch seufzend ertragenen Direktorialzeit die schöne Aussicht auf ruhige Jahre im Wechsel gelinder Arbeit und wohlverdienter Erholung.

Es ist das einzige, was der zähe Mann nicht durchgesetzt hat. Als ziemlich armseliger Literat hatte B. begonnen, etwas boshaft, reichlich streitsüchtig, im Anfang nicht immer mit Vertrauen begrüßt. Später kam es zu ihm wie zu wenigen, und der Erfolg machte ihn auch milder, bis er in eine fast patriarchalische Würde hineinwuchs. Auch sein Witz, den er in der Jugend nicht immer bewacht hatte, war liebenswürdig und gütig geworden. B. hatte in seinen Anfängen ein hartes Leben geführt, das er sich durch die Sorge für Nahestehende noch härter machte. Als es sorgloser, bequemer, weicher wurde, stellten sich die zarten Züge seines Wesens immer gewinnender heraus, wenn auch das Salz nicht verloren gegangen war. Auf der dicken Oberlippe, über der eine gebogene, etwas schwere Nase herabhing, erschien das bekannte Lächeln, ein unwillkürliches ironisches Zucken; diesem Schmunzeln, das B. mit einer charakteristischen Bewegung fortzureiben oder zu unterstreichen schien, pflegte eine von den kurzen klugen Bemerkungen zu folgen, die dann in Berlin weitergegeben wurden. Sein »Flunsch«, wie man dort sagt, bot sich leicht zu Karikaturen, aber wie bei allen bedeutenden Menschen, erarbeitete sich sein Kopf allmählich eine eigentümliche schöne Geistigkeit; er gehörte einem ganz Erfahrenen, der seine ursprüngliche Sprödeheit gemildert, der es auch gelernt hatte, mit Frauen und Kindern zart umzugehen. Otto B. hat sich wie wenige Menschen durchgearbeitet, durchgesetzt, durch und durch geformt; den strengen Ruf seines Meisters Ibsen »Sei du selbst« hat er auch im Leben erfüllt.

Arthur Eloesser.

Kirschner, Martin, *Dr. jur. h. c.*, Oberbürgermeister von Berlin, * 10. November 1842 in Freiburg (Schlesien), † 13. September 1912 in Ehrwald (Tirol). — K. war der Sohn eines Arztes, der im Jahre 1852 nach Breslau übersiedelte. Nach Absolvierung des Gymnasiums zu St. Maria Magdalena bezog er Ostern 1863 die Universität Breslau, um die Rechtswissenschaften zu studieren, und wurde ein eifriges Mitglied der dortigen Burschenschaft Germania, in der er erfolgreich bestrebt war, auf die Vorbildung der Mitglieder für ihre spätere Wirksamkeit im bürgerlichen Leben im Sinne einer freiheitlichen Entwicklung und einer Einigung des deutschen Vaterlandes hinzuwirken; er bewährte sich schon damals als vortrefflicher Redner und Meister im Disputieren; daneben war er ein frischer, fröhlicher Bursch und legte hier den Grund zu Freund-

schaften, die erst der Tod getrennt hat. Auf drei Semester in Breslau folgten eines in Heidelberg und zwei in Berlin. Im Oktober 1866 wurde K. Auskultator, zwei Jahre später Referendar und 1871 Gerichtsassessor. Am 1. Dezember 1871 wurde er mit einstweiliger Wahrnehmung einer Richterstelle bei der Kreisgerichts-Kommission zu Nakel betraut, bis er am 1. April 1872 dort Kreisrichter wurde. Bald darauf führte er in die kleine posensche Stadt als Gattin Margarete Kalbeck, die Schwester des Wiener Musikschriftstellers und Kritikers Max Kalbeck heim, die ihm als liebevolle Gefährtin in verständnisinnigem Eingehen auf seine Bestrebungen bis zu seinem Tode treu zur Seite stand. Schon im Oktober 1873 wählte ihn die Breslauer Stadtverordnetenversammlung zum besoldeten Stadtrat; durch seine hervorragenden Leistungen, besonders auf dem Gebiete des Schulwesens, tat er sich bald hervor, so daß ihm im Mai 1879 die Syndikusstelle im Magistrat übertragen wurde. Während der Stadtratszeit knüpften sich bald engere Beziehungen mit dem damaligen Breslauer Oberbürgermeister v. Forckenbeck an, die sich auch auf politischem Gebiete äußerten. K. zeigte für die Politik immer reges Interesse und nahm keinen Anstand, seine Überzeugung stets mannhaft und freimütig kundzugeben. Ursprünglich zur nationalliberalen Partei gehörend, machte er mit Forckenbeck die »Sezession« mit; war er schon als Stadtrat öffentlich politisch hervorgetreten, so geschah dies noch mehr, seit er mit dem 1. Oktober 1879 aus dem städtischen Dienst ausgeschieden war und sich als Rechtsanwalt in Breslau niedergelassen hatte; als wirkungsvoller Redner ist er in so manchen Volksversammlungen mit Erfolg aufgetreten. Der städtischen Verwaltung blieb er nicht lange entzogen. Im Jahre 1881 wurde er Stadtverordneter, 1887 Stellvertreter des Vorsitzenden; er legte sein Mandat Ende 1890 infolge Verzugs nach einem Vororte nieder. Von 1889 bis Anfang 1893 gehörte er auch dem schlesischen Provinziallandtage an. Als Rechtsanwalt und seit Ende 1890 auch als Notar entfaltete er eine umfassende und erfolgreiche Tätigkeit; alle Schichten der Bevölkerung brachten seinem reichen Wissen, seiner unerschütterlichen Gerechtigkeitsliebe, seinem menschenfreundlichen Wesen Vertrauen entgegen. In Zivilsachen, wie als Verteidiger, erfreute er sich eines hervorragenden Rufes; seine Verteidigung der sozialdemokratischen Führer Fleschel und Kräcker in dem Breslauer Geheimbundprozesse von 1887, in dem er, obwohl er seine politische Gegnerschaft gegenüber der Sozialdemokratie nie verleugnet hatte, scharf und warm für seine rechtliche Überzeugung zugunsten der Angeklagten eintrat, erregte in weiten Kreisen Aufsehen.

Als gegen Ende 1892 die Berliner Bürgermeisterstelle durch die Berufung Zelles zum Nachfolger v. Forckenbecks frei wurde, lenkte sich in den Kreisen der Stadtverordneten die Aufmerksamkeit auf K., dessen hervorragende Eignung für eine leitende Stellung in der Berliner Kommunalverwaltung vor allem durch Forckenbecks und Alexander Meyers warme Empfehlungen schon seit längerer Zeit bekannt geworden war. Am 15. Dezember 1892 wurde er zum zweiten Bürgermeister gewählt, und nach schneller Bestätigung durch den Kaiser trat er am 16. Februar 1893 sein Amt an, in dem er das, was man von ihm erhofft hatte, vollauf erfüllte; neben seiner umfassenden Tätigkeit als zweiter Magistratsdirigent tat er sich besonders als Vorsitzender der Schuldeputation hervor. Als daher Zelle sein Ausscheiden aus dem Amte zum 1. Oktober 1898 ankündigte, war man sich in den maßgebenden Kreisen schnell

darüber einig, daß K. sein Nachfolger werden müsse; am 23. Juli 1898 wurde er mit großer Mehrheit zum Oberbürgermeister gewählt. Freilich sollte er das neue Amt nicht so bald antreten, denn erst am 23. Dezember 1899 erteilte der Kaiser seine Bestätigung; der Grund der Verzögerung lag nicht in Bedenken gegen die Person K.s, dem der Monarch stets Wohlwollen und Sympathie gezeigt hatte, sondern in gewissen Beschlüssen der städtischen Behörden, die Mißfallen erregt hatten. K. widmete sich dem neuen hohen Amte mit dem bei ihm selbstverständlichen, unermüdlichen Fleiße, mit aller Kraft selbst auf Kosten seiner Gesundheit. Er erfreute sich dauernd der Gnade des Kaisers; äußere Ehren wurden ihm vom In- und Auslande in reichem Maße zuteil; er nahm sie mit seiner großen Bescheidenheit als Anerkennung der von ihm geleiteten städtischen Verwaltung entgegen. Im Oktober 1910 verlieh ihm die Berliner Universität bei ihrer Jahrhundertfeier die Würde eines Doktors der Rechte. Neben seiner amtlichen Tätigkeit und der damit verbundenen großen Last von Repräsentationspflichten widmete er sich im Herrenhause, in das er bald nach der Bestätigung berufen wurde, mit vollem Eifer allen Angelegenheiten, die mit der Kommunalverwaltung zusammenhängen; schweres körperliches Leiden konnte ihn von der Teilnahme an den Ausschuß- und Plenarberatungen über das Zweckverbandsgesetz für Groß-Berlin nicht fernhalten. Am 30. März 1911 wurde K. von neuem auf 12 Jahre zum Oberbürgermeister gewählt, obwohl man wußte, daß seine Gesundheit nicht mehr fest war und er der Ruhe bald bedürfen würde. Diesmal wurde er schnell bestätigt und arbeitete mit gewohnter eiserner Pflichttreue weiter, bis er die Überzeugung gewann, daß das Interesse der Stadt seine Ersetzung durch eine jüngere Kraft erheische. Am 3. März 1912 bat er um seine Entlassung und erklärte sich gleichzeitig bereit, das Amt so lange zu verwalten, bis die Wahl und die Bestätigung des Nachfolgers erfolgt sei, längstens jedoch bis Ende September. Nachdem er das Gesuch auf dringende Bitten vorläufig zurückgenommen hatte, erneuerte er es am 8. Mai und schied mit dem 31. August 1912 aus dem Amte, das er am 1. Juli mit Antritt eines Urlaubs tatsächlich verlassen hatte. Die Gemeindebehörden würdigten seine Verdienste durch Verleihung des Ehrenbürgerrechts und Bewilligung des vollen Gehalts als Pension. Nach einer erfolgreichen Kur in Wildungen begab sich K. nach seinem geliebten Ehrwald, wo er sich in herrlicher Gebirgswelt einen bescheidenen, traulichen Sommersitz geschaffen hatte. Aber dem bisher rastlos Tätigen, der sich noch für die Mußzeit mit Plänen für wissenschaftliche Studien trug, war es nicht vergönnt, den Frieden des Ruhestandes zu genießen. Am 13. September raffte ihn ein Herzleiden, dessen Vorboten sich schon seit einiger Zeit offenbart hatten, nach kurzem Kampfe hinweg. Am 18. September wurde er nach seinen letztwilligen Anordnungen unter Vermeidung jedes Gepräuges nach schlichter Feier in Anwesenheit eines engen Kreises an der Seite eines geliebten Enkelkinds auf dem Gemeindefriedhofe Berlin-Friedrichsfelde zur letzten Ruhe gebettet.

Mit K. ist ein Mann dahingegangen, auf den man mit Recht das oft gebrauchte Wort anwenden konnte: er hatte Gegner, aber keine Feinde. Auch die Parteien, denen er politisch und wirtschaftlich entgegen war und denen gegenüber er seinen Standpunkt ohne Scheu und mit Entschiedenheit, aber ohne unnütze Schärfe, stets kundgab, haben die Lauterkeit seines Charakters, sein Gerechtigkeitsgefühl und seine Menschenfreundlichkeit, seine unbedingte Zu-

verlässigkeit und Wahrhaftigkeit, seinen nie erlahmenden Fleiß, sein unermüdliches Streben zum Besten des Gemeinwohls anerkannt und gewürdigt. Er hat seine Überzeugung nach allen Seiten hin, auch gegenüber der höchsten Stelle, festgehalten und nie verhehlt; er war und blieb ein Mann von aufrichtig freisinniger Gesinnung, politisch, wirtschaftlich, wie religiös, ein feuriger Patriot und überzeugter Monarchist. Agitatorisches Hervortreten in politischen Fragen vermied er mit Rücksicht auf seine Stellung als Oberbürgermeister; aber wo es sachliche Erörterungen galt, im Rathause oder auf der Tribüne des Herrenhauses, hielt er mit seiner Meinung nie zurück. So trat er bei der Debatte über die Wahlreform im Herrenhause dem konservativen Redner sehr scharf, aber auch, wie es bei ihm selbstverständlich, in vornehmer Form entgegen. Er war der liebevollste Gatte und Vater, ein treuer und zuverlässiger Freund, er war gern froh mit den Fröhlichen und teilte mit den Seinen und den Freunden jede Freude wie jeden Schmerz. Innig liebte er die Natur; die wenigen Stunden, die er mitten in der Mühe der Arbeit in der Sommerwohnung zu Buch, die wenigen Wochen, die er in Ehrwald zubringen konnte, erfrischten ihn und kräftigten ihn zu neuer Arbeit. Diese unermüdliche Arbeit, die er bis zum letzten Augenblick seiner amtlichen Tätigkeit fortsetzte, hat ihm, wie er in seinem Dankschreiben an die Berliner Juristische Fakultät hervorhob, keine Muße zu wissenschaftlicher Betätigung gelassen; aber wem es vergönnt war, ihm amtlich näherzutreten, der mußte seine umfassende Gesetzeskenntnis, seine schnelle und gründliche Auffassung der schwierigsten Fälle, sein tiefes Verständnis für die Erfordernisse des praktischen Lebens bewundern. Als Vorsitzender des Magistratskollegiums zeigte er diese Vorzüge ganz besonders; es war ein Genuß, zu beobachten, wie er die verschiedenartigsten Materien beherrschte und die verwickeltsten Fragen für die Abstimmung klarstellte. Als Redner wirkte er in den letzten Jahren weniger durch feurige Beredsamkeit, als durch schlichte, formvollendete und unnötige Schärfe vermeidende Darlegung seiner Gedanken; auch der Humor kam dabei zu seinem Rechte. Sein Amt verwaltete K. mit Aufopferung aller seiner Kraft, und reicher Erfolg hat seine Mühe gekrönt. Welchen Aufschwung die Entwicklung Berlins unter ihm und nicht zum geringen Teil durch ihn gewonnen hat, kann hier nicht im einzelnen dargelegt werden; ich verweise auf die klaren und erschöpfenden Ausführungen Cassels in der »Vossischen Zeitung« vom 26. und 27. September 1912; sie zeigen, was Berlin ihm zu danken hat. Daß ihm nicht auf allen Gebieten Erfolge beschieden waren, darf ihm nicht zur Last gelegt werden. Es stellten sich ihm Widerstände entgegen, deren Überwindung auch seiner unermüdlichen Tatkraft unmöglich war. Vor allem gilt dies von der Eingemeindungsfrage. Er war der festen Überzeugung, daß nur eine Vereinigung Berlins und der Vororte zu einem Gemeinwesen die fast unerträglichen Übelstände beseitigen könne, welche die Zerrissenheit dieses zusammengehörigen Wirtschaftsgebietes mit sich brachte; er verfocht seine Ansicht hartnäckig mit Wort und Schrift, in seinem Amte und im Herrenhause. Er widersetzte sich mit aller Kraft der Schaffung des Zweckverbandes Groß-Berlin, in dem er ein durchaus unzureichendes und dazu die gerechten Ansprüche Berlins gefährdendes Auskunftsmittel erblickte. Es gelang, einige kleine Verbesserungen in das Gesetz vom 19. Juli 1911 hineinzubringen, aber die Zerklüftung Groß-Berlins wurde in fast sämtlichen Beziehungen mit allen ihren Mißständen aufrechterhalten;

den Widerstand der Staatsregierung, der Parlamente und der Selbstverwaltungsbehörden der Provinz vermochte weder K.s noch seiner Gesinnungsgenossen eifrigstes Bemühen zu überwinden. So blieb es auf diesem Gebiete im wesentlichen so, wie es K. bei seinem Amtsantritt nach dem Scheitern des Herrfurth'schen Eingemeindungsplanes vorgefunden hatte. Doch der pflichttreue Mann ließ es sich nicht nehmen, die neue Organisation, an deren Spitze ihn sein Amt berief, trotz Krankheit ins Leben einzuführen und bei den ersten Schritten zu geleiten. Die bisherige Entwicklung des Zweckverbandes ist wahrlich nicht dazu angetan gewesen, K.s Auffassung zu widerlegen. Auf dem Gebiete des Verkehrswesens trat K. für weitgehende Übernahme der Betriebe in die städtische Verwaltung ein. Auch hier hinderte die Macht der Verhältnisse teilweise die Durchführung seiner Pläne und zwang zu einem Abkommen mit der Großen Berliner Straßenbahn, das er unter den obwaltenden Umständen als vorteilhaft und annehmbar bezeichnen mußte; es galt eben, die Angelegenheit unter Dach und Fach zu bringen, bevor der Zweckverband hier in die Rechte der Einzelgemeinden eintrat.

Ich möchte dieses kurze Lebensbild des vortrefflichen Mannes mit einer Stelle aus dem Nachruf schließen, den ihm der Wortführer der von ihm immer mit Entschiedenheit bekämpften Sozialdemokratie im Rathause widmete:

»Wir haben den Verstorbenen stets hochgeschätzt als charaktervollen Mann von unantastbarem Gerechtigkeitsgefühl, dessen Ja Ja und dessen Nein Nein gewesen ist, dessen Fähigkeiten, Kenntnisse, Wissen und Erfahrung bei jeder Gelegenheit zutage traten. Seine Arbeitsfreudigkeit und seine Arbeitsleistungen erschienen unerschöpflich und mußten jedem, der sie aus der Nähe beobachten konnte, stets von neuem Staunen und Achtung abnötigen, gleichviel wie man zur Richtung dieser Arbeit im einzelnen stand.«

Leo Mugdan.

Ludwig, Alfred, ordentlicher Professor der vergleichenden Sprachenkunde an der deutschen Universität in Prag, * 9. Oktober 1832 in Wien, † 12. Juni 1912 in Prag. — L. war der Sohn von Johann Ludwig, Lehrer der französischen Sprache, und Ludowika, geb. Köckh. Im Jahre 1844 trat er in das akademische Gymnasium in Wien ein, wo er 1852 die Reifeprüfung mit ausgezeichnetem Erfolge ablegte. Im Oktober desselben Jahres bezog er die philosophische Fakultät der Wiener Universität. Er hörte klassische Philologie bei Hermann Bonitz, dem berühmten Philologen und Schulmann, und Karl J. Grysar, Philosophie bei Franz Karl Lott, später (von 1854 an) auch altslovenische Grammatik bei Franz Miklosich und Sanskrit bei Anton Boller, dem ersten Professor in Österreich, der Sanskrit lehrte. Im philologisch-historischen Seminar von Bonitz machte er u. a. die Bekanntschaft des Dichters Robert Hamerling. In nähere Beziehungen trat er zu dem berühmten Sprachforscher Friedrich Müller und dem Ägyptologen Leo Reinisch. Nach einer Mitteilung des letzteren gehörte L. zu den besten Kennern des Griechischen im griechischen Seminar. Bonitz schätzte ihn außerordentlich hoch. In Anerkennung seiner fleißigen Betätigung im Seminar verlieh ihm der damalige Unterrichtsminister Leo Thun ein Stipendium zum Besuche einer außerösterreichischen Universität. Dadurch wurde es ihm möglich, zwei Jahre in Berlin zu studieren. Vom Wintersemester 1855/56 war er ein eifriger Schüler des berühmten Sanskritforschers Albrecht Weber, hörte aber daneben auch Vorlesungen über klassische Philologie bei

Böckh und Haupt, Philosophie bei Trendelenburg und Armenisch bei Petermann. Von Berlin zurückgekehrt, legte er im Mai 1857 die Gymnasiallehrerprüfung ab. Aber nur kurze Zeit war er im Jahre 1858 als Supplent am akademischen Gymnasium in Wien tätig. Schon im Oktober 1858 habilitierte er sich als Privatdozent der klassischen Philologie an der Wiener Universität. Im Sommersemester 1860 wurde er als Nachfolger Franz Hoheggers zum außerordentlichen Professor der klassischen Philologie und der vergleichenden Sprachkunde an der Prager Universität ernannt. Im Jahre 1871 wurde die klassische Philologie von der Lehrkanzel abgetrennt und L. zum ordentlichen Professor der vergleichenden Sprachkunde befördert. In stiller Gelehrtentätigkeit, nur gelegentlich unterbrochen durch Reisen zu wissenschaftlichen Zwecken, verflossen die Jahre und Jahrzehnte seines Wirkens in Prag. In das öffentliche Leben ist er nie hinausgetreten, äußere Ehren und Auszeichnungen hat er nie angestrebt. Weltfern und weltfremd, lebte er nur seinen Büchern. Doch konnte es nicht fehlen, daß seine wissenschaftliche Tätigkeit auch manche äußere Anerkennung fand, die er allerdings nie gesucht, sondern immer nur mit fast kindlicher Bescheidenheit hingenommen hat. Er wurde im Jahre 1897 zum korrespondierenden und im Jahre 1899 zum wirklichen Mitglied der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien ernannt. Die amerikanische Orientalische Gesellschaft (*American Oriental Society*) wählte ihn 1898 zu ihrem Ehrenmitglied. Der böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften in Prag gehörte er seit 1867 als außerordentliches und seit 1877 als ordentliches Mitglied, der tschechischen Kaiser Franz Josefs-Akademie für Wissenschaft, Kunst und Literatur seit 1903 als auswärtiges Mitglied an. Er war ferner Ritter der eisernen Krone III. Klasse, und als er im Jahre 1901 in den Ruhestand trat, wurde ihm der Titel und Charakter eines k. k. Hofrats verliehen.

Was nun die Gelehrtentätigkeit L.s betrifft, so zeichnete sich diese durch eine geradezu erstaunliche Vielseitigkeit aus. Mit eisernem Fleiß hatte er sich im Laufe der Jahre eine Kenntnis zahlreicher Sprachen angeeignet, und er war auf den entlegensten und verschiedenartigsten Gebieten der Sprach- und Altertumskunde heimisch. Zur Zeit, als er seine Tätigkeit begann, waren ja die Sprachwissenschaft, die Wissenschaft vom alten Orient und die indische Philologie noch so sehr in ihren Anfängen, daß ein Mann noch alle diese Gebiete beherrschen konnte. L. war noch ein Sprachforscher, der in den Bau und das Leben von Sprachen der verschiedensten Sprachzweige einzudringen und allgemeine Gesetze der Sprachentwicklung zu erforschen suchte, ein Orientalist, der die semitischen Sprachen ebenso beherrschte wie die Sprachen Indiens und Persiens, und ein Altertumsforscher, dem noch die Erforschung der Geschichte und der Kultur aller Völker des Altertums als Aufgabe vorschwebte.

Am meisten anerkannt sind aber L.s Verdienste um die indische Philologie, und am unbestrittensten ist sein Verdienst um die Erklärung des ältesten Denkmals der indischen Poesie, der uralten Hymnen des Rigveda. Sein Hauptwerk ist das sechsbändige Werk »Der Rigveda oder die ältesten Hymnen der Brahmana, zum ersten Male vollständig ins Deutsche übersetzt mit Kommentar und Einleitung« (Prag 1876—1888). Dies ist nicht eine Übersetzung im gewöhnlichen Sinne des Wortes, sondern vielmehr ein großartiges Interpretationswerk; denn auch die Übersetzung ist nur als ein Teil des Kommentars aufzufassen. Der als »Einleitung« bezeichnete dritte Band des Werkes mit dem

Sondertitel »Die Mantraliteratur und das alte Indien« ist ein grundlegendes Werk über die älteste Literatur und Kultur Indiens. Was L. mit seinem »Rigveda« geleistet hat, ist lange verkannt worden. So wie er selbst sich gegen alle hergebrachten Anschauungen schroff ablehnend verhielt und in allem und jedem seine eigenen Wege ging — er hatte nicht nur seine eigenen sprachwissenschaftlichen und philologischen Anschauungen, sondern auch seine eigene, von jeder anderen abweichende Rechtschreibung —, so lehnten auch die Gelehrten lange Zeit seine Ansichten schroff ab. Er wurde heftig angegriffen und antwortete in noch heftigerem Tone. Von Anfang an hatte er es auch verschmäht, seinen Schriften eine angenehm lesbare Form zu geben. Man muß sich an seinen Stil, an seine Sprache, an seine Rechtschreibung erst gewöhnen, und das hat viele abgestoßen. Selbst die Fachgelehrten haben sich oft durch die äußere Form von der Lektüre seiner Werke fernhalten lassen. Infolge dieser Nichtanerkennung stellte sich aber bald eine Verbitterung bei ihm ein, die ihn mehr und mehr zu einem Einsamen machte, der seine eigenen Wege ging. Aber als ein selbstständiger, durchaus origineller und scharf denkender Kopf hat er auch viel Neues und Wertvolles gefunden. Er war jedenfalls der erste, der den kühnen Versuch wagte, das schwierige und noch heute vielfach dunkle Werk altindischer Dichtkunst, das zugleich das älteste literarische Denkmal der indogermanischen Sprach- und Kulturgemeinschaft ist, ganz und auf Grund einer umfassenden Kenntnis der ganzen übrigen altindischen Literatur dem Verständnis näher zu bringen. Er gehört in der Tat zu den Pfadfindern auf dem Gebiete der Vedaforschung. L.s bleibende Verdienste sind denn auch gerade von einigen der bedeutendsten Forscher stets anerkannt worden. Albrecht Weber, sein Lehrer, war ihm herzlich zugetan und hat ihn stets hochgeschätzt, auch wenn er von ihm abwich. Theodor Benfey sagte beim Erscheinen des »Rigveda«: »Wir haben durch Alfred Ludwig eine so gewissenhafte und im großen ganzen so sorglich erwogene Übersetzung des Rigveda erhalten, daß es eigentlich Pflicht wäre, bei jeder Stelle, wo man von ihm abweicht, anzugeben, daß und warum man nicht folgen kann.« Max Müller, der den ganzen Rigveda herausgegeben und eine große Anzahl von Hymnen übersetzt hat, ist dieser »Pflicht« nachgekommen, indem er stets die L.sche Übersetzung berücksichtigte. Ernst Windisch hat die Arbeiten L.s über den Rigveda im »Literarischen Zentralblatt« bei ihrem Erscheinen mit gerechter Anerkennung besprochen, ebenso Richard Pischel in den »Göttinger gelehrten Anzeigen«, wo er (z. B. 1881, S. 1529) schrieb: »Ludwig beherrscht die vedische Literatur wie wenige, und die Anwendung, die er von den Schriften der Brahmanaperiode auf die Erklärung des Rigveda macht, verdient die lebhafteste Anerkennung.« R. Pischel und K. F. Geldner haben in ihren »Vedischen Studien« vielfach in der Richtung von L.s Exegese weiter gearbeitet¹⁾.

Mehrere seiner kleineren Arbeiten dienen der Erforschung der Geographie und der Kulturgeschichte des vedischen Zeitalters: »Die Nachrichten des Rig- und Atharvaveda über Geographie, Geschichte, Verfassung des alten Indien« (Abh. d. böhm. Ges. der Wiss. 1875), »Die philosophischen und religiösen Anschauungen des Veda in ihrer Entwicklung« (Prag 1875), »Das Verhältnis zwischen Gott und Mensch nach den Anschauungen des Veda« (Jahresbericht der

¹⁾ S. auch die Würdigung von Ludwigs Rigveda-Erklärung in »Vedische Studien« I, Stuttgart 1889, S. XVIII f.

böhm. Ges. d. Wiss. 1879). Mit der Frage nach dem Alter des Veda beschäftigt sich die Schrift: »Über die Erwähnung von Sonnenfinsternissen im Rigveda« (Sitzungsber. d. böhm. Ges. der Wiss. 1885). Wichtige methodische Fragen der Kritik und Exegese des Rigveda werden in den drei Schriften »Über die Kritik des Rigveda-Textes« (Abh. der böhm. Ges. der Wiss. 1889), »Über Methode bei Interpretation des Rigveda« (ebendas. 1890) und »Über die neuesten Arbeiten auf dem Gebiete der Rigveda-Forschung« (Sitzungsber. der böhm. Ges. der Wiss., 1893) behandelt.

Ein zweites großes Gebiet der indischen Philologie, das L. als einer der ersten bebaute, ist das altindische Epos Mahābhārata. Es seien nur erwähnt die Schriften: »Über das Verhältnis des mythischen Elementes zu der historischen Grundlage des Mahābhārata« (Abh. der böhm. Ges. der Wiss. 1884), »Über das Rāmāyana und die Beziehungen desselben zum Mahābhārata« (II. Jahresbericht des wissenschaftl. Vereins f. Volkskunde und Linguistik in Prag, 1894), »Über die mythische Grundlage des Mahābhārata« (Sitzungsber. der böhm. Ges. der Wiss. 1895), »Das Mahābhārata als Epos und Rechtsbuch« (ebendas. 1896) u. a.

Ganz und gar seine eigenen Wege ging L. auf dem Gebiete der vergleichenden Sprachkunde. Er verwarf alle hergebrachten sprachwissenschaftlichen Anschauungen, und die Sprachforscher vermochten nicht, ihm auf seinen vermeintlichen oder wirklichen Irrgängen zu folgen. Da er aber eine umfassende Kenntnis der verschiedensten Sprachen besaß und ein scharf denkender Kopf war, sind in seinen zahlreichen sprachwissenschaftlichen Abhandlungen gewiß noch viele feine Beobachtungen und scharfsinnige Gedanken verborgen, die bis jetzt vielleicht noch nicht gewürdigt worden sind. Treffend bemerkt einer der berühmtesten Sanskritforscher, Otto Böhtlingk, im Anschluß an eine Polemik gegen L.: »L. bewundere ich als ein in sich abgeschlossenes, systematisch ausgebildetes Original von unglaublicher Gelehrsamkeit. Seine Zeitgenossen vermögen ihn nicht ganz zu würdigen; ein Übermensch in ferner Zukunft wird ihm vielleicht gerecht werden ¹⁾.« Das gilt vielleicht am meisten von den Arbeiten L.s auf dem Gebiete der Sprachwissenschaft, von denen hier nur einige der wichtigsten genannt seien: »Der Infinitiv im Veda mit einer Systematik des litauischen und slavischen Verbs« (Prag 1871), »Agglutination oder Adaption« (Prag 1873), »Über die unflektierten Formen auf ā des *verbum finitum* im Rigveda« und »Über einige nasale Formen im Altslovenischen« (Sitzungsber. der böhm. Ges. der Wiss. 1874), »Die Genesis der grammatischen Formen des Sanskrit und die zeitliche Reihenfolge in der Selbständigwerdung der indoeuropäischen Sprachen« (Abhandl. der böhm. Ges. der Wiss. 1891), »Über die diphthongische Nominalflexion im Keltischen, im Germanischen und im Slavollettischen« (Sitzungsber. der böhm. Ges. der Wiss. 1892), »Über den Begriff Lautgesetz« (ebendasselbst 1894), »Über die Verbalflexion der Dravidasprachen« (ebendasselbst 1900), »*Gleanings from Paṣṭó*« (Spiegel Memorial Volume, Bombay 1908) u. a.

Verschiedene Gebiete der orientalischen Altertumskunde berühren die Abhandlungen: »Über Genesis IV, 7« (Sitzungsber. der böhm. Ges. der Wiss. 1895),

¹⁾ Berichte der philolog.-histor. Klasse der Königl. Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften, 23. April 1901, S. 16 des Abdrucks.

»Die Etymologie von Phraao« (ebendasselbst), »Das Füllhorn« (ebendasselbst), »Das Gebet der Mazdayačna genannt Ahunavairyā (Honover)« (ebendasselbst 1897), »Zwei klassische Texte über den Mazdaeismus« (ebendasselbst 1900). »Die älteste Weltkarte« (ebendasselbst 1903), »*Analysis of the Book of Iyyôb*«, (ebendasselbst 1904), »Die Auffindung der Tôrâh im Tempel zu Yerusalem unter Yosia, König von Yuda« (ebendasselbst 1906), »Die Bibel und die Einheitlichkeit des Ursprungs der Sprache« (Wiener Zeitschr. f. die Kunde des Morgenl. 1906, S. 234 ff.) u. a.

Wie L. von der klassischen Philologie ausgegangen war, so hat er auch nie die klassischen Sprachen und Literaturen aus den Augen verloren, und bis in die letzten Jahre seines Lebens hinein beschäftigte er sich in einer Reihe von Arbeiten namentlich mit der Ilias und der homerischen Frage. Es seien nur erwähnt die Abhandlungen: »Über -do -dere in den lateinischen *verbis compositis*« (Sitzungsber. der böhm. Ges. der Wiss. 1885), »Die Bedeutung von lat. *superstitio* und lat. *panis*« (ebendasselbst 1895), »Ukalegon in Ilias und Aeneis« (ebendasselbst 1897 und 1907), »Über das Schwanken der lokalen Darstellungen in der Ilias« (ebendasselbst 1898), »Über die Integrität der Ilias« (ebendasselbst 1899), »Über die Unmöglichkeit einer sogenannten Urilias« (ebendasselbst 1901), »Die ursprüngliche Gestalt von Ilias B 1—454« (ebendasselbst 1903), »Über das Verhältnis der Peisistratischen Redaktion zu dem ganzen der Ilias« (ebendasselbst), »Der blinde Mann von Chios und sein Name, Homerische Thesen« (ebendasselbst 1904), »Die homerische Frage und ihre Beantwortung« (ebendasselbst), »Die spezifische Bedeutung von φῖλος (ebendasselbst 1909) u. a.

Wie schon diese Übersicht über die wissenschaftliche Tätigkeit L.s auf so vielen Gebieten zeigt, war er nichts weniger als ein einseitiger Gelehrter. Im Gespräch verriet er aber auch ein erstaunliches Wissen auf dem Gebiet der Naturwissenschaften — er war langjähriges Mitglied des naturwissenschaftlichen Vereins »Lotos« in Prag — und eine große Belesenheit in den modernen Literaturen; insbesondere die englische Literatur war ihm sehr vertraut. Philosophische Fragen beschäftigten ihn viel. Daß er dabei Neigungen zur Mystik hatte, entnehme ich gelegentlichen Äußerungen und daraus, daß er Mitglied der englischen »*Psychical Research Society*« war, die sich die Erforschung der Geheimnisse des Seelenlebens zur Aufgabe macht.

So zurückgezogen L. auch lebte, so war er doch keineswegs ein vollständiger Einsiedler und Menschenhasser. Wer sich ihm näherte und mit wem ihn wissenschaftliche und andere geistige Interessen verbanden, dem schloß er sich gerne in Freundschaft an. Außer Friedrich Müller und Leo Reinisch gehörten zu seinen Freunden aus der Wiener Zeit auch die Germanisten Georg von Karajan und Wilhelm Scherer, der Philologe Max Theodor von Karajan, der Historiker Max Büdinger u. a. Während seines Berliner Aufenthaltes schloß er innige Freundschaft mit dem Chemiker und Astronomen Adalbert Šafařík, dem Sohne des Slavisten Paul Josef Šafařík. Nahe standen ihm auch der Philologe, Literaturhistoriker und ehemalige Minister Joseph Jireček und dessen Sohn Joseph Konstantin Jireček, Professor der slavischen Philologie und Altertumskunde an der Wiener Universität. In Prag gehörten zu seinen näheren Bekannten und Freunden die Historiker Constantin Ritter von Höfler und Julius Jung, die Philosophen Volkmann Wilhelm Ritter von Volkmann und Johann Heinrich Löwe, der Musikhistoriker Guido Adler, der Pädagoge Otto Willmann, der Geo-

graph Oskar Lenz u. a. Zahlreiche Freunde hatte er auch unter den ausländischen Gelehrten, von denen nur der Holländer Heinrich Kern, die Amerikaner Charles Lanman und Maurice Bloomfield und der Italiener Angelo de Gubernatis genannt seien. Auch in England und in Indien war sein Name wohlbekannt und geschätzt. Auf den internationalen Orientalistenkongressen schlossen sich gern alte Freunde aus aller Herren Länder an ihn an, und es war ihm ein Leichtes, sowohl in Kongreßvorträgen als auch im Gespräch abwechselnd deutsch, englisch, französisch oder italienisch zu sprechen. In Prag war es der kleine Kreis des »Deutschen Vereins für Volkskunde und Sprachwissenschaft« (früher: »Wissenschaftlicher Verein für Volkskunde und Linguistik«), in dessen Mitte er noch wenige Jahre vor seinem Tode öfter zu erscheinen pflegte, manchen interessanten Vortrag hielt und mehr als sonst aus sich heraustrat. Hier konnte man ihn auch als Menschen in seiner ganzen edlen Schlichtheit und Liebenswürdigkeit kennen und schätzen lernen.

Quellen. Das Vorstehende ist zum Teil meinem Nachruf entnommen, der in der Monatsschrift »Deutsche Arbeit«, März 1913, erschienen ist. Mündliche Mitteilungen sowie Einblick in Briefe und Dokumente verdanke ich Fräulein Emilie L., der Schwester des Verstorbenen. Ein »Verzeichnis der Werke und kleineren Schriften Alfred Ludwigs« habe ich für den 20. Jahresbericht des Deutschen Vereins für Volkskunde und Sprachwissenschaft in Prag 1912 zusammengestellt, wo sich auch ein mit dem Bilde L.s geschmückter kurzer Nachruf von Max Grünert findet. Im Nachlaß des Verstorbenen fand sich ein vollständiges Manuskript einer englischen Übersetzung des Rigveda, das von der Universität Oxford angekauft wurde. Die Gelehrten-Korrespondenz und anderer schriftlicher Nachlaß sind in der Prager Universitätsbibliothek aufbewahrt.

M. Winternitz.

Andree, Richard, Privatgelehrter, Ethnograph und Folklorist, * 26. Februar 1835 zu Braunschweig, † 22. Juni 1912 zu München. — Wie Drygalski in seiner Gedächtnisrede hervorhob, ist der Name Andree bald ein Jahrhundert hindurch mit allen Fortschritten länders- und völkerkundlichen Wissens verknüpft. A.s Vater Karl Theodor (1808—1875), Wirtschaftsgeograph, begründete 1862 die illustrierte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde »Globus«, die später die Zeitschriften »Das Ausland« und »Aus allen Weltteilen« in sich vereinigte und zuletzt das ethnographische Gebiet ausschließlich bevorzugte. Da sie keine Unterstützung seitens einer wissenschaftlichen Gesellschaft fand, mußte sie Ende 1910 ihr Erscheinen einstellen. Seitdem übernehmen »Petermanns Mitteilungen« in liebevoller Weise das Erbe der Richard A.schen Überlieferung. Nur schwer sah Richard A. den »Globus«, den »alten Gesellen«, auf Nimmerwiedersehen scheiden, in dem er sich als angehender Jünger der Wissenschaft einst seine »geographisch-ethnographischen Sporen« verdient hatte. 1895 hatte er die Leitung des »Globus« selbst übernommen und die Vervollkommnung dieser angesehenen Zeitschrift mit ganzer Seele betrieben.

Nach dem Besuch des *Collegium Carolinum* in seiner Vaterstadt bezog er die Universität Leipzig zum Studium der Geologie und verwandter Wissenschaften. 1857 trat er dem 1807 gegründeten Korps »Lusatia« in Leipzig bei, dessen Geschichte er 1898 eingehend in einem trefflichen Buche schilderte. Mit einer paläontologischen Untersuchung errang er 1860 den Doktorhut. Zunächst wandte er sich dem Bergwesen zu. Als Hüttenbeamter des Fürsten Max Egon

von Fürstenberg weilte er von 1859 bis 1863 in Böhmen. Seine Erfahrungen daselbst legte er in »Briefen über Böhmen« nieder (in Bd. 4 des »Globus«). Der anonyme Verfasser wurde bald ermittelt und in eine Disziplinaruntersuchung gezogen. Allein A. wartete das Ergebnis derselben nicht ab, sondern verließ Böhmen — zu seinem Heile, wie er selbst bekennt. Als Frucht dieser böhmischen Lehrjahre veröffentlichte er 1872, veranlaßt durch das immer stärker hervortretende Anstürmen der Tschechen gegen die Deutschen, sein geharnischtes Buch »Tschechische Gänge, böhmische Wanderungen und Studien«. Daneben gingen kleinere Aufsätze über Böhmen im »Globus«.

In den Jahren 1864/65 unternahm er eine Studienreise nach Schottland, die ihn auch in die wüsten gälischen Sprachgebiete führte, wo »der Rest der schottischen Kelten erfolglos um seine Existenz ringt«. Seine Beobachtungen und Erlebnisse dort spiegelt sein erstes selbständiges, von Peschel sehr gelobtes Buch »Vom Tweed zur Pentlandföhrde« (1866).

1865 vermählte er sich mit Emilie v. Kawiecka, die ihm 1893 durch den Tod entrissen wurde. Der glücklichen Ehe entstammt ein Sohn (Heinrich, * 1867), der sich der juristischen Laufbahn widmete und nun als Rechtsanwalt tätig ist.

A. nahm seinen Wohnsitz in Leipzig und war von 1873 bis 1890 als Leiter der dortigen geographischen Anstalt von Velhagen und Klasing beschäftigt, dabei aber auch als geographischer und ethnographischer Schriftsteller von großer Fruchtbarkeit.

Der Krieg der Engländer gegen den eisernen blutigen König Theodoros von Abessinien befeuerte ihn 1869 zu einem volkstümlichen, aus bereits vorhandenen größeren Werken geschöpften Buche »Abessinien, das Alpenland unter den Tropen und seine Grenzländer«. Auf geschickter Kompilation beruht auch der zweite Teil des von ihm mit Albin Kohn herausgegebenen Werkchens über Sibirien, worin er den zweiten Teil (»Das Amurgebiet und das asiatische Osthorn«) behandelte. In ähnlicher Weise erwuchs 1872 die Schrift »Die deutschen Nordpolfahrer auf der Germania und Hansa«, die bis 1889 fünf Auflagen erlebte, ein wirksames Werbemittel für die damals vorbereiteten Polarexpeditionen.

Sein »Lehrbuch der Handels- und Verkehrsgeographie« (1871), dessen Neubearbeitung 1882 E. Deckert übernahm, fand großen Anklang, mehr aber noch sein »Physikalisch-statistischer Atlas des Deutschen Reiches« (1878). Mit Peschel verband er sich zur Schaffung dieses Werkes, an dem es damals fehlte. Von den 25 Karten mit Text stammen drei von A.s Hand. Doch seine außerordentliche Volkstümlichkeit, wie sie Gelehrten nur selten zuteil wird, erlangte er durch »Richard Andrees Allgemeinen Handatlas«, in 86 Karten mit erläuterndem Texte (1881), der allmählich in Hunderttausenden von Exemplaren verbreitet wurde. Die ersten drei Auflagen besorgte A. noch selbst, dann überließ er A. Scobel die Herausgabe der folgenden Auflagen.

Allein seine Bedeutung ruht nicht auf diesen volkstümlichen Arbeiten, sondern auf tiefgründigen Werken auf dem Gebiete der vergleichenden Ethnographie und Volkskunde. Sein »Völkerwissen« schöpfte er aus eigener Anschauung. Eine stattliche Zahl von überaus wertvollen volkskundlichen und ethnographischen Abhandlungen ist in verschiedenen Zeitschriften verstreut und verdient vollauf die Veröffentlichung in einem Sammelbände. Sein erstes

ethnographisches Buch »Wendische Wanderstudien« (1874) zeigt ihn als gründlichen Kenner der Sorbenwenden, dieses absterbenden slawischen Völkchens. Doch erst mit dem Werke »Ethnographische Parallelen und Vergleiche« (1878, neue Folge 1889) begründete er seinen Ruhm in der neu aufstrebenden Ethnologie. Das Verhalten verschiedener Volksstämme zu Tages- und Lebensfragen, zu gewissen vom Schicksal bestimmten Ereignissen wird hier einander gegenübergestellt.

Eine schätzbare Bereicherung erfuhr die Volkskunde durch sein umfangreiches Werk »Zur Volkskunde der Juden« (1881), das nach seinem eigenen Geständnis trotz seines Strebens nach möglicher Objektivität »eines leichten antisemitischen Beigeschmacks« nicht entbehrt.

Weit hervorragender aber erscheint seine nächste (ethnographische) Arbeit »Die Metalle bei den Naturvölkern. Mit Berücksichtigung prähistorischer Verhältnisse« (1884). A. gebührt dabei das große Verdienst, dieses kulturhistorisch wichtige Thema zum erstenmal in Form einer zusammenfassenden und vergleichenden Darstellung behandelt zu haben. Einem Plagiator, der dieses Werk ohne Quellenangabe in einer »Vorgeschichte des Menschen« in schamloser Weise ausbeutete, leuchtete A. in einer kleinen satirischen Schrift »Wissenschaftliche Abschreiber« (1885) gründlich heim. Eine ethnographische Studie »Die Anthropophagie« (1887) beleuchtet in eigenartiger Form den gewohnheitsmäßigen Kannibalismus nebst seinen verschiedenen Stufen und mannigfachen Ursachen. Eine andere Frucht seiner ethnographischen Forschertätigkeit, »Die Masken in der Völkerkunde« (erschieden im 16. Bd. des »Archivs für Anthropologie«, 1886), nahm er später in erweiterter Fassung in die »Neue Folge« seiner »Ethnographischen Parallelen« auf. Lebhaft beschäftigte ihn auch die biblische Überlieferung von der Sintflut, und sie gab den Anstoß zu der höchst beachtenswerten Studie »Die Flutsagen«, worin er 88 derartige Sagen mit entsprechenden Hinweisen aufzählt.

Nunmehr wandte er sich fast ausschließlich der Volkskunde zu, die er schon früher emsig gepflegt hatte. Wie bei seinen ethnographischen Forschungen schwebte ihm auch hier als Leitmotiv vor, »zu sammeln und zu retten, was noch vorhanden ist«. In seiner »Braunschweiger Volkskunde« (1896), die ganz erheblich vermehrt 1901 in zweiter Auflage erschien und dem Andenken seines Vaters gewidmet ist, setzte er nicht nur sich, sondern auch seiner geliebten niedersächsischen Heimat ein unvergängliches Denkmal. Es stellt die erste vorbildliche, nach einer strengen Methode durchgeführte volkskundliche Darstellung einer einzelnen deutschen Landschaft dar. A. selbst urteilte hierüber: »Von allen meinen Arbeiten mir die liebste!« Virchow nannte das Buch eine »Musterleistung«, und Ranke spendet das stolze Lob: »Eine ebenso stilistisch vollendete und allgemein interessante wie wissenschaftlich im höchsten Maße treue und erschöpfende Arbeit«. A. schöpfte dabei aus alten Quellen und aus dem »wogenden Leben«.

Lauten Beifall gewann auch seine Festschrift zur 29. Versammlung der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft zu Braunschweig (im August 1898): »Beiträge zur Anthropologie Braunschweigs«. Seinen Wohnsitz hatte A. inzwischen von Leipzig nach Heidelberg, dann in seine Heimatstadt verlegt. Die letzten Lebensjahre verbrachte er in München. 1903 ging er hier eine zweite Ehe mit der Schriftstellerin Marie Eysn aus Horn in Niederösterreich (* 1847)

ein, die sich durch ihr treffliches Buch über die Perchten in Salzburg einen geachteten Namen auf volkskundlichem Gebiete erworben hatte. Sie regte ihn auch zu seinem letzten, ihr gewidmeten, reich illustrierten Buche an: »Votive und Weihgaben des katholischen Volkes in Süddeutschland« (1904). Da eine zusammenfassende Arbeit über diesen Gegenstand bisher nicht vorlag, mußte alles aus den »Urstoffen« herausgearbeitet werden. Dieses Werk reiht sich seiner »Braunschweiger Volkskunde« ebenbürtig an.

Zu seinem 70. Geburtstage veranstaltete der »Globus« eine eigene Festnummer. Der Geschichtsverein für das Herzogtum Braunschweig widmete seinem Ehrenmitgliede, »dem verdienstvollen Forscher, Sammler und Darsteller auf dem Gebiete der heimischen Volkskunde«, den 3. Jahrgang seines »Jahrbuches«.

A.s Feder ruhte nicht trotz des zunehmenden Alters, das ihm keine Beschwerden brachte. Zahlreiche kleinere volkskundliche Arbeiten grüßten in einschlägigen Zeitschriften die Öffentlichkeit, so seine letzte Studie, »Menschenschädel als Trinkgefäß« (in der »Zeitschrift des Vereins für Volkskunde in Berlin«).

Auf einer Fahrt von München nach Nürnberg überraschte ihn ein jäher Tod. Als Mensch war er von echt deutscher kerniger Art, dabei von schlichtem Sinn. Von seinem umfassenden Wissen auf seinen Spezialgebieten teilte er gern jedem aus, der ihn darum ersuchte. Der Wert seiner wissenschaftlichen Arbeiten liegt vor allem darin, daß er sie aus Urquellen schöpfte. Mit der tiefen Gründlichkeit eines deutschen Gelehrten nutzte er dieselben aus. Allein er verstand es auch, den spröden Stoff in lichtvolle, klare und fesselnde Form zu zwingen.

Literatur: »Schriften von Richard Andree, 1860—1912«, hrsg. von H. Virchow (»Zeitschrift für Ethnologie«, Jahrg. 44, 1912, Heft 2).

Dr. A. Dreyer.

Beck, Frau Elise, geb. **Hartmann**, Dialektdichterin, * 25. Oktober 1855 zu Ponholz, B.-A. Stadtamhof bei Regensburg, † 24. November 1912 zu München. — Ihr Vater Aloys Hartmann war ein vermöglicher Brauerei- und Gutsbesitzer in dem oberpfälzischen Dorfe Ponholz. Ihre Jugendzeit verbrachte sie bei Verwandten in Niederbayern und konnte hier die unverfälschte Eigenart wie den von dem bayerischen Gebirgsidiom wesentlich nicht verschiedenen Dialekt der niederbayerischen »Gäubauern« gründlich studieren. Nach größeren Reisen, die sie sogar bis nach Philadelphia führten, vermählte sie sich 1885 mit dem Münchener Schriftsteller Julius Beck. In der bald nachher begründeten, heute noch bestehenden Münchener Schriftstellervereinigung »Orion« spielte das Ehepaar B. eine große Rolle: er als Vortragskünstler eigener und anderer Dichtungen; sie als gewandte Rezitatorin selbstverfaßter mundartlicher Gedichte, die wegen des urwüchsigen Humors ihre Wirkung nie verfehlten.

Neben einigen Erzählungen für die Jugend und ein paar ansprechenden Festspielen (»Im edlen Wettstreit«, 1900, »Zur rechten Zeit«, 1901) gab sie 1895 die erste Sammlung ihrer mundartlichen Gedichte unter dem Titel »Aus der Hoamat« heraus. Fünf Jahre später folgte eine weitere (»Bauernbluat«), die 1912 eine zweite bedeutend vermehrte Auflage erlebte.

Die einheimische Kritik lobte die harmlosen Gedichte allzu überschwenglich

und nannte die Dichterin den »weiblichen Auzinger«. Im allgemeinen ist ihnen eine gute Beherrschung der Mundart des niederbayerischen Flachlands nicht abzusprechen, obgleich es in einzelnen Gedichten von hochdeutschen Ausdrücken wimmelt. Wie fast den meisten neueren Dialektdichtern ist der Autorin der Schlager am Schlusse des Gedichtes die Haupt- und die Milieuschilderung Nebensache. Daher finden sich in beiden Sammlungen viele versifizierte, ins Mundartliche übertragene Anekdoten. Der behagliche Humor, der darin waltet, täuscht über eine oft fühlbare Schwäche hinweg, über den Mangel an Naturwahrheit.

Elise B. starb nach längerem, schwerem Leiden in der Nacht vom 24. zum 25. November 1912 und wurde am 27. November im Ostfriedhofe zu München bestattet. Namens der Münchener Schriftsteller widmete ihr der Nestor derselben, Hofrat Maximilian Schmidt, Kranz und Nachruf.

Dr. A. Dreyer.

Franziß, Franz, Gymnasialprofessor a. D., Historiker, * 14. April 1848 zu Ödwies (bayerischer Wald), † 28. Juli 1912 in München. — Sein Vater, ein Forstbeamter, wurde später als Forstmeister nach Rehschalln bei Passau berufen. Von 1858 bis 1868 besuchte F. das Gymnasium und Lyzeum in Passau und bezog dann die Universität München zum Studium der klassischen Philologie. Die Lösung einer theologischen Preisfrage brachte ihm das Akzessit zum *Dr. phil.* Nach Vollendung seiner Studien 1873 erhielt er eine Anstellung als Assistent in Grünstadt in der Rheinpfalz, dann wurde er zum Studienlehrer am Alten Gymnasium in Regensburg befördert, hierauf in gleicher Eigenschaft an das Ludwigsgymnasium in München versetzt, 1886 als Gymnasialprofessor an das k. Kadettenkorps in München berufen. Als Student gehörte er der katholischen Studentenverbindung »Aenania« an, deren Geschichte er 1870 schrieb. Im gleichen Jahre veröffentlichte er eine fleißig bearbeitete »Geschichte der deutschen Predigt von Karl dem Großen bis auf Luther«. In einer vortrefflichen Studie, die als Programm zu den Jahresberichten über das k. Lyzeum und die k. Studienanstalt zu Regensburg (1878/79 und 1879/80) und dann auch selbständig erschien: »Der deutsche Episkopat in seinem Verhältnis zu Kaiser und Reich unter Heinrich III. 1039—1056« suchte er Giesebrechts Behauptung, daß die Verdienste des Klerus um König und Reich damals die allergrößten waren, an einem farbigen Ausschnitt aus der Geschichte der deutschen Kaiser zu erhärten.

Von 1905 an leitete er einige Jahre die in Leutkirch herausgegebene streng katholische Zeitschrift »Die Wahrheit«. In derselben wie in den »Blättern für Gymnasialschulwesen in Bayern«, in den »Historisch-politischen Blättern« und auch im »Bayerland« bot er die kleinen Früchte seiner historischen und archäologischen Forschertätigkeit, von denen wohl die Abhandlung »Über Römerstraßen in Bayern« obenan steht. Das Hauptaugenmerk legte er dabei auf sein Heimatland. In einer historisch-politischen Studie »Bayerns nationale und internationale Stellung« bemüht er sich den Vorwurf zu entkräften, daß Bayerns Geschichte vielfach als »eine solche der versäumten Gelegenheiten« erscheint. Sein historisch-archäologisches Hauptwerk »Bayern zur Römerzeit« füllt eine wesentliche Lücke in der Frühzeit der bayerischen Geschichte aus.

Ein langwieriges Leiden zwang ihn, vorzeitig um seine Ruhestandsversetzung nachzusuchen. Es hinderte ihn auch daran, das reiche Material zu mancher wertvollen Studie, das er gesammelt hatte, noch zu verarbeiten.

Dr. A. Dreyer.

Holzschuher, Hans, Schriftsteller, * zu Kassel 5. April 1874, † zu Mayrhofen (Nordtirol) 3. August 1912. — Er war ein Nachkomme des angesehenen Nürnberger Patriziergeschlechtes, das in der Blütezeit der freien Reichsstadt eine große Rolle spielte. Langsam brach sich sein lebenswürdiges dichterisches Talent Bahn; verheißungsvoller noch schien seine literarhistorische Tätigkeit, da rief ihn der Tod mitten aus einem arbeitsfreudigen Schaffen ab. Leise Ahnung von seinem frühen Ende beschlich ihn schon einige Jahre vorher, als er sang:

»Muß ich denn von hinnen gehen,
Wie es Gott gefällt.
Habe wenig Glück gesehen
Hier in dieser Welt.«

Der Vater, ein Verlagsbuchhändler, starb schon 1878, als H. kaum vier Jahre alt war. Die Mutter, die den schweren Verlust nie ganz verwinden konnte, übersiedelte zu ihrem Bruder, einem Apotheker in einem Landkrankenhaus bei Kassel. Nach der Gymnasialzeit wandte sich H. an den Universitäten in Berlin, München, Leipzig und Zürich dem Studium der Medizin zu. Allein von der erwählten Fachwissenschaft fesselte ihn nur dauernd die Psychologie. Daneben betrieb er — hauptsächlich an der Universität München — Literaturgeschichte, Philologie und Philosophie. Seine Neigung zog ihn bald zur Schriftstellerei. Seit 1896 hatte er vorwiegend München als Aufenthaltsort erkoren; doch der Sommer lockte ihn regelmäßig auf einige Monate nach dem nahen Tirol. In weitere Kreise drang sein Name erst als Herausgeber des (ersten) »Musenalmanachs der Hochschüler Münchens« (1901). H. ließ hier auch die Studierenden der Technischen Hochschule und der Akademie der bildenden Künste zu Worte kommen, und die letzteren (Willy Geiger u. a.) dankten ihm seine Gastlichkeit durch wertvollen künstlerischen Buchschmuck. In der gleichen künstlerisch vornehmen Ausstattung erschien auch der »Münchener Musenalmanach 1903«. Unter der Zustimmung von Georg Brandes erweiterte H. 1904/05 diesen literarischen Sprechsaal zu einer in zwanglosen Heften ausgegebenen Zeitschrift »Freier Almanach deutscher Studenten (Deutschland, Österreich, Schweiz)«, welche der deutschen studentischen Jugend über die großen ethischen, kulturellen, politischen und wissenschaftlichen Fragen Rechenschaft ablegen sollte. Allein das gutgemeinte Unternehmen gedieh nicht über 6 Hefte hinaus. Ein hervorragender literarhistorischer Wert kommt ihm ebensowenig zu wie den beiden Münchener Musenalmanachen. Der eifrigste Mitarbeiter war der Herausgeber selbst, der unter dem Pseudonym eines »cand. Jobs« Münchener Theaterkritiken und auch Bücherbesprechungen beisteuerte, unter seinem eigenen Namen aber anziehende lyrische und Prosabeiträge bot, die sich der modernen literarischen Strömung anzuschmiegen strebten. Ja, selbst auf das dramatische Gebiet wagte er sich hier; doch fiel sein erster Versuch, »Das Fräulein«, ein Akt in drei Szenen, nicht glückverheißend aus; denn diese dramatisierte Verführungsszene wirkt ganz abstoßend und hat nichts

Künstlerisches an sich. Der Almanach von 1903 enthielt auch dichterische Proben der literarisch-künstlerischen Vereinigung »Sturm«, die sich um H. scharte. Mit einem der begabtesten Mitglieder des »Sturm«, mit G. J. Wolf, gab H. 1902 ein Spiel in Versen, »Frühlingsreise«, heraus. Im gleichen Jahre veröffentlichte er den lyrischen Zyklus »Maria, Traum einer Liebe«, einen dichterischen Abglanz seines jungen Eheglückes, das sich auch in den Sammlungen »Heimliche Lieder« (1904) und »Einsamkeiten« (1905) spiegelt, aus denen auch schwermütige Todesahnung da und dort hervorbricht. Tiefes Leid schluchzt auch aus einem allegorischen Tagebuch »Vom sprechenden Baum« (1908). Rührende Gefühlsinnigkeit beseelt viele der dichterischen Schöpfungen H.s; dennoch fehlt ihnen zumeist die feine formelle Ausgestaltung, die sie zu erlesenen Kunstwerken erhebt. Dies gilt auch von seinen letzten, in der Münchener »Jugend« erschienenen Dichtungen.

Seine glühende Vorliebe für Heine veranlaßte ihn 1905 zur Herausgabe eines »Heine-Breviers«. Eine schätzbare literarhistorische Frucht reifte sein tiefes Verständnis für den Klassiker des Meistergesangs noch im gleichen Jahre: »Hans Sachs in seiner Bedeutung für unsere Zeit«, die den 31. Band von Georg Brandes »Die Literatur« bildet. Keine »gelehrte Abhandlung« sollte es sein (den philologischen »Spitzfindigkeiten« ging H. stets scheu aus dem Wege), sondern eine Würdigung dieses alten Meisters als deutschen Dichters, als Menschen, als »Lebensdichters«. Aus dem umfänglichen Lebenswerke desselben weiß er das Köstlichste und Beste herauszuschälen und daraus ein plastisches Bild von Hans Sachs zu gestalten. H. plante auch eine neue größere Auswahl-sammlung aus den Dichtungen Hans Sachsens in »zeitgerechter« Sprache und Schrift; doch kam dies Vorhaben nicht zur Ausführung.

Reiche Anerkennung von berufener Seite trug ihm der 1912 veranstaltete Neudruck der »Xenien aus Schillers Musenalmanach für das Jahr 1797« ein. Dem Begleitwort rühmt Franz Muncker nach, daß es von warmer, verständnisvoller Begeisterung für das Schaffen unserer Großen zeuge. In ähnlicher Weise sollten Neudrucke der wichtigsten »Antixenien« folgen; doch diese Absicht vereitelte sein früher Tod. Ein schweres Leid untergrub seine rüstige Körperkraft. Fern der Heimat starb er. In dem idyllisch gelegenen Waldfriedhof zu München fand er die letzte Ruhestätte.

Dr. A. Dreyer.

Perfall, Anton Freiherr von, Schriftsteller, * 11. Dezember 1853 zu Landsberg a. L., † 2. November 1912 zu München. — M. G. Conrad spendete ihm das stolze Lob: »Ein unermüdlicher Heimatkünstler, ein Priester der tiefsten Seelenschönheit seines Volkes«. Sein reiches, vielgestaltiges dichterisches Schaffen wurzelt fest in seinem bayerischen Heimatboden, abgesehen von einigen exotischen Erzählungen und Weidmannsskizzen, den unverblaßten Erinnerungen an eine jugendliche Wanderfahrt nach Amerika.

Einem alten Adelsgeschlecht ist er entsprossen. Sein Vater, der k. Kämmerer und Gutsbesitzer auf Greifenberg am Ammersee, Maximilian P. († 1877), war mit der Gräfin Amalie von Holnstein vermählt. Dieser Ehe entstammt auch der 1½ Jahre jüngere Bruder Anton P.s, Karl Theodor, der geistvolle Feuilleton-redakteur und Kunstkritiker der »Kölnischen Zeitung«, bekannt als Verfasser zahlreicher moderner Ehe- und Liebesromane. Sein Oheim Karl v. P., der lang-

jährige und verdienstvolle Intendant des Münchener Hof- und Nationaltheaters, errang sich auch als Komponist einen geachteten Namen.

Die Knaben- und Jünglingsjahre flossen ihm in behaglichem Frieden am idyllischen Ammersee dahin. Schon als halbwüchsiger Bursche durfte er an den Jagdfreuden teilnehmen, und das edle Weidwerk bot ihm seither eine Quelle des höchsten Vergnügens und der nötigen Erholung, aber auch mächtige Anregung zu dichterischem Schaffen. Nach dem Besuch des Gymnasiums bezog er zunächst das Polytechnikum in München zum Studium der technischen Wissenschaften, doch bald vertauschte er dasselbe mit Vorlesungen über Geschichte und Philosophie an der Münchener Universität, wobei ihm die Dozentenlaufbahn als verlockendes Ziel vorschwebte. Während seiner Studentenjahre gehörte er dem Korps »Franconia« an, das einst sein Vater mitbegründet hatte. Die seligsten Stunden aber verlebte er in den Ferien im tannenumgrünten alten väterlichen Schlosse, zu dem ihn unbezwingliche Sehnsucht oft noch in späteren Tagen trieb, und in den nahen Jagdgründen, auf fröhlicher Birsch, in Gemeinschaft mit seinem Jugendfreunde, dem Maler Wilhelm Leibl. Damals entstand auch Leibls berühmtes Bild »Der Jäger«, das P.s hohe, kräftige, jugendliche Gestalt in der kleidsamen Weidmannstracht für immer der Nachwelt überlieferte. Noch nicht 24 jährig, vermählte sich P. am 4. November 1877 zu Freiberg mit der gefeierten Tragödin des Münchener Hoftheaters Magda Irschick. An der Seite dieser hochgemuten, feinfühligten Künstlerin erblühte ihm seltenes häusliches Glück. Sie ist das Urbild so mancher erhebender Frauengestalten in seinen Romanen, in denen er den segensreichen, veredelnden Einfluß einer treuen, verständnisvollen Lebensgefährtin in hohen Tönen preist. Drei Töchter (Helen, Nora und Magda) entsprossen diesem Herzensbunde, von denen die beiden ältesten sich vermählten, während die jüngste mit Glück der Bühnenlaufbahn sich widmete.

1878/79 begleitete er seine junge Frau auf einer erfolgreichen Gastspielreise durch Nordamerika. Eine zweite selbständig unternommene Gastspielreise daselbst schlug fehl und brachte das junge Ehepaar um den größten Teil des kurz vorher erworbenen Vermögens. Seiner Jagdleidenschaft konnte P. in Amerika nach Herzenslust frönen, und in farbenreichen Weidmannsskizzen und Novellen erwies er sich später als scharfer Beobachter fremdländischen Wesens.

Nach seiner Rückkehr in die Heimat (1883) erwarb er sich in Schliersee, inmitten der waldbekränzten bayerischen Vorberge, eine schöne Villa, die er mit künstlerischem Geschmack einrichtete und im Laufe der Jahre mit seinen Jagdtrophäen überreich ausstattete. In diesem Tuskulum schuf er seine bergfrischen Hochlandsgeschichten und seine modernen Gesellschaftsromane; von hier aus unternahm er auch seine jagdlichen Streifzüge in das wildreiche Gebiet der Umgegend. Obwohl er in seiner Sommerklause stets auf den Herzschlag des literarischen und künstlerischen Münchens horchte, so lockte es ihn doch alljährlich (regelmäßig in den Wintermonaten) in die bayerische Hauptstadt, in die Flut des geistigen Lebens daselbst. Mächtige Anregungen zu neuem Schaffen sog er daraus; doch hielt er sich von dem mitunter kleinlichen Getriebe des literarischen und künstlerischen Parteihaders ängstlich fern.

Als gereifter Mann betrat er 1888 mit einem süddeutschen Roman »Die Zangsteiner« die literarische Arena. Nun entwickelte er eine ganz erstaunliche

schriftstellerische Fruchtbarkeit. Doch erst das Novellenpaar »Über alle Gewalten« (1889) — gleich der Novellensammlung »Auf Irrwegen der Liebe«, 1891 —, eine dichterische Verklärung der allgewaltigen Liebe, lenkte die allgemeine Aufmerksamkeit auf den vielversprechenden Romancier, der in seinem im selben Jahre erschienenen Roman »Justiz der Seele« ein düsteres psychologisches Problem in zerquälender Weise aufrollt. In erfreulichem Gegensatz zu diesen schwermütigen Lebensbildern steht die fröhliche Skizze »Hahnfalz«. Das folgende Jahr brachte einen glücklichen Wurf: den ethisch und auch literarisch bedeutsamen Roman »Dämon Ruhm« (zuerst erschienen in der »Kunst für alle«, dann als Buch und 1911 in »Reclams Universalbibliothek«). Das packende Thema — in markiger Schilderung — von dem wirkungsvollen Gegensatz zwischen ernster, zielbewußter Arbeit und tändelnder, nach Augenblickserfolgen haschender Schöngeisterei schlägt er auch 1893 in dem Roman »Sein Dämon« an. Den unendlichen Segen geregelter, pflichttreuer Tätigkeit betont er auch in andern Geschichten, so in den Romanen »Gift und Gegengift« (1890) und »An der Tafel des Lebens«. Die Summe seiner vielseitigen Lebenserfahrungen und seiner tiefgründigen Beobachtungsgabe verwebt er ohne lehrhafte Aufdringlichkeit geschickt in seine Erzählungen. Erbarmungslos zieht er gegen destruktive Tendenzen unserer Zeit zu Felde. Ernsthaft warnt er vor dem heillosen Schaden der Güterzertrümmerung (»Unterwühlter Grund«, 1892), vor dem entsittlichenden Einfluß des Großstadtlebens auf unerfahrene, stadt-lüsterne Landkinder (»Truggeister«, 1892). In dem Roman »Der Wurmstich« (1907) dagegen malt er mit manchmal etwas zu grellen Farben das Eindringen der Industrie und der städtischen Elemente in ein bisher weltabgeschlossenes Dorf. Manche brennenden Tagesfragen weiß er im breiten Rahmen anheimelnder Erzählungen aufs beste zu gestalten. Auf die tiefe Kluft zwischen dem erbansässigen, verschuldeten Landadel und den rücksichtslos vorwärtsschreitenden Geldherren deuten u. a. die Romane »Der Scharffenstein« (1894) und »Der Freihof« (1901). Innige Vertrautheit mit den geistigen Strömungen Münchens offenbaren seine Künstlerromane, wie »König Erfolg« (1899), den er in bitterer Ironie als »Schellen schüttelnden Narrenkönig« verhöhnt. Wie Heyse reizte es ihn, das spießbürgerlich-biedere Altmünchen sowie das aufstrebende München der Gegenwart im Spiegelbilde der Dichtung festzuhalten. So entstand sein Roman »Münchener Kindeln« (1904), der in durchsichtiger Weise bekannte Örtlichkeiten und bedeutende Persönlichkeiten der bayerischen Hauptstadt lebenswahr schildert, umglüht von berechtigtem Heimatstolz und warmer Liebe zum deutschen Vaterlande.

Höher noch als seine Gesellschaftsromane stehen seine poesiedurchtränkten Erzählungen aus dem bayerischen Hochlande. Die knorrigen, an ihrer Heimat, aber auch an den löblichen und schlimmen Gepflogenheiten ihrer Vorfahren zäh festhaltenden Gebirgler kannte er so gut wie irgendein Hochlandsschriftsteller der Gegenwart. Leutselig bewegte er sich unter ihnen, doch selbst in der Gesellschaft der rauhen Jäger und der urwüchsigen Senner in der rußigen Hütte am Spitzingsee oder hoch droben auf den einsamen Almen vergab er sich bei aller Herablassung nicht das Geringste. Die derben Gestalten der Gebirgler standen auch später noch festumrissen vor seinem Geiste, und die dankbaren Stoffe zu seinen Erzählungen schöpfte er ja zumeist auf seinen kühnen Weidmannsfahrten.

Darum sind diese seine Romane und Geschichten: »Der Scharffenstein« (1893), »Die Achenbacher« (1897), »Loni« (1897), »Der Freihof« (1900), »Die Landstreicherin« (1901), »Der Almschreck« (1903), »Der Kroatensteig« (1905) u. a. naturtreue Schöpfungen echter Heimatkunst.

Aber am besten gelang ihm die Zeichnung der Jäger und der mannigfachen Jagdbegebenheiten. Diese Erzählungen und Schilderungen, in denen neben leidenschaftlicher Weidmannslust auch übermütiger Humor hervorschaumt, wie »Allerhand Lebendiges« (1904), »Aus meinem Jägerleben« (1906), »Ein Weidmannsjahr« (1908), »Gesammelte Jagd- und Berggeschichten« (1909), »Der Jäger« (1910), »Förster Söllmann« (1912), und die nachgelassenen, zwei Jahre nach seinem Tode (1914) erschienen Jagderzählungen: »Meine letzten Weidmannsfreuden« machten ihn zum erklärten Liebling der deutschen Jägerwelt und gewannen ihm die volle Gunst hoher und höchster Jagdherren, so des Prinzregenten Luitpold von Bayern und des Fürsten Albert von Thurn und Taxis, die ihn oft zu ihren Jagden einluden.

P. ist einer von jenen Hubertusjüngern, die über dem Weidwerk die leuchtende Schönheit der Bergwelt nicht übersehen. Seine Jagdabenteuer im bayerischen Hochland, in Bosnien und in der Herzegowina malte er mit frischen Farben und ohne — Jägerlatein. In seinen oberbayerischen Jagderzählungen spielt sein getreuer Jäger Jackl eine große Rolle.

Ein scharfer Blick für das »Poetische« seiner Stoffe war ihm zu eigen, daneben eine unerschöpfliche Fabulierkunst, die ihn freilich hie und da zu Absonderlichkeiten in der Schürzung der Geschehnisse verführte. »Vor allem und über alles — rühmt ihm Scapinelli nach — stand ihm im Roman die Idee. Sie leuchtete uns aus dem Titel entgegen, sie sprang mit Riesenlettern auch aus der ganzen zwingenden Handlung, die er ihr stets unterordnete, hervor.«

Nach dem Lorbeer des Dramatikers rang P. in zwei Schauspielen: »Marciana« (1890) und »Die Krone«. Letzteres, eine Verherrlichung des angestammten Königtums im Gewande eines sinnigen orientalischen Märchens, löste bei seiner Uraufführung am Münchener Hoftheater am 12. Januar 1899 lauten Beifall aus, der vielleicht noch mehr dem bewährten Romancier P. als dem Dramatiker galt. Aus diesem Märchenspiel gestaltete P. später seinen gleichnamigen phantastischen Roman, ein Meisterstück seines Erzählertalents.

Zahlreiche Auszeichnungen wurden ihm zuteil. Schon 1892 erhielt er die bayerische Ludwigs-Medaille für Kunst und Wissenschaft. Zum 50. Geburtstage verlieh ihm Prinzregent Luitpold den Titel eines k. Hofrats. Nach längerem Leiden starb er in der Nacht zum 2. November an den Folgen einer Nierenblutung. An dem Jahrestag seines Todes wurde ein Denkstein für ihn am Spitzingsee enthüllt, ein großer Findlingsblock mit seinem Medaillonbildnis von Hildebrand und der Inschrift: »Dem Menschen, Dichter und Jäger A. von Perfall«. Sein Tod weckte tiefste Teilnahme in München, im bayerischen Hochland, in ganz Deutschland. Artur Schubert sang von ihm:

»Doch was er uns gegeben,
Das ward in seinem Volk zum Bausteine,
Der manches Denkmal lang wird überleben.«

Dr. A. Dreyer.

Sandler, Christian, Privatgelehrter, Geograph, * 18. Juli 1858 zu Kulmbach (Oberfranken), † 1. Februar 1912 in München. — Er stammte aus einer sehr wohlhabenden Bierbrauerfamilie. Seine günstigen Vermögensverhältnisse gestatteten ihm daher, den stillen Gelehrtenberuf, ohne Abhängigkeit von einer staatlichen oder privaten Stellung, zu ergreifen. Nachdem er das Realgymnasium in Nürnberg 1877 absolviert hatte, bezog er die Universitäten in München, Leipzig und Berlin, um sich hier ausschließlich dem Studium der Geographie und verwandter Wissenszweige sowie dem Studium fremder Sprachen zu widmen. Reiche Förderung seines Strebens erfuhr er hier durch Günther, Ratzel und Richthofen, denen er zeitlebens ein dankbares Andenken bewahrte. Eine Zeitlang setzte er seine Studien auch in Edinburgh fort. Reisen in Frankreich, Italien, Schottland, Norwegen, Schweden und Finnland erweiterten seinen geistigen Gesichtskreis. Von den Erfahrungen dieser Studienfahrten pflegte er später gern seinen vertrauten Freunden zu erzählen.

Diese wußten seine trefflichen Charaktereigenschaften, insbesondere seine Offenherzigkeit, seine edle Gesinnung und seine Treue, wohl zu schätzen. In Haidhausen, einer Vorstadt Münchens, hatte er 1892 ein schönes Heim erworben und führte hier ein glückliches Familienleben. Seine Ehe mit Kreszentia Ried war auch mit Kindern gesegnet. Die Sommermonate verbrachte er auf seinem Landgut in Pöcking am Starnbergersee. Durch das grundlegende Werk von E. Sueß »Das Antlitz der Erde« angeregt, beschäftigte er sich mit der Frage der Strandlinien. Als Früchte dieser Studien erschienen einige Aufsätze, so »Die Lochaber Strandlinien« (in den »Mitteilungen des Vereins für Erdkunde in Leipzig«, 1888), »Strandlinien und Terrassen« (in »Petermanns Mitteilungen«, 1890) und »Zur Strandlinien- und Terrassenliteratur« (in der »Festschrift für Richthofen«, 1903).

Sein ureigenes Forschergebiet war jedoch die Geschichte der Kartographie, und zwar insbesondere um die Wende des 17. und in den ersten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts. Hier begann er mit einer Biographie von Johann Bapt. Homann (»Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin«, 1886), der 1890 eine Ergänzung über die »Homannischen Erben« (»Zeitschrift für wissenschaftliche Geographie«) und 1894 eine Würdigung M. Seutters (»Mitteilungen des Vereins für Erdkunde in Leipzig«) folgten. Aus reichem Quellenmaterial hat S. wertvolle Beiträge zur Entwicklungsgeschichte der deutschen Kartographie gestaltet. Seine Vertrautheit mit diesem Zweige der Erdkunde erwies er namentlich 1905 in einer selbständigen vortrefflichen Schrift mit Kartentafeln: »Die Reformation der Kartographie um 1700«, worin die großen Verdienste Delisles für die neuere Kartographie gebührend hervorgehoben werden. Bald darauf setzte er auch dem im 17. Jahrhundert lebenden bayerischen Jesuitengeographen Heinrich Scherer (in den »Mitteilungen der Geographischen Gesellschaft München«, 1906) ein würdiges Denkmal.

Dauernden Wert besitzen seine »Volkskarten«, die ausgezeichneten graphischen Darstellungen der Bevölkerungsdichtigkeit im Verhältnis zu dem von ihr bewohnten Boden. E. Küsters fruchtbare Ideen sind hier in bester Weise verwirklicht worden, und zwar für einen Teil des deutschen Hochgebirges (das Bez.-A. Garmisch), des deutschen Mittelgebirges (Oberfranken) und des deutschen Tieflandes (Oldenburg).

Seit sechs Jahren litt S. an einem Herzklappenfehler. Unerwartet schied

er am 1. Februar 1912 aus dem Leben und wurde im Münchener Waldfriedhof bestattet. Er war eine liebenswerte Persönlichkeit, eine stille, bescheidene Natur, die nur für seine Familie und für die Wissenschaft lebte.

Dr. A. Dreyer.

Träger, Albert, Politiker und lyrischer Dichter, * 12. Juni 1830 zu Augsburg, † 26. März 1912 zu Berlin. — In der scharf umrissenen, von stillem Humor durchwehten Autobiographie zu seinem 80. Geburtstage (im »Berliner Tageblatt« vom 12. Juni 1910) gibt T. gewissermaßen als Leitmotiv seines langen, segensreichen Erdenwallens an: »Mit seinen Idealen jung bleiben heißt bis ans Lebensende kämpfen und streben.« Der Patriarch im Silberhaar, der 1912 zu seiner größten Freude als Alterspräsident den Deutschen Reichstag eröffnen durfte, hatte nicht nur den unbeirrbaren Glauben an das Gute und Schöne, sondern auch die politischen Ideale seiner Jugend unverkürzt in das hohe Alter hinübergerettet. Und gerade wegen dieser unerschütterlichen Überzeugungstreue und wegen seines festen männlichen Charakters genoß er auch bei seinen politischen Gegnern — persönliche Feinde hatte er wohl nicht — die vollste Hochschätzung. Die Wahrheit zu sagen, scheute er sich niemals; nur wußte er sie oft in ein anmutiges Gewand zu hüllen und ihr die lustige Schellenkappe eines unvergleichlichen, überall gern gesehenen Humors aufzusetzen. Dieser Humor allein erinnerte noch an seine süddeutsche Abstammung.

T. wurde zu Augsburg geboren. Sein Vater war bei der Redaktion des »Ausland« daselbst beschäftigt. Seine Mutter, die feingebildete Tochter des Geheimrats Ritter aus Merseburg, umschloß der Knabe zeitlebens mit zärtlicher Liebe. Daher zeichnen sich unter seinen lyrischen Gedichten gerade die Lieder an seine Mutter, die »unvergleichliche Frau«, wie er sie nennt, durch seltene Gefühlstiefe aus.

1838 übersiedelte die Familie T. nach Naumburg, wo der Vater die Leitung eines dem Großvater Alberts gehörigen kaufmännischen Geschäftes übernahm, doch schon 1844 starb.

Der Mutter oblag nun die weitere Erziehung des lebhaften, lernbegierigen Knaben, der nach dem Besuch des Gymnasiums zu Naumburg sich in Halle und Leipzig dem Studium der Rechts- und Staatswissenschaften widmete. Dabei vernachlässigte er auch die schönen Künste nicht. Nach glänzend bestandem Examen wurde T. Gerichtsassessor bei dem Appellationsgericht zu Naumburg. Im Juni 1862 ließ er sich als Rechtsanwalt und Notar in Cölleda (Preußisch-Thüringen) nieder und erfreute sich hier einer lebhaften Praxis. 1875 übersiedelte er in gleicher Eigenschaft nach Nordhausen, 1891 nach Berlin. 1896 wurde er zum Justizrat, 1906 zum Geheimen Justizrat ernannt.

Schon frühzeitig betätigte er sich erfolgreich auf politischem Gebiete (als Mitglied der Freisinnigen Volkspartei). Dabei kam ihm seine volkstümliche Rednergabe sehr zustatten. Auf seine politische Richtung übte der Freiheitskämpfer Ernst Keil, der Begründer der »Gartenlaube«, bedeutenden Einfluß aus. Seit 1874 gehörte T. dem Deutschen Reichstag, der damals »in seines Lebens und Wirkens Maienblüte« stand, mit zweijähriger Unterbrechung bis zu seinem Tode an, und zwar als Vertreter des 5., dann des 4. Berliner Wahlkreises und (von 1887 an) des Kreises Varel in Oldenburg. An der Politik hing er mit ganzer

Seele. Früher ging er mit Eugen Richter durch dick und dünn, doch stets gehörte er dem äußersten Flügel seiner Partei an. Wohl empfand er große Bewunderung vor der »gewaltigen Gestalt Bismarcks«, die »ohne Nachfolge« blieb; doch seinem Freunde Eugen Richter zollte er fast noch höhere Verehrung. »Wie Bismarck die höchste Blüte des Junkertums, so war Eugen Richter die des Bürgertums.« Die Bekanntschaft mit der Sozialdemokratie machte er 1869, als er den heimkehrenden Dichter Freiligrath in einer Volksversammlung in Bielefeld als Festredner begrüßte. Trotz der heftigsten Parteikämpfe unterhielt er zu ihren Führern und zu andern bedeutenden politischen Gegnern persönlich gute Beziehungen. Die Bülowsche Blockpolitik befandete er offen und entschieden. Nur ungern schloß er sich ihr an, überzeugt von ihrem schließlichen Mißerfolg. Als einer der wenigen Zeugen aus der großen Werdezeit des Deutschen Reiches ragte er in die Gegenwart hinein, wegen seiner Pflichttreue und seiner parlamentarischen Erfahrung vom ganzen Reichstag geschätzt, nicht minder aber wegen der Formschönheit seiner Reden und wegen seines zündenden Humors.

Von 1879 an gehörte er mit einer Pause (von 1882—1885) auch dem Preussischen Abgeordnetenhaus an, und zwar zuerst als Vertreter des Wahlkreises Frankfurt a. M., dann (von 1892 an) als Abgeordneter des 1. Berliner Wahlkreises.

Über seine parlamentarische Wirksamkeit äußerte er sich in seiner Autobiographie (1910): »36 Jahre stehe ich im parlamentarischen Dienst und bin in Reih und Glied ein treuer Sohn der Freiheit gewesen; andere Verdienste erkenne ich mir nicht zu.«

Neben dem Politiker T. darf auch der Lyriker T. nicht allzu gering eingeschätzt werden. In seiner Bescheidenheit macht dieser erste Poet der damals begründeten »Gartenlaube« auf »Dichterruhm« freilich keinen Anspruch, wie er ausdrücklich betont. War er auch kein Neutöner, kein Bahnbrecher auf lyrischem Gebiete, so nahmen doch seine formvollendeten, auf einen weichen, innigen Ton gestimmten Lieder die damaligen Leser schnell gefangen. Ernst Keil gab 1857 die Gedichte seines Freundes heraus, die bis 1911 18 Auflagen erlebten. Die Krone davon bleibt sein volkstümliches, tiefempfundenes Wanderlied »Wenn du noch eine Heimat hast«. Seine 1870 erschienenen »Zeitgedichte« kennzeichnen seine politische Parteistellung. Sie sind jedoch mehr reflektierend. T. selbst gesteht zu, daß sie »mehr der sachlichen Überzeugung als dem poetischen Drang« entsprangen.

Seine Anthologien »Stimmen der Liebe« (1860), eine Sammlung der besten Liebeslieder (1861), und »Deutsche Lieder in Volkes Mund und Herz« fanden großen Anklang. Von T. stammt auch der Prolog zur 50jährigen Gedenkfeier der Völkerschlacht von Leipzig im Leipziger Stadttheater. In Leipzig hielt er auch 1859 die Festrede zur Schillerfeier daselbst. 1860 gründete er das »Leipziger Sonntagsblatt«, ein Beiblatt zum »Leipziger Tageblatt«, und steuerte dazu selbst Beiträge bei. Zum 100. Geburtstage des schottischen Barden Robert Burns (1859) gab er mit Georg Pertz eine Übersetzung von dessen Gedichten in Auswahl nebst einer warmherzigen Biographie heraus. Geringere Verbreitung erlangten seine Novellen »Übergänge« (1860) und seine modern-sozialen Skizzen »Tannenreiser, Weihnachtsarabesken« (1863). Auf dramatischem Gebiet versuchte sich T. mit ein paar kleinen Scherzspielen: »Die letzte Puppe«, Soloszene

(1864); »Eine Stunde vor der Hochzeit«, Genrebild in 1 Akt (1871), »Das Morgenständchen einer Soubrette«, einaktiges Genrebild (mit Emil Pohl, 1877).

T. lebte in glücklicher Ehe, aus der zwei Töchter hervorgingen (Frau Justizrat Levin und Frau General Lukas). Ihre Sorgfalt sowie die Anhänglichkeit blühender Enkel und treu ergebener Freunde verschönten seinen Lebensabend. Nach kurzem Krankenlager starb er am 26. März 1912 nachmittags 3 Uhr. Erhebende Beileidskundgebungen wurden den Hinterbliebenen zuteil; auch sein Leichenbegängnis (29. März) gestaltete sich zu einer großen Ehrung des gütigen, unerschrockenen und pflichttreuen Mannes. Dr. A. Dreyer.

Wisbacher, Franz, Dichter, * 29. Januar 1849 zu Ainring bei Reichenhall (Oberbayern), † zu Hammerau (Oberbayern) 27. Juli 1912. — Einer jener wirklichkeitsfremden Idealisten, die sich im Leben nicht zurechtzufinden wissen und daher kläglich Schiffbruch leiden. Seine treueste Freundin von den Kindheitstagen bis ins Greisenalter war die — Not. Zwar durfte der arme begabte Zimmermannssohn noch vom Glücke sagen, daß er nicht einem bauerlichen Berufe zugeführt wurde; allein der Beruf eines Volksschullehrers, zu welchem er im Lehrerseminar zu Freising herangebildet worden war, vermochte den hochstehenden, etwas phantastisch veranlagten Jüngling auf die Dauer nicht zu befriedigen. Seine starke Neigung zur Musik bewog ihn, sich um die freigewordene Stelle eines Organisten an der Pfarrkirche in Reichenhall zu bewerben, die er auch erhielt. Doch auch dieses Amt behagte ihm nicht lange. Ihn drängte es fort von der heimatlichen Scholle in ferne Länder. Im Herbst 1875 folgte er der Fürstin Irene Cantacuzeno als Hofmeister nach Rumänien. Bittere Enttäuschungen harrten jedoch seiner in der Fremde. Die glänzenden Verheißungen der Fürstin erwiesen sich als trügerisch. An der unteren Donau singt er wehmutsvoll das Lob des deutschen Rheines. Übermächtiges Heimweh trieb ihn im übernächsten Jahre zu einer abenteuerlichen, entbehrungsreichen Flucht nach dem geliebten Vaterhause. Noch einmal fand er im Schuldienst Verwendung. Doch Ende März 1880 zwang ihn ein hartnäckiges, unheilbares Nieren- und Blasenleiden, um seine Enthebung vom Lehramt nachzusuchen. Anspruch auf Ruhegehalt stand ihm noch nicht zu; sohin fiel er seinen betagten Eltern zur Last.

Trotz seiner Erkrankung hatte er ein Bändchen Gedichte zusammengestellt und es an Geibel zur Beurteilung übersandt. Dieser sprach sich (in einem Briefe an den armen Poeten, Mai 1880) außerordentlich lobend über die Gedichte aus, »in denen echt lyrisches Blut pulsiert. Ein eigentümliches frisches und kräftiges Talent ist mir in Ihren Liedern entgegengetreten. Sie sind ein Dichter von Gottes Gnaden!« Auch andere Meister (A. Grün, Gerok, Scheffel, Gottfried Keller usw.) spendeten Worte hoher Anerkennung.

Doch erst in dem Augsburger Schulrat und Dichter Ludwig Bauer erstand dem Unglücklichen ein hilfsbereiter Gönner und eifriger Förderer seines Talentes. Ludwig Bauer veranlaßte nicht nur eine Auswahl seiner Dichtungen, die im Juli 1882 im Verlag der »Münchner Neuesten Nachrichten« erschien und beifällige Aufnahme fand, sondern er sorgte auch dafür, daß weite Kreise die Not des kranken Dichters erfuhren und sie nach Kräften zu lindern suchten. Aus eigenem Antrieb übermittelte ihm König Ludwig II. von Bayern eine namhafte Unterstützung.

Der Lyrik W.s (nur einmal versuchte sich der Dichter auf dem Gebiete des Schauspiels, nämlich in dem Versdrama »Placidia«, 1895) wird man Wohlklang der Sprache und Gefühlsinnigkeit nicht absprechen können, wie sie einem Geibel, Uhland und Lenau zu eigen war, an denen sich seine Kunst schulte. Seiner geliebten Mutter, die ihm 1885 durch den Tod entrissen wurde, sang er ergreifende Lieder, die an Albert Träger mahnen. Auch seine vaterländischen und religiösen Gedichte offenbaren eine seltene Gemühtiefe, ebenso die Klagen über sein herbes Los. Aus einigen dieser lyrischen Blüten bricht hie und da ein allzu stolzes Selbstgefühl hervor, so aus den Versen:

»O Volk im Ruhmesscheine,
Das du gerecht dich nennst:
Ist's meine Schuld, ist's deine,
Wenn du mich noch nicht kennst?«

Immer hadert er mit seinem harten Geschick; scheu schließt er sich von aller Welt ab und führt nach des Vaters Tode (1895) in dem halb zerfallenen Elternhaus ein wahres Einsiedlerleben.

Verschiedene Gönner rufen die Mildtätigkeit der deutschen Schriftsteller und der Lehrerschaft für ihn an. Reiche Gaben fließen ihm zu, namentlich aus Lehrerkreisen, und trotzdem schreibt er unermüdlich Briefe auf Briefe an zahlreiche angesehene Personen mit grauenvollen Schilderungen seines Elends und mit beweglichen Bitten um Linderung seiner Not. Dies Verfahren, das er auch später noch fortsetzte, verstimmte mannigfach, und seitdem erlahmte auch das menschliche Interesse für den Schwergeprüften. Um 1896 nahm sich der Salzburger Verlagsbuchhändler Heinrich Dieter seiner in wärmster Weise an. Dessen Aufruf und Bitte an die deutsche Schriftstellerwelt war von reichem Erfolg gekrönt.

Dieter besorgte auch 1898 eine Neuauflage der Gedichte W.s, die 1901 bereits in vierter Auflage erschienen. Ein Jahr darauf ließ der Dichter ein Bändchen »Neuer Gedichte« folgen. Ein merklicher Fortschritt tritt jedoch in seinem späteren poetischen Schaffen nicht zutage.

Seine Heimatgenossen waren stolz auf ihn, und er stand ihnen in ihren kleinen Anliegen mit seinem Rat gern zur Seite. Eines wollte ihnen freilich nicht recht in den Sinn: daß der »Freigeist« des Sonntags die Kirche beharrlich mied. Wie sein Leben, so entbehrte auch sein Ende nicht der tiefen Tragik. Als er am 27. Juli von einem Ausflug nach Salzburg in sein heimatliches Gebirgsdorf zurückkehren wollte, wurde er auf dem Bahnhof der Station Hammerau (in der Nähe von Ainring) von einem Eisenbahnzuge überfahren und gräßlich verstümmelt. Zwei Tage darauf ward er auf dem Kirchhofe zu Ainring an der Seite seiner geliebten Eltern zur letzten Ruhe bestattet. Auch Freunde aus Reichenhall, Freilassing und Salzburg hatten sich eingefunden, die dem toten Dichter ehrende Nachrufe widmeten. W.s letzter Wunsch, der aus dem tiefempfundenen Sonett »Mein Grab« hervorklingt, ward nun erfüllt:

»Begraben sollt ihr mich an jener Stelle,
Wo ihr versenkt einst habt mein Mütterlein;
Der Guten will ich möglichst nahe sein,
Daß Kindesstaub dem ihren sich geselle!«

Literatur: Karl Vallaza, »Franz Wisbacher, ein Lehrerdichter«. Leipzig 1908. — »Der Sammler«, 1912, Nr. 92.

Dr. A. Dreyer.

Wolf, Eugen, Forschungsreisender und Kolonialpolitiker, * 24. Januar 1850 in Kirchheimbolanden (Rheinpfalz), † 10. Mai 1912 in München. — Er entstammt einer uralten Pfälzer Familie. Sein Vater L. W., ein gesuchter Arzt, besaß ein großes Gut und widmete sich in den Mußestunden der Bewirtschaftung desselben. Eugen W. empfing nach dem Besuch des Gymnasiums seine kaufmännische und wissenschaftliche Ausbildung in Paris und Heidelberg. Am Kriege gegen Frankreich 1870/71 nahm er als Freiwilliger bei der Medizinalabteilung teil. Unwiderstehlicher Forscherdrang trieb ihn schon in frühen Jahren nach fernen Ländern. Seine exzentrisch veranlagte Natur konnte sich weder damals noch später unter das Joch einer gesicherten Stellung beugen. Zudem ent hob ihn das von seinem Vater ererbte Vermögen aller Sorgen ums Dasein. Kein Geringerer als unser Altreichskanzler hatte ihm im Januar 1890 die Wege zu einer glänzenden Laufbahn im Kolonialdienste geebnet; doch W. sprach das stolze Wort aus, daß er »einen Löffel Suppe« an Bismarcks Tische einer amtlichen Stellung vorziehe.

Seine erste Auslandsreise 1873 führte ihn durch einen großen Teil Südamerikas: nach Brasilien und nach der ganzen Westhälfte dieses Kontinents. Schon hier entfaltete er die für einen kühnen Forschungsreisenden unerläßlichen Eigenschaften, die auf seinen nachmaligen Fahrten noch stärker hervortraten: einen eminent praktischen Blick für Ausrüstung und Pfadfindung, ungewöhnliche Tatkraft und seltene Unerschrockenheit. Die folgenden Jahre füllten Streifzüge durch Europa und Vorderasien aus. 1884 durchzog er Dahomey, Togo, Kamerun und das Kongogebiet. Bald nach seiner Rückkehr nach Europa (1885) mußte er dem damaligen deutschen Botschafter in Paris, dem Fürsten zu Hohenlohe-Schillingsfürst, über die Verhältnisse am Kongo berichten, der seinerseits den Fürsten Bismarck von dieser Unterredung benachrichtigte. Schon vorher hatte W. dem ersten deutschen Reichskanzler verschiedene Sammlungsgegenstände von seiner Reise in Südamerika übersandt, und im Herbst des gleichen Jahres ließ er weitere ethnographische Schaustücke folgen.

Drei Jahre darauf wollte er Wißmann, der ihm schon damals ein lieber Freund war und es bis zum Tode blieb, auf der Emin Pascha-Entsatzexpedition begleiten. Alle Vorbereitungen dazu waren bereits getroffen. Allein der Araberaufstand in Deutsch-Ostafrika nötigte den Reichskanzler zu energischen Gegenmaßnahmen. Wißmann ward mit der Unterdrückung dieses Aufruhrs betraut, und W., der ein Jahr vorher Kolorado, Kalifornien, Texas, Mexiko und Yukatan durchquert und sich an der Strafexpedition gegen die störrischen Utah-Indianer beteiligt hatte, wurde auf Wißmanns Vorschlag zum ersten Chef und kaufmännischen Beirat in dessen Schutztruppe ernannt. Mit Wißmann weilte er vom 4. bis 8. Dezember 1890 zum erstenmal als Gast des Altreichskanzlers in Friedrichsruh. Von da an zählte er zu den engeren Freunden des Bismarckschen Hauses. Auch die Fürstin war ihm hold gesinnt, und mit den Söhnen Bismarcks, Herbert und Wilhelm, sowie mit Lenbach bahnte sich ein trauliches Verhältnis an. Seine denkwürdigen Erlebnisse im Hause des Altreichskanzlers veröffentlichte er 1904 unter dem (sprachlich nicht einwandfreien Titel) »Vom Fürsten Bismarck und seinem Haus, Tagebuchblätter«. Bedeutsam erscheinen hier vor allem die privaten Äußerungen des Fürsten über die deutsche Kolonialpolitik und damit verwandte Fragen. Aus W.s Buche glüht nicht nur eine warmherzige Bismarckverehrung, die um so wohlthuender wirkt, als sie sich von

jeder Überschwenglichkeit fernhält, sondern auch lauter Jubel, daß er dem großen Manne persönlich nahetreten durfte, der für ihn der Inbegriff des urdeutschen Mannes ist. Daher beugt ihn sein Tod tief nieder, und wehmütig ruft er aus: »Die hellsten, die reichsten Tage meines Lebens liegen nun hinter mir.«

1890 nahm W. an der Wißman-Rufidji-Expedition und dem Feldzuge gegen die aufständischen Wakiboscho am Kilimandscharo teil. Nach seiner Rückkehr nach Europa wurde er im Dezember 1891 vom Papst Leo XIII. in Audienz empfangen, ebenso im August 1893.

1891/92 trieb ihn sein unruhvoller Geist nach Transvaal, Swaziland und Zululand. Das Ziel, das ihm bei dieser Fahrt vorschwebte, gibt er in einem um jene Zeit viel beachteten Artikel im »Berliner Tageblatt« vom 19. September 1891 an: »Die Besiedelung Deutsch-Südwestafrikas durch Buren«. Seine ursprüngliche Ansicht von der »Streusandbüchse« Deutsch-Südwestafrikas änderte sich auf Grund eigener Wahrnehmungen in die Erkenntnis, daß diese Steppen gutes Weideland abgeben. Eindringlich wies er darauf hin, daß die Buren nach dem Damaralande »trekken«, unter deutscher Flagge leben möchten; allein in Deutschland verhielt man sich ablehnend dagegen. In einem Artikel der Münchener Zeitschrift »Das Hochland«: »Deutsch-Südwestafrika; ein offenes Wort« (1905) deckt er freimütig die Fehler auf, die den Aufstand daselbst teilweise veranlaßten und die Bekämpfung desselben erschwerten. Auch die Missionäre spricht er nicht ganz frei von Schuld. Aus dem Eingeborenen sei zuerst ein tüchtiger Arbeiter zu machen, und die Religion sollte nach seinem Erachten »langsam, im Laufe der Jahre, mit eingefiltrierte« werden. Im übrigen trat er — obwohl Protestant — auch für die katholischen Missionen wärmstens ein und erwirkte ihnen in Ostafrika Steuer- und Zollbefreiung. Auf seiner Reise 1892 dort erschloß er eine kürzere Route vom Viktoriasee zur deutschen Küste, die er die »Kaiserstraße zum Viktoriasee« nannte.

Eine scharfe Kritik der Kolonisationsmethode in Deutsch-Ostafrika zog ihm das Mißfallen der maßgebenden Kreise zu, und der damalige Reichskanzler Graf Caprivi erließ sogar ein Küstenverbot gegen ihn, das aber bald nachher auf W.s Einspruch wieder aufgehoben wurde.

Im April 1894 durchquerte er die Insel Madagaskar von Tamatave bis Antanarivo und von hier aus nach Fort Dauphin im Süden, sowie die Westküste und ihre Inseln. Im Hauptquartier des Generals Duchesne machte er hierauf den französischen Feldzug gegen die aufrührerischen Howas mit. Ende Dezember 1895 kehrte er nach Europa zurück. Gerade diese Reise lieferte noch mehr als seine früheren und späteren Auslandsfahrten eine reiche Ausbeute von ethnographischen, anthropologischen und paläontologischen Funden. Die französische Regierung hatte ihm ausnahmsweise Ausgrabungen in Madagaskar gestattet, die sich wegen des leidenschaftlichen Ahnenkultus der Howas oft recht schwierig gestalteten. Die wertvollen Sammlungen, die er von seinen jeweiligen Fahrten in die Heimat brachte, überließ er teils dem Museum für Völkerkunde in Berlin, teils der Münchener Akademie der Wissenschaften, die ihn in dankbarer Anerkennung hierfür zu ihrem Mitgliede ernannte, teils aber auch dem Bismarck-Museum in Schönhausen, das er in erheblicher Weise bereicherte.

Unmittelbar nach seiner Rückkehr von Madagaskar wandte W. sein Augenmerk Ostasien zu. Im Frühjahr 1896 hielt er in leitenden Kreisen Vorträge

über die Notwendigkeit eines baldigen Stützpunktes für den deutschen Handel im Osten Asiens. Die Bekanntschaft mit dem um jene Zeit in Deutschland weilenden Vizekönig von China, Li-Hung-Tschang, bestärkte ihn in seinem Vorsatz, das Reich der Mitte aus eigener Anschauung kennen zu lernen und dabei auch soweit als möglich in das Innere Chinas vorzudringen. Bismarck, der W.s Reisen zugunsten der kolonialen Bestrebungen Deutschlands zeitlebens mit hohem Interesse verfolgte, stimmte bei, und auch das Auswärtige Amt in Berlin war der gleichen Meinung.

Im Sommer 1896 trat W. seine Reise an. Ein von Li-Hung-Tschang ausgestellter Reisepaß erleichterte ihm das Vordringen in jene fremdenfeindlichen Gebiete Chinas, insbesondere durch die Provinz Hunan. Zwar war gerade diese Fahrt kein »Kinderspiel«, und die erregte chinesische Landbevölkerung tat alles Mögliche, um den »fremden Teufel« am ferneren Vordringen zu hindern. Diese an abenteuerlichen Zwischenfällen reiche Forschungsreise beschreibt er in höchst anschaulicher und anziehender Weise in seinem (ersten) Buche »Meine Wanderungen. I. Im Innern Chinas« (1901). Wie schon der Titel ersehen läßt, plante er eine Fortsetzung der Schilderung seiner außereuropäischen Fahrten, die leider unterblieb. Die schlichte Erzählung eigener Erlebnisse zeigt ihn als außerordentlich kühnen Wanderer, der den Fährlichkeiten des Klimas und der Mißgunst der Eingeborenen festen Trotz zu bieten weiß, zugleich aber auch als warmherzigen echt deutschen Kolonialpolitiker, dem es daran liegt, Deutschlands überseeische Besitzungen vermehrt und in Blüte zu sehen. Seine Denkschrift über Kiautschau an den Reichskanzler 1896 lenkte die Aufmerksamkeit der deutschen Regierung auf dieses Gebiet und trug zur Erwerbung desselben ihr Teil bei.

In die Jahre 1897/98 fällt ein zweimaliger Besuch Japans. Auch auf die Kurilen, Kamtschatka und Korea dehnte er diese Reise aus. Einige Monate weilte er auf der sibirischen Verbrecherinsel Sachalin und bei den Ainos. Mit reichen ethnographischen Schätzen beladen kehrte er in die Heimat zurück. Dem ethnographischen Museum in München wies er diese Seltenheiten zu. England hatte dafür einen namhaften Betrag geboten, doch W. lehnte kurz ab.

Seine Reisen unternahm er im Auftrag des »Berliner Tageblatts«, und hier berichtete er auch über seine Fahrterlebnisse. In Wort und Tat suchte er das Interesse unseres Volkes für die Kolonien zu entfachen und zu heben, selbst in der Zeit der »Kolonialmüdigkeit«. In allen einschlägigen kolonialwirtschaftlichen Fragen wohl bewandert, durfte er sich mit Recht als »wirtschaftlichen Forschungsreisenden« bezeichnen. Die größeren deutschen Zeitungen prägten für ihn den ihm nicht erfreulichen Titel »der bekannte Forschungsreisende«, und seine Gegner verhöhnten ihn als »Globetrotter« und »Kolonialbummler«. Mancher von seinen weitblickenden praktischen Vorschlägen für unsere Kolonien wurde anfänglich weidlich verspottet, gelangte aber hinterher doch zur Ausführung.

Daß ihm auch eine tiefe Menschenkenntnis, eine für einen Kolonialpolitiker ganz unerläßliche Eigenschaft, beschieden war, bekundet u. a. seine vorzügliche Charakterisierung Stanleys (in Jahrg. 1, Heft 10 der Zeitschrift »Das Hochland«). Nach dem Tode Wißmanns hielt er am 18. November 1905 im alten Rathausaal zu München seinem alten Freunde eine meisterhafte Gedächtnisrede, die unter dem Titel »Deutschlands größter Afrikaner« in den

»Grenzboten« erschien. Der getreue Wißmann stellte ihm bei seinem Scheiden aus der ostafrikanischen Schutztruppe das ehrenvolle Zeugnis aus: »Ein unermüdlicher Arbeiter, ein treuer, furchtloser und allgemein beliebter Kamerad, auf den man sich in friedlicher und kriegerischer Tätigkeit felsenfest verlassen kann.«

Zahlreiche Orden und Auszeichnungen krönten sein verdienstliches Wirken, das sich von den »Beengungen irgendwelcher Parteipolitik« stets fernhielt und nur das eine große Ziel vor Augen sah, daß die Deutschen durch die eingehende Kenntnis fremder Erdteile in den Stand gesetzt würden, nicht nur Berater der Völker über den ganzen Erdball, nicht nur die Berufensten in der hohen Politik zu sein und zu bleiben, sondern auch im Welthandel die allererste Stelle zu erreichen und zu halten.

Lange Zeit gehörte W. der Münchener Künstlergesellschaft »Allotria« und dem »Münchener Künstlerhausverein« als geschätztes Mitglied an; doch in den letzten Jahren seines Lebens zog er sich von diesen Vereinen und auch von der Gesellschaft zurück. Dem ruhelosen Weltwanderer mag es wohl nicht leicht geworden sein, sich an eine stille Lebensart zu gewöhnen. Die Erfolge der Luftschiffahrt weckten sein Interesse in besonderem Maße. Auch die Marokkofrage beschäftigte ihn noch lebhaft.

Nach zehntägiger Krankheit (Typhus) starb er am 10. Mai 1912 in dem ihm zur zweiten Heimat gewordenen München. Seine Asche wurde in Neustadt a. d. H. in einem Ehrenplatz beigesetzt. Das geschmackvolle Urnendenkmal stammt vom Bildhauer Bauer in München. Mit W. schied ein hochbefähigter Kolonialpolitiker dahin, der in amtlicher Stellung wohl Hervorragendes hätte leisten können, ein unentwegter Vorkämpfer für ein großes überseeisches Deutschland.

Literatur: Nekrologe im »Hochland« (Jahrg. 9, Heft 11 von Karl Muth) und in den größeren deutschen Tagesblättern.

Dr. A. Dreyer.

Gomperz, Theodor, o. Professor der klassischen Philologie an der Universität Wien, * 29. März 1832 in Brünn, † 29. August 1912 in Baden bei Wien. —

G. ist als jüngstes Kind von zehn Geschwistern zur Welt gekommen und zusammen mit sieben überlebenden, drei Schwestern und vier Brüdern, in einem Hause aufgewachsen, dessen gesunde Tüchtigkeit dem Knaben auch in Zeiten, die von Sorgen nicht frei waren, eine sichere Führung, die geistigen und materiellen Grundlagen einer reichen und zunächst fast ziellos freien Entwicklung zu gewähren vermochte. Vom Rhein herstammend und dort altansässig, hatte die Familie des Vaters schon eine Reihe von Männern hervorgebracht, die sich im bürgerlichen Leben ausgezeichnet bewährten; doch zählen zu ihr auch Gelehrte von vielseitiger Art und einem ausgesprochen philosophischen Grundzug des Wesens. Es ist vom entwicklungsgeschichtlichen Gesichtspunkt aus interessant, zu sehen, wie sich überkommene Familienanlagen in Theodor Gomperz und seinen Geschwistern gewissermaßen potenziert wiederholen; denn wie er selbst als Gelehrter, dabei nicht einseitig, sondern der Betätigung praktischer Interessen lebhaft zugeneigt, neben W. v. Hartel den Ruf des bedeutendsten Philologen Österreichs erworben hat, so ist sein ältester Bruder, Max Gomperz, ein Finanzmann ersten Ranges und auf seinem Gebiet eine

Persönlichkeit von schöpferischer Begabung gewesen. Auch der zweite Bruder, Julius, war ein Kaufmann von großem Stil, die Schwestern Erscheinungen von eigenartigem Reiz. Der Einschlag von seiten der Mutter, einer geborenen Auspitz, die eine keineswegs gewöhnliche Frau war, wird zweifellos für diese Entwicklung mitbestimmend gewesen sein. Der Vater hatte in Brünn ein Bankhaus errichtet und durch die Tüchtigkeit und Solidität seiner Persönlichkeit zur Blüte gebracht; so war er in einem Lande, dessen industrielle Wirtschaft erst begründet und durch schwere Zeiten geführt werden mußte, nicht ohne Kämpfe und Krisen, der Vertrauensmann weiter Kreise geworden. Die Wohlhabenheit, in der die Familie leben konnte, wird von Theodor nicht zu hoch eingeschätzt, doch sind Wohlstand und Reichtum relative Begriffe, und ein Hauswesen, das sich damals außer einem Erzieher und einer Erzieherin für die Kinder drei bis vier Dienstleute gewähren konnte, muß immerhin auf fester Grundlage geruht haben. Wie sich das Leben im Hause abspielte, in dessen Mittelpunkt die Mutter stand, hat Theodor G. in den Essays und Erinnerungen reizvoll geschildert, und überhaupt muß man bedauern, daß er die Mitteilungen aus seinem Leben nicht weit über die Studienjahre hinausgeführt hat. Bei der Vielseitigkeit seiner Interessen und Beziehungen wären sie gewiß eine wertvolle Quelle der Geistesgeschichte nicht nur Österreichs geworden. Sein Fortschreiten als Gelehrter und Forscher markiert die Geschichte der klassischen Philologie auf österreichischem Boden, die zwar jung, aber erfreulich lebensvoll ist. Er hat die Universität Wien, zu der er 1849 übersiedelte, nicht als Student der Philologie bezogen. Allerdings brachte er vom Elternhaus her eine gründliche Bildung in fremden Sprachen mit; außer Griechisch und Latein beherrschte er Französisch und Englisch in Wort und Schrift, doch war dieser Vorzug, der seinen enzyklopädischen Neigungen entsprach, nicht gerade geeignet, ihn in die Bahnen eines begrenzten Fachstudiums zu drängen. So ist er ein Student für alles, was interessieren konnte, geworden, hat zwar von Hermann Bonitz kräftige Anregung erfahren, aber doch niemals einen Meister der philologischen Spezialwissenschaft gehört, dafür manches Abliegende, wie Botanik, Physiologie, Chemie, mit Eifer betrieben, am wenigsten wohl die Jurisprudenz, obwohl er als Jurist immatrikuliert wurde. Früh zog er sich von den Vorlesungen auf die Bücher zurück und muß damals sehr viel und intensiv gelesen haben. Aus dem Studenten wurde unmerklich der Privatgelehrte, der so wenig das Bedürfnis verspürte, durch ein *Specimen diligentiae* wenigstens äußerlich den Abschluß seiner Universitätsstudien zu markieren, daß er sogar auf den Doktor verzichtete, den er leicht hätte haben können und der doch so manchem als Ziel des Strebens erscheint rein als Titel, der aus der Menge heraushebt. Er ist ihm später mehrfach ehrenhalber verliehen worden. Die skizzierte Entwicklung war bei G. nicht ganz freiwillig, da das Konkordat, das damals in Österreich herrschte, ihn als Juden von einer Karriere ausschloß, die ihm hätte erstrebenswert scheinen können, aber sie kam doch eigenen Neigungen stark entgegen und war, um es offen zu sagen, nicht frei von Gefahren. Gewiß ist nichts betrüblicher als der Student, der vom Tage der Immatrikulation an seine Studien allein unter den Gesichtswinkel des kommenden, glücklich zu bestehenden Examens einstellt, doch pflegen solche Praktiker seltener zu entgleisen und öfter ein nützliches Glied der menschlichen Gesellschaft zu werden als ihr extremes Gegenteil. Im Grunde ist ja nun ein Examen nur ein Nebenziel der Universitätsbildung,

insofern als die Verhältnisse es mit sich bringen, daß unsere Universitäten als staatliche Beamtenfabriken zu dienen haben. Hauptziel ist die geistige Schulung, die den selbständigen Denker schafft. Und wer da ausgelernt hat, den muß es, sollte man meinen, zu irgendeiner eigenen Produktion drängen; diese Notwendigkeit aber zwingt zur Entscheidung für ein bestimmtes Fach. Wer die Universität als Enzyklopädist verläßt, zeigt, daß sie ihm nicht gegeben hat, was sie ihm geben sollte, und läuft Gefahr, der Menschheit verloren zu gehen, besonders wenn ihm seine materiellen Mittel die Grundlage einer gesicherten Existenz verbürgen. Alles Wissen, das man sich sammelt, ist doch nur eine Form des feineren, egoistischen Genießens. Es gibt auch Rentner des Geistes, die um nichts besser sind als ihre kapitalistischen Genossen. Ist G. in Gefahr gewesen, solch eine Entwicklung zu nehmen? Wenn man sich mit den Dingen, die ihn während seiner Studienzeit interessierten, näher vertraut macht, so erkennt man, daß es nicht der Fall war, daß er vielmehr Richtung und Ziel seiner Lebensarbeit früh und instinktiv sicher bestimmt hat. Ehe wir auf sein Werden als Gelehrter eingehen, wollen wir noch kurz die Chronik seines Lebenslaufs vollenden.

Für die fortschreitende Weiterbildung des Studenten ist ein Aufenthalt an der Universität Leipzig, der ins Jahr 1854 fällt, von Wichtigkeit gewesen. Hier traten zu den Büchern, die ihm bisher das Beste gegeben, bedeutende Menschen, in erster Linie Julian Schmidt, Gustav Freytag, Otto Jahn und Theodor Mommsen. Wenn der junge Mann, dem keine Empfehlung äußeren Erfolges zur Seite stand, in diesem Kreis freundschaftliche Aufnahme fand, so darf man schließen, daß er nach dem Eindruck seines Wesens und Wissens nicht gerade als Durchschnitterscheinung eingeschätzt worden ist. Ein kurzes Intermezzo in der Redaktion der »Grenzboten«, die er als Vertreter Julian Schmidts übernommen hatte, brachte ihm damals einen Preßprozeß ein, aus dem er mit verhältnismäßig heiler Haut hervorging. Die Neigung zu gelegentlicher journalistischer Betätigung ist in ihm dadurch nicht ertötet worden. Erst 1867 erfolgte sein Eintritt ins akademische Lehramt; gleichzeitig mit der Habilitation in Wien, zu der Bonitz und mehr noch Miklosich gedrängt hatten, kam ein Ruf nach Graz, wo G. ein Extraordinariat für Geschichte der alten Philosophie übernehmen sollte. Er hat ihn nicht angenommen. Seine gesamte Tätigkeit als akademischer Lehrer ist bis zu seinem Rücktritt im Jahre 1901 an Wien gebunden geblieben, und dort hat er sein Haus begründet und den normalen *Cursus honorum* durchmessen. Im Jahre 1869 hat er die von alten Philosophen mit viel Ernst behandelte Frage, ob ein weiser Mann gut tue, zu heiraten, in bejahendem Sinne entschieden. In Elise v. Sichrowski gewann er eine geistig hochstehende, durch Charakter und Herzensgüte ausgezeichnete Frau als Lebensgefährtin. Viele, die zur geistigen Elite Wiens gehörten, sind in seinem Hause aus und ein gegangen, und zahlreich sind auch die Gäste aus dem Ausland gewesen, da G. auf Reisen in England, Frankreich, der Schweiz und Italien eine Fülle persönlicher Beziehungen angeknüpft hatte.

In den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts bestimmten die beiden Schulen, in denen Hegels Philosophie weiterlebte, auf deutschem Sprachgebiet den Ton. Seltsam mutet es heute an, wenn wir hören, daß dazumal in dem Augustinerkloster zu Brunn Gedanken des freigeistigen Jung-Hegeltums lebhaft rumort haben. Von dort aus sind dem heranreifenden Knaben die

Bücher Schleiermachers und Hegels, Feuerbachs, Straußens und Daumers zugänglich und vertraut geworden; sein Lieblingsbuch waren Herders Ideen zur Geschichte der Menschheit; an der Universität trat noch Spinoza hinzu. G. hat nun nach eigenem Bekenntnis diesen Denker willig entnommen, was ihm persönlich zusagte, gegen anderes, wie die Hegelschen Geschichtskonstruktionen, sich mit gesunder Skepsis gewehrt, aber jedenfalls schon etwas wie eine feste Überzeugung besessen, als er den Positivismus der beiden Mills kennen lernte und in ihm eine Erfüllung sah. Er hat seine Überzeugung selbst als Kampf gegen Willkür definiert und die Definition dahin erläutert, daß er sich gewöhnt hatte, ein Eindringen hinter die Welt der wahrnehmbaren Erscheinungen als unmöglich anzusehen, daß er zweitens in ethisch-sozialer Beziehung die realen Interessen der Menschheit als Maßstab der sittlichen Forderungen nahm, drittens die Herrschaft des Kausalitätsgesetzes unbedingt auch für die menschlichen Willenshandlungen behauptete. Solche Gedanken mußten das Interesse des mit historischem Spürsinn begabten Studenten auch auf altgriechische Philosophen hinlenken, die, von der gewaltigen Erscheinung Platons erdrückt, bisher im Schatten gestanden hatten, die Kyrenaiker, Protagoras. Hier bot sich ihm denn bald ein Problem, in dessen Behandlung der Philolog lebendig wurde und umfassend ans Werk ging. Die *Heraclitea* von Jakob Bernays hatten ihn belehrt, daß in den medizinischen Schriften der unter Hippokrates' Namen gehenden Sammlung wichtige Äußerungen zur alten Philosophie versteckt waren, und indem er sich dem Studium jener Werke zuwandte, stieß er auf eine Abhandlung »von der Kunst«, in der er den Geist des Protagoras zu erkennen glaubte. Den Nachweis der Autorschaft zu führen und gleichzeitig eine Grundlegung des Textes vorzunehmen, stellte er sich sofort als Aufgabe, die ihn nicht nur in den Methoden des textkritischen Handwerks schulte, sondern auch zum Studium des jonischen Dialektes und zu Untersuchungen auf dem rein formalen Gebiete des sprachlichen Ausdrucks und Stiles nötigte. Obgleich die vertretene These sich nicht durchzusetzen vermochte, hat das Buch noch eine zweite Auflage erlebt, ein Beweis, daß sein Gehalt an sprachlicher und stilistischer Beobachtung und die Fundamentierung des griechischen Textes ihm dauernden Wert verliehen. Von gleicher Wichtigkeit für G. und seine ganze spätere Entwicklung als wissenschaftlicher Arbeiter ist nur noch die Tätigkeit an den herkulanischen Rollen geworden. Auch in diese Gegend führte ihn philosophische Neigung. Der Positivismus, dem er huldigte, hatte sein Interesse für Epikur geweckt, und so kam er zur Beschäftigung mit jenen Bruchstücken der epikurischen Lehre, die uns durch die herkulanischen Rollen allein übermittelt sind. Diese Reste antiker Philosophie und sonstiger Wissenschaft hatten sich halb verkohlt gefunden, als man 1753 bei Ausgrabungen im Garten des Kapuzinerklosters von Portici auf die Bibliothek eines vornehmen Römers stieß, und es bedurfte zunächst der Ausgestaltung eines besonderen Verfahrens, um die brüchigen Rollen aufzuwickeln und den Inhalt lesbar zu machen. Die Herausgabe und Bearbeitung der aufgefundenen Schriften blieb lange Zeit ein Privileg der Neapeler Akademie, die eigens zu diesem Zweck begründet war; außerhalb dieses engen Kreises waren es nur wenige Gelehrte, die einzelnen Partien vorübergehend Aufmerksamkeit geschenkt hatten. In erster Linie der ausgezeichnete Münchener Gräzist Leonhard Spengel, der als der eigentliche Begründer des Studiums der herkulanischen Papyri außerhalb Italiens

bezeichnet werden kann, ferner F. Gros und Dübner, Sauppe, Schömann, Götting, Hartung und Bücheler. Alle diese hatten von der Grundlage des Studiums, dem überlieferten Text, nur eine sekundäre Kenntnis besessen, und Theodor G. ist der Erste gewesen, der auf die Textquellen umfassend und systematisch zurückgriff, indem er einesteils die Neapeler Originale an Ort und Stelle verglich, andererseits die Abschriften, die einst ein englischer Kaplan von den Rollen genommen hatte, aus einer Dachkammer der Bodleyana in Oxford wieder ans Licht zog und kopierte. Diese Hayterschen Abschriften sind deshalb wichtig, weil sie vieles bringen, was seinerzeit noch lesbar, später verwischt war. Mancher gute Fund lohnte die geleistete Arbeit, die den Ruf des Philologen G. recht eigentlich begründete; ihm selbst ist wohl das Liebste gewesen, daß er bei Vertretern des jüngeren Epikurismus Vorstufen der induktiven Logik Bacons und Mills fand. Die Arbeit, die an den Rollen geleistet werden mußte, war hauptsächlich die eines Erneuerers, vergleichbar der Tätigkeit eines Restaurators an alten, halbzerstörten Bildwerken. Eine vielfach trümmerhafte und zersplitterte Überlieferung mußte gesichtet und geordnet, ein immerfort durch Lücken unterbrochener Text ergänzt werden. Dazu gehört ein energisches Eindringen in den Gedankengang des Autors, bei dem freilich die Zusammenhänge oft mehr erraten werden müssen, eine gründliche Kenntnis der von ihm vertretenen Lehrmeinungen, eine umfassende Vertrautheit mit der griechischen Sprache im allgemeinen und der des behandelten Textes im besonderen, um stets das treffende und mögliche Wort zu finden. Es gibt keine wissenschaftliche Tätigkeit, die geeigneter wäre, einen Philologen methodisch zu schulen und in seinen Kenntnissen zu bereichern. Sie stellt ebenso große Anforderungen an die Einbildungskraft wie an den streng kritischen Verstand, der die ahnende Phantasie dauernd am Zügel führen muß.

Als G. sich habilitierte, war die Physiognomie des künftigen Gelehrten fertig umrissen. Über das Hauptarbeitsgebiet, die antike Philosophie, wiesen bereits einzelne Äußerungen hinaus, die recht verschiedenartige Interessen vermuten lassen. Neben kleinen Beiträgen zur attischen Tragödie steht ein breit angelegter Vortrag über Demosthenes als Staatsmann und ein anderer über antike Zauberei und Traumdeuterei, der, sehr charakteristisch für den Verfasser, in einen Hymnus auf die aufklärenden Leistungen der Psychologie und Geschichtswissenschaft endet. Was G. seither an kleineren Arbeiten veröffentlicht hat, sind entweder Schnitzel und Späne, die auf dem Wege zu seinem eigentlichen Lebenswerk, den »Griechischen Denkern«, abfielen, d. h. zahlreiche Beiträge zur Geschichte der griechischen Philosophie, insbesondere zu Platon und Aristoteles, oder es sind Arbeiten, die in geradliniger Entwicklung früher Begonnenes fortsetzen, erworbene Fertigkeit üben. Das Bedeutendste als abgeschlossenes Stück sind da wohl die Studien zu Herodot, ihrem Umfang nach im Grunde ein volles Buch, darin einesteils die längst aufgenommene Beschäftigung mit dem jonischen Dialekt neue Frucht trägt, andererseits die Technik der Stil- und Sprachbeobachtung und der philologischen Emendation mit Nutzen geübt wird. Die an Philodem bewährte Tätigkeit des Ergänzens führt weiter zu epigraphischen Arbeiten und zur Behandlung sonstiger Papyrusfunde; der Textkritiker hat sich namentlich am griechischen Drama betätigt. Ein Fund von besonderer Art war die Entdeckung eines Systems altgriechischer Kurzschrift. Der breite Raum, den bei G., einem wesentlich

auf das Sachliche gerichteten Geiste, textkritische Probleme einnehmen, ist wahrscheinlich durch die Gesamtrichtung der klassischen Philologie in jener Zeit bedingt. Als seine schriftstellerische Tätigkeit reicher einsetzte, waren Böckh, Welcker und Schömann bereits alte Leute, und die führende Generation, in Deutschland durch Fr. Ritschl und Moritz Haupt, draußen durch Madvig, Cobet und Nauck am glänzendsten vertreten, ging zum Teil ganz einseitig in formaler Arbeit auf. Den Umschwung, den in dieser Hinsicht die neunziger Jahre brachten und der bei vielen ein radikaler gewesen ist, hat G. nicht in dem Sinne mitgemacht, daß er sich von der alten Art abkehrte, wohl aber hat er ihn durch sein Hauptwerk tüchtig fördern helfen. Manches unter seinen textkritischen Bemerkungen erscheint uns heute verfehlt, und zwar nicht allein deshalb, weil wir konservativer geworden sind; man hat den Eindruck, daß er der Leichtigkeit seiner Einfälle nicht immer das erforderliche Maß von Selbstkritik entgegenbrachte. In höheren Jahren ist er behutsamer geworden.

Das Hauptwerk, das seinen Namen auch einem größeren Kreise der modernen Gebildeten des In- und Auslandes bekannt gemacht hat, sind die griechischen Denker, eine dreibändige, weit ausholende, bis auf Aristoteles geführte Darstellung der altgriechischen Philosopheme. Dieses Werk ist nicht schlechthin ein historisches. Das Problem, das die Entstehung und Ausbildung der antiken Philosophie stellt, läßt sich rein tatsächlich erfassen, indem man die Dinge, wie sie sich auf Grund des kritisch gesichteten Quellenmaterials darbieten, zur Darstellung bringt, ihren Ursachen und Zusammenhängen nachspürt und die absoluten Höhepunkte aufweist. Aber man kann auch dem eigenen Standpunkt in der Schätzung von philosophischen Maximen Geltung verschaffen und daraus gewissermaßen Wertmesser ableiten, an denen man glücklich Erreichtes und Verfehltes prüft. G. hat das Verfahren des kritischen Historikers mit dem eines Beurteilers zu vereinen gesucht, dem der moderne Empirismus und Phänomenalismus als ein entscheidender Fortschritt erscheint. Es ist klar, daß sich ihm infolgedessen Licht und Schatten in der antiken Philosophie vielfach anders verteilen mußten. Ein Denker wie Protagoras, überhaupt die gesamte Sophistik tritt für ihn in eine völlig neue Beleuchtung, während beispielsweise manche Seiten der Platonischen Philosophie sich eine Kritik gefallen lassen müssen. Die Bedeutung des Aristoteles als Naturwissenschaftler wird gewürdigt; aber es wird auch betont, daß sie nur eine relative war. Nun sind ja Platon und Aristoteles so groß, daß sie eine relative Betrachtung jederzeit vertragen können und wenn jemand inzwischen Protagoras den größten Denker des Altertums genannt hat, so ist G. daran gewiß unschuldig. Er war einsichtig genug, einiges Wasser in den Wein des Positivismus zu schütten; der Blick für das historische Werden der Dinge zwang ihn zu mancher Konzession, und niemand, der sein Buch aufmerksam liest, wird verkennen, daß auch für ihn Platon im Mittelpunkt der griechischen Philosophie steht. Die heutige Philosophie aber hat selbst verschiedene Richtungen, und es wäre möglich, vom Standpunkte jeder modernen Schule aus eine Geschichte der griechischen Philosophie zu schreiben, die immer wieder eine neue Seite zur Geltung bringen müßte. Man würde auf diese Weise erst recht erkennen, wie reich an fruchtbaren Keimen die antike Gedankenarbeit war. Die Frage wird stets nur bleiben, wieweit wir berechtigt sind, Modernes im Alten wiederzufinden, und da ist der Punkt, wo

auch die Auseinandersetzung mit G.' »Griechischen Denkern« zu beginnen hat. Wenn aber sein Werk durch die universale Beherrschung des Stoffes, die Schärfe und Klarheit des Urteils und den Reichtum an neuen Auffassungen und Thesen höchsten wissenschaftlichen Ansprüchen genügt, so gewinnt es besonderen Wert durch die Schönheit, Wärme und allgemeine Verständlichkeit seiner Darstellung, Eigenschaften, die seine äußeren Vorzüge den inneren ebenbürtig machen. Hierzu tritt die ausgesprochen persönliche Note. Zellers Geschichte der griechischen Philosophie kann man erneuern, die von G. aber nicht; sie wird für immer sein geistiges Eigentum bleiben. Wenn der Jüngling einst die Universität bezogen hatte, um irgendein Mittelding zwischen Geschichte und Philosophie zu studieren, so hat er als gereifter Mann den Beweis erbracht, daß er beides geworden war: Historiker und Philosoph zugleich. Ausschließlich der Philosophie hat G. durch die Übersetzung von John Stuart Mills Werken gedient, ausschließlich der Geschichtswissenschaft durch eine Reihe von biographischen Skizzen, unter denen die Würdigung des Philosophen John Stuart Mill und des Philologen Jakob Bernays Meisterstücke eindringlichen Verstehens sind. Von hier aus ist der Weg zum Tagesschriftsteller leicht zu finden. G. hat einmal den Ausspruch getan, daß ihm eine Vereinigung von theoretischer und praktischer Tätigkeit, wie wir sie bei großen Engländern finden, stets als ein Ideal vorgeschwebt habe. Er hat dann eine gewisse praktische Betätigung in der Politik seines Heimatlandes gefunden. Als Jüngling von den Eindrücken der achtundvierziger Jahre lebhaft erfaßt, hat er sich später als Gegner des Zentralismus bekannt und ist auch publizistisch für die Ansprüche der Ungarn eingetreten. Nicht alles, was er in der Zeit des Kampfes geschrieben hat, ist damals von den Redaktionen gedruckt worden, aber wenn er das Jahr 1914 erlebt hätte, so würde ihm wahrscheinlich die Erhebung Ungarns hohe Freude und die tiefste Befriedigung gewährt haben, weil sie seine Überzeugungen bestätigte. Denn er war im Grunde seines Herzens ein echt österreichischer Patriot, dabei freilich ein Streiter für das Erreichbare, weil er sich gewöhnt hatte, den Zwang der Tatsachen als das einzig Wirksame auch in politischen Dingen einzuschätzen. Daher ist er in der inneren österreichischen Politik stets für den Ausgleich der nationalen Forderungen eingetreten und hat noch in dem letzten Artikel, den er überhaupt wohl geschrieben hat, seiner Freude über eine (leider nur anscheinend) bevorstehende Verständigung zwischen Deutschen und Tschechen lebhaften Ausdruck gegeben. Im österreichischen Herrenhause, dessen Mitglied er durch die Gnade seines Kaisers geworden war, gehörte er der sogenannten Verfassungspartei an.

Am 29. März 1912 feierte er, mit Ehrungen aller Art bedacht, seinen 80. Geburtstag. Scheinbar noch völlig gesund, geistig vollkommen frisch und mit allerlei Plänen beschäftigt, hat er dieses Fest doch nicht lange mehr überlebt. Der Tod hatte für ihn keine Bedenken; ruhig konnte er zurückblicken auf ein reiches Leben, das ihm die Erfüllung der wichtigsten Aufgaben gewährt hatte. Nicht immer war es ihm leicht geworden, denn der Erfolg, so reichlich er ihm kam, kam nicht gar so früh, und so wenig er ihn suchte, so sehr freute er sich des Erreichten. Vielleicht weil er wirklich bescheiden war, trug er an Widerspruch und Tadel schwer. Aber Haß war seinem Temperament fremd, und wenn er auch Kränkung nicht leicht vergaß, so hat er doch nach gerechtem Urteil gestrebt und Freundschaft, die man ihm entgegenbrachte, stets dankbar und redlich vergolten.

Quellen: Essays und Erinnerungen von Theodor Gomperz (mit dem Bildnis des Verfassers nach einem Ölgemälde von Franz v. Lenbach), Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt 1905. — Theodor Gomperz. Von Professor Adolf Wilhelm. Separatabdruck aus der Neuen Freien Presse vom 2. September 1912. — Hellenika. Von Theodor Gomperz, 2 Bde. Leipzig 1912. — Außerdem standen dem Verfasser Mitteilungen aus dem Kreise der Familie zur Verfügung.

Wien, Dezember 1914.

Ludwig Radermacher.

Zirkel, Ferdinand, * 20. Mai 1838 in Bonn als Sohn des Gymnasialprofessors für Mathematik Joseph Zirkel und dessen Gattin Klara geb. Trimborn, † ebenda 11. Juni 1912. — Er besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt und wurde im Herbst 1855 an der Bonner Universität immatrikuliert. 1859/60 bereiste Z. mit William Preyer die Far-Oer, Island, England und Schottland. Am 14. März 1861 erfolgte seine Doktorpromotion. Nach einem Aufenthalt in Wien siedelte er 1863 als außerordentlicher Professor an die Universität Lemberg über, wo er 1865 zum Ordinarius ernannt wurde. 1868 wurde Z. nach Kiel berufen, 1870 nach Leipzig. Er eröffnete dort das Mineralogische Institut und Museum in den Räumen des Hauses Thalstraße 35. 1894/95 war Z. in Ceylon. Im Herbst 1909 zog er sich in den Ruhestand zurück. Z. ist ein Begründer der Petrographie. Sein Verdienst um die Entwicklung dieses Teiles der Naturerkenntnis liegt in erster Linie darin, daß er die außerordentliche Bedeutung eines zwar schon vor ihm angelegten, aber wenig betretenen Pfades, der Methode mikroskopischer Erforschung der Gesteine, erkannte und zur Geltung brachte. Durch seine und anderer Mitarbeit wurde diese Untersuchungsart zur Trägerin glänzendster Fortschritte auf dem Felde der Petrographie. Bei seinen Studien war somit das Mikroskop Hauptwerkzeug; es hat ihn aber nicht einseitig gemacht: Z. hat über dem Mikroskopieren das Makroskopieren nicht vergessen und sich den Blick für das Ganze bewahrt. Mit Vorliebe in historischer Betätigung die auf dem Felde der Petrographie durch die Arbeit vieler Forscher nach und nach gewonnene Ernte prüfend und in kritischer Betrachtung das Wesentliche und sicher Erkannte vom noch Fraglichen trennend, war er in der Unruhe des gewaltigen Aufschwunges, den die junge petrographische Wissenschaft nahm, ein getreuer Warner vor eiligen Schlüssen. Seinem ausgeprägt historischen Sinne widersprach es, vom Alten zu lassen, ehe das Neue ganz sicher gestützt erschien. Z. hat immer zur Klärung der Streitfragen, in die er eingriff, durch Hinweis auf das Tatsächliche beigetragen, wenn er bei der Sichtung der Ergebnisse und Kritik der Meinungen auch nicht überall das Richtige getroffen hat, so nicht gegenüber den kühnen Gedanken, die ein noch Größerer auf dem Felde der Petrographie, Heinrich Rosenbusch, in divinatorischer Begabung über die systematischen Einheiten der Magmengesteine verkündete.

Ein glückliches Zusammentreffen von Umständen führte Z., unter Ablenkung von seinem zunächst eingeschlagenen Lebenswege in das Gebiet, auf dem er so reiche Erfolge erzielen sollte. Z. war willens, Bergbalkundiger zu werden und hatte bereits, nach vorbereitenden Studien an der Universität Bonn, sich in praktischer Arbeit in Bergwerken des Rheinlandes betätigt, als in ihm auf der mit William Preyer 1859 und 1860 unternommenen Reise nach Island der Gedanke mehr und mehr reifte, sich ganz der Mineralogie und Geologie zu widmen. Seine »*de geognostica Islandiae constitutione observationes*« verschafften

ihm am 14. März 1861 in Bonn den Doktorhut. 1862 wandte er sich nach Wien, um an der geologischen Reichsanstalt unter Wilhelm v. Haidinger und am Hof-mineralienkabinett zu arbeiten. Dort ist auch eine mineralogische Studie Z.s über den Bournonit entstanden. Als bald aber kam er in seine eigentliche wissenschaftliche Bahn. Die überraschende Tatsache, daß Materialien wie Basalt und Granit, in Form äußerst zarter Scheibchen geschliffen, der mikroskopischen Beobachtung im durchfallenden Lichte selbst bei starken Vergrößerungen zugänglich sind, war bereits von Henry Clifton Sorby und Oschatz ausgenutzt. Z. lernte die Dünnschliffmethode auf Besuchen bei Sorby näher kennen. In dankbarer Erinnerung, daß dieser ihm gewissermaßen die Pforte zur Kenntnis der mikroskopischen Verhältnisse im Mineral- und Gesteinsreiche öffnete, hat Z. immer das Verdienst Sorbys anerkannt. Ihm selber war es vorbehalten, der Methode das weite Feld der Petrographie zu erobern. Seine ersten 1863 veröffentlichten mikroskopischen Studien an Gesteinen betrafen den Granit, die Porphyre und Basalte. Bald darauf erschienen Z.s Lehrbuch der Petrographie, seine Abhandlung über die mikroskopische Natur glasiger und halbglassiger Gesteine, Arbeiten über die Verbreitung von Nephelin und Leuzit sowie sein Basaltbuch. All diese bedeutsamen Werke hat Z. auf wenigen Wanderjahren an den Universitäten Wien, Lemberg, Kiel ausgearbeitet. 1870, erst 32 jährig, fand er die dauernde Stätte seiner Betätigung an der Universität Leipzig. Er wurde hier Nachfolger von Karl Friedrich Naumann, dem ausgezeichneten Mineralogen und Geologen. Z. übernahm es gleichfalls, sowohl Mineralogie als auch Geologie zu lehren, und er hat immer recht großen Wert auf seine doppelte Wirksamkeit gelegt. Eine wichtige wissenschaftliche Erbschaft, die Fortführung des Naumannschen Lehrbuches der Mineralogie, fiel ihm zu. 1873 erschien seine zusammenfassende Darstellung der mikroskopischen Beschaffenheit der Mineralien und Gesteine, 1876 die Bearbeitung der von den amerikanischen Geologen bei der Erforschung des 40. Parallelkreises gesammelten Felsarten und dann, 1893/94, nach der Arbeit vieler Jahre die zweite Auflage des Lehrbuches der Petrographie in drei umfangreichen Bänden. In diesem Werke Z.s tritt am klarsten sein Wesen als naturwissenschaftlicher Forscher heraus. Mit größter Objektivität und voller Würdigung auch den seinen entgegengesetzter Ansichten hat er diese in der gesteinskundlichen Literatur einzig dastehenden Bücher verfaßt. Ihm, der die Entwicklung der Petrographie von den kleinen Anfängen an miterlebt hatte, war es vergönnt, so weit zu greifen, daß sein von ihm allein hergerichtetes Lehrbuch die schon damals riesengroße Summe von petrographischen Erfahrungen voll umschloß. Das Werk wird noch in ferner Zukunft ein herrliches Denkmal Ferdinand Z.s sein.

Mit Genehmigung des Verfassers (F. R i n n e) auszugsweise wiederholt aus den Verhandlungen der Kgl. Sächs. Ges. der Wissenschaften zu Leipzig 1912. Ebendort Schriftenverzeichnis Z.s.

Toepler, August Joseph Ignatz, * 7. September 1836, † 6. März 1912. — T. wurde im katholischen Schullehrerseminar zu Brühl bei Köln geboren, als vierter Sohn von Michael Toepler und dessen Frau Marie geb. Richter. Sein lebendiges Interesse für Naturwissenschaft führte ihn als Schüler in Köln zur Bekanntschaft mit dem Physiker Caspar Garthe, der ihn bestimmte, sich ganz den Naturwissenschaften zu widmen. Dieser Entschluß ließ sich jedoch nur

mit den allergrößten Schwierigkeiten zur Durchführung bringen. T. war mit 18 Jahren darauf angewiesen, sich fast ausschließlich selbst zu erhalten. Seinen Lebensunterhalt erwarb er sich in Köln und auch später in Berlin außer durch Klavierstunden im wesentlichen durch Arbeiten teils konstruktiver, teils dekorativer Richtung für Baubureaus, und noch 1890 konnte er mit Genugtuung seinem Sohne eine Reihe von Häusern in Köln zeigen, deren bescheidene Fassadenornamente von ihm entworfen worden waren. In Berlin besuchte T. 1855—1858 das Kgl. Gewerbeinstitut (spätere Technische Hochschule). Sein Studium war hier speziell der praktischen Chemie zugewandt, wofür er sich auch Herbst 1858 das Diplom erwarb; gleichzeitig hörte er Vorlesungen an der Berliner Universität. 1859 fand er Anstellung als Chemiker der Versuchsstation an der Kgl. Landwirtschaftlichen Akademie Poppelsdorf bei Bonn. Außerdem gab er 1861/62 Unterricht in Physik und Chemie an der inzwischen eingezogenen Ackerbauschule zu Annaberg bei Bonn. Von Herbst 1862 bis Ostern 1864 vertrat T., neben seiner Stellung als Chemiker, die Professur für Physik, Technologie und Chemie an der Poppelsdorfer Akademie.

In die Zeit des Wirkens in Poppelsdorf fallen seine ersten wissenschaftlichen Arbeiten (»Phosphorhaltige Fette in Kulturgewächsen« 1860). Seinem erfinderischen Geiste boten solche chemisch-analytische Arbeiten aber wenig Anregung, sein tätiges Interesse wandte sich mehr und mehr der physikalischen Forschung zu.

Am 25. Mai 1860 promovierte er von Poppelsdorf aus an der Philosophischen Fakultät der Universität Jena mit der Arbeit »Über einen Vorschlag zu einer neuen Methode durch einen einzigen Leitungsdraht gleichzeitig mehrere telegraphische Depeschen zu befördern«. Diese Arbeit war gänzlich verschollen, erst vor zwei Monaten gelang es seinem Sohne, Professor M. Toepler in Dresden, dieselbe in Jena aufzufinden. Sie löst das Problem, mehrere Depeschen auf einem Draht zu befördern durch eine originelle Hintereinanderschaltung dreier Relais mit geeignet gewählten Grenzen der Empfindlichkeit. Sie ist nicht gedruckt worden, ihr Inhalt läßt aber bereits deutlich T.s Arbeitsrichtung erkennen.

Zu jener Zeit erregten die Versuche über Elektrizitätsdurchgang durch verdünnte Gase, welche Julius Pfluecker an der benachbarten Universität Bonn ausführte, allgemeines Interesse. Heinrich Geißler in Bonn hatte zu diesen Versuchen seine bekannte Quecksilberluftpumpe geliefert, bei der der Kolben der früheren Pumpen durch eine bewegte Quecksilbermasse ersetzt war; ihre große Wirksamkeit an erreichbarer Gasverdünnung lag zum größten Teil darin, daß bei ihr durch die Flüssigkeit Quecksilber zugleich der Verschluß in den Hähnen vollkommener wurde, der schädliche Raum sich fast völlig vermeiden ließ. T. fügte der Benutzung des Quecksilbers noch die prinzipiell zur Erreichung höchster Vakua ausschlaggebende Erfindung hinzu, alle Verschlüsse, Hähne und dergleichen durch sinnreiche Benutzung von Barometern als Ventile zu ersetzen. Diese Möglichkeit, durch einfache Verbindung dreier Barometer mit einer bewegten Quecksilbermasse die höchsten Vakua zu erzeugen, war so neu und dabei so verblüffend einfach, daß Poggendorf, dem T. seine Arbeit zur Veröffentlichung in dessen Annalen einsandte, sie nicht aufnahm. Die Arbeit erschien in Dinglers polytechnischem Journal 1862 unter dem Titel »Einfache Barometerluftpumpe ohne Hähne, Ventile und schädlichen Raum«.

Fast 40 Jahre lang ist diese Toepler-Pumpe, welche in der üblichen Ausführungsform Räume von 1 l Inhalt innerhalb 2 Stunden auf $2-3 \times 10^{-8}$ Atmosphären auszupumpen gestattet, unübertroffen geblieben und in allen physikalischen Instituten der Welt im Gebrauch gewesen. Auch für die Technik war diese Pumpe von der größten Bedeutung; alle elektrischen Glühlampen wurden anfangs mit T.s Quecksilberluftpumpe ausgepumpt und erhielten durch das erzielte hohe Vakuum ihre große Lebensdauer. Erst seit noch nicht 10 Jahren wird die Toepler-Pumpe mehr und mehr verdrängt.

Die Art der Veranlagung T.s und seines Forschens tritt wohl am klarsten bei seiner Erfindung des Schlierenapparates und dessen Ausnutzung zu speziellen Beobachtungen hervor. Auch die Schrift, welche hierüber berichtet, fand keine Aufnahme in der periodischen Fachliteratur, so daß T. gezwungen war, sie auf eigene Kosten als selbständige Schrift drucken zu lassen. Und doch hat gerade der Inhalt dieser Arbeit im Laufe der Zeit wohl am meisten zu dem allgemeinen Ansehen T.s bei den Physikern besonders des Auslandes beigetragen; er umfaßt ja u. a. die bekannte Sichtbarmachung von Schallwellen. August T. war der erste, der den Schall gesehen hat. In Verbindung mit seinen späteren Arbeiten auf gleichem Forschungsgebiet ist diese erste Schrift über die Schlierenmethode dann 1876 in Ostwalds Klassikern neu abgedruckt worden.

Die dritte allgemein bekannte Erfindung T.s wurde durch ein praktisches Bedürfnis angeregt. T. war bei Ladung der Leidener Flaschen zur Herstellung der Funkenschallwellen auf die unergiebigste Reibungsmaschine oder den für diesen Zweck auch wenig geeigneten und wegen der damals zu seinem Betrieb nötigen Bunsenelemente unbequemen Rhumkorffschen Induktionsapparat angewiesen. Eine ergiebigere Gleichstromquelle von hoher Spannung schien erwünscht; der Erfüllung dieses Wunsches waren die Bemühungen der nächsten Jahre gewidmet, sie führten zur Influenzmaschine.

Ostern 1864 nahm T. einen Ruf als Professor der Chemie und chemischen Technologie an das Baltische Polytechnikum in Riga an. Außer dieser Lehrbetätigung wurde ihm auch noch die Aufgabe, eine landwirtschaftliche Versuchs- und Samenkontrollstation an dieser Hochschule zu gründen. Die Anerkennung, welche seine Tätigkeit in verschiedenster Weise gefunden, zeigt, mit welchem Eifer und Erfolg er sich gerade der letzten Aufgabe gewidmet hat. Auch im Druck erschienene Analysen von Kalksteinen, Dungstoffen, Kesselspeisewässern zeigen ihn als eifrigen Chemiker. Seine außeramtliche Tätigkeit war aber auch hier völlig der Physik gewidmet und durch eine Reihe glänzender öffentlicher physikalischer Experimentalvorträge schuf er sich auch in den weitesten Kreisen eine besonders angesehene Stellung.

Im Sommer 1865 gelang es ihm, den gesuchten Weg zu finden zur Erzeugung großer Mengen hochgespannter Elektrizität und die Richtigkeit seiner Schlüsse an einem Modelle zu erproben. Im Juni überreichte er auf der Durchreise in Berlin Poggendorff persönlich eine Arbeit über diese Erfindung der Influenzmaschine — von T. damals noch Influenzelektromotor genannt. Poggendorff nahm die Arbeit an, welche im Augustheft 1865 der *Annalen* erschien, und teilte gleichzeitig T. mit, daß W. Holtz in Berlin auch schon seit einiger Zeit mit ähnlichen Konstruktionen beschäftigt sei, gleichfalls mit gutem Erfolge. Die erste Arbeit von W. Holtz über Influenzmaschinen erschien denn auch nur zwei Monate später im Oktober 1865. T. kommt also unzweifelhaft die Priorität

der Veröffentlichung der Erfindung zu, welche beide unabhängig voneinander gemacht hatten. Diese Unabhängigkeit zeigt sich schon darin, daß die erste äußere Form der Influenzmaschinen beider Erfinder so verschieden ist, daß sie zunächst kaum das gleiche Grundprinzip zu verwirklichen scheinen. Erhöhung der Spannung durch den sogenannten Multiplikationsprozeß fand schon in einer Reihe verschiedener damals bekannter Maschinchen statt. Solche dienten sogar schon als Elektrizitätsquelle, jedoch konnte ihnen Elektrizität nur unter Entladung der Multiplikationsquelle entzogen werden, worauf der gesamte Multiplikationsprozeß ganz von neuem einsetzen mußte. Der wesentliche Schritt, welcher erst eine kontinuierliche Stromabnahme ermöglichte, nämlich die Trennung des Multiplikationsprozesses, welcher ein Leitersystem auf Spannung bringt von einem zweiten, der zur Stromerzeugung verwendet wird, das war es, was T. und Holtz zuerst in den genannten Arbeiten verwirklichten — T. in zwei getrennten Maschinen auf gleicher Rotationsachse — Holtz auf einer einzigen rotierenden Scheibe eng vereint. Letzteres war jedenfalls die räumlich weitaus vollkommenere Lösung. Dafür war aber schon die erste T.sche Maschine selbsterregend (wegen ihrer Metallbelege und schleifenden Metallkontakte), ein großer Vorzug, der den ersten Holtzschen Maschinen fehlte, da hier die Elektrizitätsübertragung durch Spitzenwirkung erfolgte.

Ein Überblick über die Gesamtheit der späteren Arbeiten über Influenzmaschinen von T. und Holtz zeigt, daß beide Erfinder zwar vielfach die geeigneten Vorzüge ihrer Konstruktionen, wie dies ja nur selbstverständlich ist, gegenseitig mit verwertet, aber doch im großen ganzen auch weiterhin recht verschiedene Entwicklungswege eingeschlagen haben. Holtz suchte und fand im Laufe der Zeit eine ganze Reihe zum Teil sehr verschiedenartiger Konstruktionsmöglichkeiten; vor allem seine Maschine zweiter Art mit zwei entgegengesetzt laufenden Scheiben hat in der Form, die dieser Whimshurst gegeben hat (Kombination mit T.s Selbsterregung) allerweiteste Verbreitung gefunden. T. suchte nach derjenigen speziellen einfachsten Gestaltung der selbsterregenden Maschine, welche am bequemsten den in der ersten Arbeit schon eingeschlagenen Weg zu größter Stromergiebigkeit durch Aneinanderreihung zahlreicher rotierender Scheiben ermöglichte. Zur definitiven Form derselben gelangte er 1878 und zeigte dieselbe in Kassel auf der Naturforscherversammlung, sie hat unter dem Namen Maschine von Toepler-Voß weite Verbreitung gefunden. Für seine vielplattigen Maschinen hat T. 1879 die noch heute übliche Form im wesentlichen erreicht.

Leider hat das beiderseitige Bewußtsein, den Ruhm der Erfindung der Influenzmaschine mit einem Zweiten zu teilen, beiden die Freude an ihr getrübt, um so mehr, als eine hieraus entstandene gegenseitige Antagonie beide die Zeitpunkte verpassen ließ, in denen sie Ansprüchen Dritter mit Erfolg hätten entgegenreten können. Uns erscheinen diese Bemühungen jetzt überflüssig, indem im Lauf der Zeit die Zahl der Influenzmaschinen verschiedener spezieller Konstruktion anwuchs, jede mit besonderem Namen begabt, ist die Priorität für die Grundlagen aller solcher Maschinen immer klarer T. und Holtz zuerkannt worden. Die bedeutsamste Anerkennung und die folgenreichste Verwertung hat Werner Siemens diesem Prinzip verliehen. Er sagt im ersten Band der elektrotechnischen Zeitschrift, wo er von der Dynamomaschine und dem dynamoelektrischen Prinzip spricht, mit denen er den lebenskräftigen Anfang der

Elektrotechnik schuf: »Das Prinzip, auf welchem diese Maschinen beruhen, ist dasselbe, auf welches die Elektrisiermaschinen von Toepler und Holtz begründet sind, das der Verstärkung der Ursache der Erzeugung elektrischer Spannung durch die Wirkung derselben.« Hier sehen wir am klarsten Beispiel der Geschichte der Physik die Kontinuität von Wissenschaft und Technik, der ersteren Ergebnis wird in der Hand des Erfinders zum kostbarsten Material für seine Gebilde.

Außer mit der Konstruktion und Weiterbildung der Influenzmaschine beschäftigte sich T. in Riga mit mannigfachen Untersuchungen nach seiner Schlierenmethode. Ihre Anwendbarkeit auf Beobachtungen mit Mikroskopen wurde untersucht. Zu der Dauerbeleuchtung und Momentanbeleuchtung kam die rhythmische hinzu, und aus der Kombination mit stroboskopischem und anorthoskopischem Sehen und Projizieren erhielt die Kenntnis zahlreicher periodischer Vorgänge wesentliche Vertiefung. Besonders sei auf die Arbeiten über die singenden Flammen hingewiesen.

Auch der Funken als momentane Lichtquelle und als Schallwellenquelle für Schlierenbeobachtungen wurde nochmals eingehender untersucht und hierbei das Phänomen der sog. Funkenverzögerung von Töpler zuerst aufgefunden: zwischen Spannungsanlegen und Funkenausbruch vergeht Zeit, diese wird nur dann unmerklich klein, wenn die auf den Elektroden hergestellte Spannung um ein Vielfaches größer ist als überhaupt zur Funkenentladung erforderlich.

Im Herbst 1868 bot sich T. endlich Gelegenheit, auch in amtlicher Stellung Physiker zu werden; er folgte einem Ruf als ordentlicher Professor der Physik an die Universität Graz. Hier lagen für seinen Tätigkeitsdrang die Verhältnisse recht günstig. Ein Neubau der Universität in allen Teilen war begonnen. Dem Eifer T.s, verstärkt durch das Druckmittel einer abgelehnten Berufung nach Zürich im Januar 1870 und einer solchen als Nachfolger G. Wiedemanns nach Karlsruhe im Dezember des gleichen Jahres, gelang es, die Planung eines Physikalischen Institutes in Dimensionen, die damals in deutschen Ländern noch unerhört waren, durchzusetzen und mit in erster Linie zur Ausführung zu bringen. Schon im Herbst 1872 erfolgte die Grundsteinlegung, im Herbst 1875 die Vollendung und Einweihung des Physikalischen Instituts, dessen Pläne und Einrichtungen bis ins einzelne von T. angegeben wurden. Nicht weniger als 347 500 Fl. kostete der Bau und seine Einrichtung, eine in damaliger Zeit für solchen Zweck jedenfalls ungeheure Summe. Dieses erste große deutsche Physikalische Institut hat für die später in Deutschland gegründeten während eines langen Zeitraums das wesentliche Vorbild geliefert.

Trotz der Inanspruchnahme durch den Neubau entwickelte T. in Graz eine reiche und erstaunlich vielseitige wissenschaftliche Tätigkeit. Dies ist wohl in erster Linie mit dem glücklichen Umstande zu verdanken, daß hier in Graz zwei sich ergänzende Männer, T. und Boltzmann, zusammenkamen und sich in Freundschaft verbanden, einer Freundschaft, welche ihr Ziel darin sah, einer dem andern alles zu geben, was man zu gegenseitiger Erweiterung der Kenntnisse und zur Förderung der Wissenschaft vermochte.

Die Untersuchungen mit dem Schlierenapparat und ihre Kombination mit Mikroskop und Stroboskop brachten es mit sich, daß T. dem Lichtstrahlengange durch zentrierte Kugelflächen unter den verschiedensten Bedingungen hatte

näher folgen müssen. Zu solchen geometrischen Konstruktionen dienten außer den Brennpunkten die von Gauß eingeführten Hauptebenen und die Listing'schen Knotenpunkte. T. zeigte 1871, daß man außer letzteren oder statt ihrer weitere Kardinalpunkte mit Vorteil benutzen kann; er führte die sogenannten negativen Hauptebenen und die negativen Knotenpunkte ein. Auch fand er für solche Strahlengänge und Abbildungen, daß die Tiefenvergrößerung proportional dem Quadrate der Lateralvergrößerung ist, ein Satz, der später von anderer Seite noch wesentlich erweitert wurde.

Die Sichtbarmachung von Schallwellen dürfte T. darauf geführt haben, die Bestimmung eines sicheren Wertes für das energetische Minimum des hörbaren Schalles zu suchen; mit L. Boltzmann zusammen ist ihm dies 1870 gelungen. Die stroboskopisch verlangsamte, rhythmische Verschiebung von Interferenzstreifen zweier kohärenter Lichtstrahlen wurde gemessen, von denen der eine durch das Knotengebiet einer tönenden Pfeife gegangen war, der andere an ihr vorbei; hieraus ließ sich auf die Dichteänderung im Schallknoten und aus ihr auf die Energieverhältnisse schließen. Das Resultat der Messung war erstaunlich, die Schwingungsweite an der Grenze der Hörbarkeit beträgt etwa ein Zehntel der Wellenlänge des grünen Lichtes: schon ein hundertel Erg in der Stunde genügt, um einen anhaltend hörbaren Ton zu geben.

Die geschilderte Beschäftigung mit akustischen Problemen gab T. Anlaß zu Erweiterung unserer Kenntnisse von den Fourierschen Reihen. Erstens zeigte er (1876), daß bei der Darstellung von Beobachtungen durch solche Reihen es für die Ausrechnung der Koeffizienten gleichgültig ist, mit wieviel Gliedern man die Reihe ansetzt. Zweitens erweiterte er (1872) die Theorie solcher Reihen durch Einführung beliebiger, periodischer Funktionen an Stelle des einfachen Sinus und Kosinus.

Vielfache Ausführung feiner Messungen führte T. 1873 zu der Erfindung der Luftdämpfung. Als konstruktiver Bestandteil zahlloser verschiedenartigster Instrumente nicht allein der Physik hat diese die allerweiteste Verbreitung gefunden.

Die letzten Arbeiten T.s in Graz waren einer Konstantenbestimmung gewidmet. Durch Messung der Induktionsströme, welche ein im Magnetfeld bewegtes Stück Wismut erzeugt, ermittelte er mit Ettingshausen zusammen den Wert der Suszeptibilität des Wismutes mit einer auch heute noch wenig übertroffenen Genauigkeit. Wie er öfters geäußert hat, waren es die großen experimentellen Schwierigkeiten, welche ihn zur Ausführung dieser Messungen besonders angereizt hatten; letztere mußten, um äußere Störungen zu vermeiden, fast alle in der Nacht zwischen 12 und 2 ausgeführt werden.

Eine Gegenüberstellung der beiden letztgenannten Betätigungen T.s — Erfindung der Luftdämpfung, Messung der Suszeptibilität des Wismutes — zeigt besonders auffällig die beiden Richtungen, welche T.s Arbeiten von Anfang bis zu Ende durchziehen; einerseits die erfinderische Gabe auch dem scheinbar Nebensächlichen seine Verwertbarkeit für die Förderung der experimentellen Forschung anzusehen und abzugewinnen, andererseits die Freude an sorgfältigster Meßarbeit gepaart mit großem Geschick zu derselben.

Auf der Naturforscherversammlung im September 1875 in Graz konnte T. mit Stolz seinen Neubau zeigen und in mannigfacher persönlicher Anerkennung seiner Fachgenossen Lohn finden für die Mühen der letzten Jahre. Er stand,

auf dem Höhepunkte seines Lebens: der Bau des ersten großen deutschen physikalischen Institutes war nach seinen Angaben und Wünschen fertiggestellt, eine Stätte, geeignet zu ausgiebigster Forschungstätigkeit, eine aufblühende eigene Schule junger Physiker umgab ihn, dazu eine eigene Familie — er hatte sich 1869 mit Olga Richter, Tochter des Kreisgerichtsrats Roman Richter in Leobschütz, vermählt, und drei Söhne waren dieser Ehe entsprossen.

Den großen Erfolgen und den Vorteilen des Erreichten standen jedoch einige Mißerfolge und Schattenseiten gegenüber, welche in den Augen T.s viel schwerwiegender waren, als sie uns heute erscheinen mögen. Er bedauerte es tief, daß man seinen ehemaligen Assistenten, dann Kollegen und Freund Boltzmann nicht in Graz halten konnte, und er bemühte sich, für die Mittel zu sorgen, um ihn womöglich von Wien, wohin er als Mathematiker gegangen war, wieder als Physiker nach Graz zurückzuberufen. An die Stelle der ausgiebigsten Förderung des Weiterbaues der Grazer Universität war ferner Stillstand getreten; erst am 4. Juni 1895, also 20 Jahre später, wurde der Schlußstein des gesamten Universitätsum- und neubaues gelegt. Äußerste Sparsamkeit breitete sich aus, und so mußte T. fürchten, daß es ihm nicht möglich sein würde, den Etat für sein großes Institut auf die Höhe zu bringen, welche er für ein solches Forschungsinstitut unbedingt als nötig ansah. — Hierzu kam, daß er sich in seiner Grazer Professur wissenschaftlich abgelegen von der deutschen Physik fühlte. Vor allem auch machte er, der mit ganzer Seele deutsch war, sich schwere Sorgen über die österreichische Nationalitätenfrage, welche damals im Jahre 1875 gerade in Graz zu ernststen Schwierigkeiten in der Studentenschaft führte (Don Carlos, der Verwandte des österreichischen Kaisers, wurde in Graz von deutschen Studenten tätlich angegriffen). So begannen, nachdem im Frühjahr 1875 eine erste Berufung nach Dresden abgelehnt war, zum zweiten Male Verhandlungen mit dort.

Am Weihnachtsabend 1875 stürzte T., als er aus den Untersuchungsräumen zu seiner Familie zur Christbescherung in die Amtswohnung gehen wollte, aus dem zweiten Stockwerk seines Institutes durch einen Aufzugsschacht in den Keller; die Förderplatte war durch Versehen des Dienstpersonals zu hoch gezogen worden. Er hatte zwei Rippen gebrochen und schwebte lange zwischen Tod und Leben. Dieser Unglücksfall gab den Ausschlag. Schon zweimal hatte er bei den letzten Berufungen um Festlegung einer Witwenpension von 900 Fl. gebeten — zu damaliger Zeit hatten Witwen von Hochschulprofessoren in Österreich kein Anrecht auf Pension, und die auf dem Gnadenwege öfters gewährten Beträge waren völlig unzureichend. Daß er so großes Gewicht gerade auf sichere Witwenpension legen mußte, erklärt sich daraus, daß weder er noch seine Frau Vermögen besaßen oder solches zu erwarten hatten. In vielen Fällen hatten seine Anträge rundweg Ablehnung erfahren. Jetzt nach dem Sturze, Anfang 1876, kamen daher die Verhandlungen mit Dresden, wo eine normale Witwenpension bestand, in Fluß. Ein Zugeständnis aus Wien kam zu spät. Er hatte den Ruf nach Dresden schon angenommen, wenn auch sein persönliches Einkommen hierdurch um mehr als 3000 M. jährlich geschmälert wurde.

Trotz der geschilderten Umstände wurde der Schritt T.s, sein schönes Institut zu verlassen, uns unverständlich sein, wenn man nicht berücksichtigt, mit welchen Hoffnungen er nach Dresden ging. Ein Absatz aus einem Briefe Boltzmanns an ihn vom 12. Mai 1876 gibt wohl am besten die Erwartungen T.s

und aller wieder: »Ich gratuliere Dir zunächst zu diesem so auszeichnenden Rufe, da ja, wie ich höre, der König von Sachsen dieses Polytechnikum zu einem der vorzüglichsten der Welt zu gestalten beabsichtigt, und wenn jene Gerüchte und Zeitungsnachrichten wahr sein sollten, so wünsche ich Dir auch, daß Du in Deiner neuen Stellung dann jene volle Zufriedenheit erreichen mögest, die Dir leider in Österreich nicht zuteil wurde.« Vor allem aber läßt sich nachweisen, daß T. mit Bestimmtheit darauf rechnete, auch in Dresden die Mittel zu einem baldigen Bau eines großen physikalischen Institutes gewährt zu erhalten. Die Zeit hat gezeigt, daß T.s Befürchtungen bezüglich der Entwicklung der Universität Graz ebenso wie seine Hoffnungen auf das von ihm in Dresden Erreichbare übertrieben waren.

Im Herbst 1876 siedelte er dorthin über. Bald schon sah er hier ein, daß seine eifrigen Bemühungen um ein großes neues Institut auf absehbare Zeiten vergeblich sein würden. Auch empfand er es schwer, daß bei der erst in der Entwicklung stehenden Hochschule naturgemäß vielfach um Rechte und Einrichtungen zu kämpfen war, die er in seiner Stellung an der Universität schon lange als selbstverständlich besessen hatte. So wäre er, tief enttäuscht, jedenfalls in den ersten Dresdner Jahren einer Wegberufung gegebenenfalls gefolgt. Allmählich aber lebte er sich doch mehr und mehr in seine Dresdner Stellung ein, so daß er im Jahre 1884 eine Berufung nach Tübingen ablehnte, um so mehr, als ihn seine verminderte Arbeitskraft den dort geplanten Bau eines neuen Institutes scheuen ließ, und als sich seine Dresdner Stellung im Anschluß an diesen Ruf erheblich verbesserte.

Im Frühjahr 1888 erkrankte er an starken nervösen Herzstörungen mit Herzschwäche. Ein zweijähriges Aussetzen jeder Tätigkeit ließ ihn soweit gesunden, daß er sein Amt und zum Teil seine wissenschaftliche Arbeit 1890 wieder aufnehmen konnte. Er blieb jedoch schwerkrank und mußte es so mit tiefem Bedauern im Jahre 1898 ablehnen, den jetzt endlich beabsichtigten Neubau eines Institutes in Dresden zu übernehmen. Eine wesentliche Verschlechterung seines Zustandes zwang ihn im Herbst 1900, in den Ruhestand zu treten.

Trotz der geschilderten Schwierigkeiten und der späteren schweren Erkrankung stammen aus dieser Dresdner Zeit noch eine große Reihe wissenschaftlicher Arbeiten.

Wie schon erwähnt, fällt in die Jahre bis 1880 die Durcharbeitung des viell Plattigen Influenzmaschinentypus. Die Benutzbarkeit von Stimmgabeln als magnetelektrischer Induktionsapparat und als telephonischer Anrufer wurden 1876—77 untersucht, das Bunsensche Photometer 1879 verbessert.

Auch die beiden letzten theoretisch-physikalischen Arbeiten T.s stammen aus der ersten Dresdner Zeit: im Jahre 1877 gab er einen einfachen Nachweis des von Kirchhoff 1875 auf anderem Wege gefundenen Zusammenhanges zwischen dem Problem der elektrischen Strömung in gekrümmten leitenden Flächen mit dem der konformen Abbildung; 1883 zeigte er, daß für zwei gleiche kreuzweise verbundene Magnetstäbe je nach dem Kreuzungswinkel das zweite oder dritte Glied der Reihenentwicklung für die vom Kreuzmagneten in erster oder zweiter Hauptlage ausgeübten Drehmomente zum Verschwinden gebracht werden kann.

Im Jahre 1883 erfand er seine magnetische Wage: für den Magneten, welcher

starr mit einem senkrecht zu ihm stehenden Wagbalken verbunden ist, wird das Drehmoment, welches die magnetische Horizontalkomponente auf den Magneten ausübt, durch Gewichte kompensiert und dadurch das Produkt, Moment des Magneten mal Horizontalintensität buchstäblich gewogen.

In den nächsten Jahren folgten dann einige Angaben über neue Hilfsmittel zu Vorlesungsversuchen, 1886 gab er eine einfache Apparatur an, um die Schallfortpflanzung in Rohren und die verschiedenartige Schallreflexion an offenen und geschlossenen Rohrenden zu zeigen, 1888 ließ er von seinem Schüler Richard Hennig seinen Vorlesungsapparat zur Statik und Dynamik starrer Körper veröffentlichen, welcher gestattet, einen großen Teil der Grundversuche der Mechanik in einfacher Weise zu demonstrieren, ein Apparat, welcher weite Verbreitung auch im Auslande gefunden hat.

Bei der 1888 veröffentlichten magnetischen Untersuchung einiger Gase (mit Hennig zusammen) lernte T. die Verschiebung einer Flüssigkeitssäule in einem geknickten Rohre als Meßmittel kleiner Druckdifferenzen schätzen. Nach seiner Wiedergenesung wendete er dieser Sache eingehendes Interesse zu und gelangte 1895 zu seiner »Drucklibelle«, einem Instrument zur exakten Messung kleinster Druckdifferenzen. Ein Druckunterschied von nur einem achtzig-milliontel Atmosphäre ist noch angebbar, d. h. die Druckdifferenz, welche das Gewicht von nur 1 cm Luftsäule hervorbringt, ist noch bis auf etwa 1 % genau zu messen. Die Anwendbarkeit seiner Drucklibelle legte er durch den Nachweis dar, daß sich aus dem Druckunterschiede zweier Luftsäulen von nur 74 cm Höhe die Temperatur der einen aus derjenigen der andern mit großer Genauigkeit bestimmen ließ: zwischen 0 und 100° auf $\frac{1}{40}$ Grad, bei 1700° auf 1,3 Grad. Da die Wände der Luftsäulen hierbei nicht wie bei der gewöhnlichen Luftthermometermethode starr zu sein brauchen, so ist die Möglichkeit gegeben, die Skala der Gastemperaturen so weit und noch darüber hinaus auszudehnen. T. beabsichtigte selbst solche Messungen, ist jedoch nicht dazu gekommen. Durch die inzwischen auf dem Wege der Strahlungsmessung, also auf prinzipiell ganz andere Weise erfolgte Erweiterung unseres Temperaturmeßbereiches hat die von T. gezeigte Meßmöglichkeit inzwischen an praktischem Wert verloren.

Neben der genannten letzten großen Leistung T.s treten eine Reihe anderer Untersuchungen aus seinen letzten Arbeitsjahren völlig zurück. Es sei nur erwähnt, daß er sich u. a. sehr bemüht hat, für elektrische Oszillatoren mit etwa $\frac{1}{2}$ —2 m Wellenlänge die Bedingungen für das günstigste Ansprechen und für möglichst schwach gedämpftes Abklingen der Schwingungen zu ermitteln und zu verbessern.

Als T. im Herbst 1900 in den Ruhsetand treten mußte, hatte er noch mancherlei Pläne zu weiterer Forschertätigkeit, für welche ich ihm ein Zimmer im Institut freimachte. Es ist bei der Absicht geblieben, anfangs kam er öfter, dann aber immer seltener — dem trotz schwerer körperlicher Krankheit bis dahin geistig Rastlosen und Schaffensfrohen nahte rasch die geistige Ermüdung. Und so war 1900 auch für sein Forschen und Entdecken das Ziel gesetzt.

Von nun ab war es T. beschieden, ein langes Leiden über mehr als 11 Jahre hinaus zu tragen. Während dieser Zeit offenbarte sich noch zweimal die Anerkennung und Verehrung, welche er in den weitesten Kreisen der Physik und der Naturwissenschaft gefunden hatte. An seinem 70. Geburtstage am 7. September 1906 stand im Mittelpunkt der Feier die Überreichung des von 200 Physikern

des In- und Auslandes gestifteten Porträtreliefs T.s von Poeppelmanns Meisterhand, welches im Treppenhaus der Technischen Hochschule aufgehängt, dem Meister der Physik und dem belebenden Lehrer bleibende Erinnerung bewahrt. Auch die Überreichung zweier Bändchen von Ostwalds Klassikern, welche die seinerzeit von den physikalischen Zeitschriften abgelehnten Arbeiten T.s über die Schlierenmethode enthalten, zählen zu den hervorragenderen wissenschaftlichen Anerkennungen. Während T.s Krankheit immer weiter fortschritt, und Veränderungen im Gehirn sein Sprachvermögen mehr und mehr beeinträchtigten, vermochte er noch der Feier seines goldenen Doktorjubiläums am 25. Mai 1910 bewegte Anteilnahme zu schenken. Das, was ihm nicht nur am Tage der Feier, sondern auch in der Folgezeit noch die lebhafteste Freude erregte, war die von E. Warburg meisterlich verfaßte Glückwunschadresse der Berliner Akademie, welcher er neben der unsrigen und denen zu Wien und München angehörte. In diesem Zusammenhange möge noch Erwähnung finden, daß er Ehrendoktor von Heidelberg und Ehrendoktoringenieur von Dresden war.

Die Sprachbeschwerden wurden nun immer stärker, aber erst zwei Jahre später, nachdem er die Sprache ganz verloren und nachdem die hinzukommenden Schluckbeschwerden dreimal zu Verschluckungspneumonien Veranlassung gegeben, die er überstand, erlöste ihn der Tod von seinem langen schweren Leiden.

In der erwähnten Adresse von E. Warburg lautet der Schluß:

»Gar mancher eifrige Forscher hat das Schicksal, daß die von ihm eingeschlagenen und mit größter Ausdauer verfolgten Wege sich als weiterführend nicht erweisen und daher nicht verfolgt oder bald verlassen werden. Sie, verehrter Herr Kollege, werden an Ihrem heutigen Ehrentage von dem erhebenden Bewußtsein getragen, daß Sie kräftig und dauernd Weiterwirkendes geschaffen haben.«

Das ist in der Tat der schönste Erfolg, der T.s Arbeiten beschieden gewesen ist und der in seiner langen Leidenszeit für ihn und uns manchen Augenblick der Versöhnung brachte: bis auf die neueste Zeit hat die Schlierenmethode zu wichtigen Aufschlüssen, z. B. in der Geschoßtechnik, geführt, nicht nur eine Fülle von physikalischen Arbeiten hat die Toepler-Pumpe ermöglicht, sondern sie konnte sich auch in der Glühlampenfabrikation auf das weiteste ausleben. Seine Influenzmaschine hat grundlegenden geistigen Einfluß auf die Entwicklung der Elektrotechnik gehabt, und seine Drucklibelle sehen wir jetzt, wo Messungen von Luftgeschwindigkeiten wegen der Entwicklung der Luftfahrt an der Tagesordnung sind, sich allerorten einbürgern. —

Diese weite Wirkung seiner Arbeiten wird natürlich vielfach dem Umstand verdankt, daß sie auf die Ausbildung von Methoden abzielten. Daß ihm aber so lebensfähige Methoden zu finden immer wieder gelang, beruht darauf, daß sich die Begabung zu scharf exakter physikalischer Arbeit mit einer reichen Erfindphantasie in August T. auf das glücklichste zusammenfand.

Zum Schluß möchte ich noch der außerordentlichen Hilfe dankbar gedenken, welche mir Herr Professor Max Toepler bei diesem Nachruf geliehen hat.

Mit Genehmigung des Herrn Geheimrats Prof. Dr. Hallwachs mit geringen Kürzungen wiederholt aus seinem Nachruf, gesprochen in der Gesamtsitzung der Kgl. Sächs. Ges. der Wissenschaften zu Leipzig (14. November 1912).

Wilhelm Hallwachs.

Peez, Alexander von, * Wiesbaden am 19. Januar 1829, † zu Weidling bei Wien am 12. Januar 1912, Volkswirt, Politiker, Kulturhistoriker. — Österreich ist ein Kolonialland der deutschen Nation und genießt den Vorteil, von ihr immer wieder durch die lebendige Arbeit tüchtiger Einwanderer befruchtet zu werden. Zur Zeit, da die großdeutsche Idee mit dem Gedanken preußischer Hegemonie in Deutschland unter anscheinend gleichen Kräften um Anerkennung rang, war das Einströmen von trefflichen Köpfen weit stärker als je seit der Reformation — damals suchte und fand auch Alexander P. in diesem Lande eine neue Heimat. Sein Leben kann in gewissem Betracht nur neben das eines andern Bahnbrechers auf dem Gebiete der Nationalökonomie, Lorenz v. Stein, gestellt werden, der sechs Jahre früher als P. nach Wien gezogen wurde und hier sein fruchtbares Wirken als Bildner der sozialpolitischen Anschauungen seiner Zeit fortsetzte. Auf einem andern Gebiete der Volkswirtschaft, auf dem der Handelspolitik, wurde P. nicht einer unter den Führern, sondern geradezu der führende Geist in Österreich. Nur gelang es ihm, der getragen war durch eine glückliche Doppelanlage seines Wesens, besser als Stein, eine einschneidende praktische Tätigkeit zu entfalten; er gewann auf die österreichisch-ungarische Handelspolitik seiner Zeit einen stärkeren Einfluß als irgend ein anderer: die Ideen, die in seinen zahlreichen geistvollen Schriften niedergelegt sind, wurden flügge und drangen in die Köpfe der österreichischen Handelsminister, die seit 30 Jahren, welcher Parteistellung sie auch angehörten, in ihm einen uneigennütigen, nur auf das öffentliche Wohl bedachten Berater fanden. Sie pflügten mit seinem Kalbe und haben dies auch anerkannt, und dies letztere um so leichter, da P. von ihnen nie eine äußere Anerkennung verlangte, weil er die Orden und Auszeichnungen für die von ihm angebahnten und von ihnen im Abgeordneten-hause eingebrachten Zolltarife oder die mit fremden Staaten abgeschlossenen Handelsverträge gern anderen überließ und auch vor der Öffentlichkeit, ohne die Sucht nach wohlfeilen Ehrungen, fast allzu bescheiden zurücktrat. Aber es liegt doch etwas Sieghaftes in einer Natur, die mit verschwenderischer Fülle ihre Früchte auszustreuen vermag: sie zwingt zuletzt auch die kleineren Geister in das Joch der ihr geziemenden Anerkennung, und so ist der 70. Geburtstag des ausgezeichneten Mannes von den Kennern des volkswirtschaftlichen Lebens Österreichs mit wärmster Anerkennung für den Jubilar begangen worden.

Merkwürdig, wie früh P. sich für die vorwaltende Idee seines Lebens entschied. Als ganz junger Student wurde er von den Schriften und dem öffentlichen Wirken Lists, von dem Gedanken einer nationalen Handelspolitik, so tief ergriffen, daß er den Entschluß faßte, den Meister aufzusuchen und bei ihm auch mündliche Belehrung zu suchen — da traf ihn 1846 wie ein Donnerschlag die Kunde von dem Selbstmord des unglücklichen Mannes. P. ist 1829 zu Wiesbaden geboren als der Sohn eines hochgeachteten Arztes und Sprosse einer langen Reihe verdienter Beamten der Erzbischöfe dieses Hochstifts; die kameralistischen Talente seiner Vorfahren, lange dem geistlichen Staate nützlich, lebten in dem Enkel wieder auf, um auf einem größeren Schauplatz wirksam zu werden. Er wurde von dem berühmten Bischof von Regensburg Johann Michael Sailer aus der Taufe gehoben, dessen mild-religiöser Gesinnung P. stets treu geblieben ist. Da er seinen Vater schon mit 18 Jahren verlor und, im Besitze wirtschaftlicher Unabhängigkeit, sich seine Lebensbahn frei wählen konnte, so nutzte er seine Studienzeit ganz nach seinen Neigungen aus. Er studierte zu

Heidelberg, Göttingen, München und unternahm im Interesse volkswirtschaftlicher Studien eine Reise nach England. Und da er sich von Jugend an zur großdeutschen Politik bekannte, wollte er das Österreich, dem er den Vorrang in seinem geliebten Deutschland zusprach und wohin ihn auch Familienverbindungen zogen, genauer kennen lernen. Deshalb setzte er seine Studien durch drei Jahre in Prag fort, wo Mischler sein Lehrer in der Nationalökonomie war. Dessen auf das Leben gerichtete Anschauung der Volkswirtschaftslehre zog P. lebhaft an; mit seinem Lehrer unternahm er Reisen in die Industriebezirke Böhmens, mit ihm stellte er Rentabilitätsberechnungen für einzelne Fabrikationszweige an, zu denen Industrielle die Fakten lieferten, um die Produktionskosten an Maschinen, Kohle, Arbeit usw. festzustellen. Die Verbindung mit seinem Oheim Weinrich, einem der Schöpfer der mächtigen böhmischen Zuckerindustrie, kam ihm bei diesen Studien zustatten. Es ist bezeichnend für P., daß er nach Erlangung des juristischen Doktorats sich nicht in einer Universitätsstadt, sondern in Frankfurt 1857 niederließ und dort seinen Hausstand gründete. In der größten Handelsstadt Süddeutschlands stand er dem pulsierenden wirtschaftlichen Leben seiner Zeit besonders nahe.

Für seine schriftstellerischen Arbeiten eröffneten sich ihm, da die Vorzüge seines feinen, selbstgeprägten Stils sich früh zeigten, die ersten Zeitschriften. Die Augsburger Allgemeine Zeitung brachte 1857 seine »Briefe aus dem österreichischen Industrieland«; in Cottas Vierteljahrsschrift legte er seine erste größere Studie über »Das bewegliche Element in der Volkswirtschaft« nieder, in der er nachdrücklich auf die moralisch-politische Grundlage seiner Wissenschaft hinwies. In der in Wien erscheinenden »Donau« stritt P. für das in großdeutschem Sinn geeinigte Deutschland. Einschneidend aber wirkte er, als er sich 1859 in der Allgemeinen Zeitung an dem Feldzug beteiligte, den dieses Blatt zu dem Zweck führte, Deutschland zur Unterstützung Österreichs im Kampfe gegen Frankreich fortzureißen. Unter dem Zeichen des Saturn focht P. jene Kämpfe mit, welche Bismarck so tiefes Herzeleid verursachten, da er schon damals daran dachte, die Verlegenheiten Österreichs zur Aufrichtung des preußisch-deutschen Einheitsbanners zu benutzen. Es ist ein schweres, von Treitschke und seiner Schule begangenes Unrecht, daß sie den Mitstreitern der Allgemeinen Zeitung eigennützige Motive bei ihrem Beginnen zuschreiben. Der Deutsche muß noch lernen, gerecht über diejenigen zu urteilen, die nicht gerade den von ihm gewählten Weg zum Heile des Vaterlandes verfolgen. P. konnte in Frankfurt von der Nähe beobachten, wie Bismarck als Bundestagsgesandter seine Minen in der Presse legte.

Auf verschiedenen Seiten wurde man auf P. aufmerksam. Der damalige Sekretär bei der österreichischen Bundestagsgesandtschaft, Adolf Braun, später einflußreicher Chef der Kabinettskanzlei Kaiser Franz Josefs, wußte, welche Dienste P. zu jener Zeit der österreichischen Politik leistete; der Herzog von Nassau wollte ihn als politischen Berater an seinen Hof ziehen; und Baron Cotta, den tüchtigen Mitarbeiter schätzend, erschien einmal auf einer Durchreise durch Frankfurt bei P., um ihn zum Eintritt in die Redaktion der Allgemeinen Zeitung einzuladen. Aber so ehrenvoll diese Anerbietungen auch waren, wünschte P. doch vor allem einen selbständigen Wirkungskreis, der sich ihm bald eröffnete.

Die Industrie Nordböhmens befand sich damals in einem gewaltigen Auf-

schwunge, sie trat eben in den Welthandel ein. Johann Liebig war ihr erster Mann, neben ihm strebte eine ganze Generation glücklicher Unternehmer empor. Auf ihr Angebot übernahm P. die Redaktion der »Reichenberger Zeitung« und gestaltete sie zum Mittelpunkt der politischen und wirtschaftlichen Bestrebungen eines weiten Landstriches um. Vorerst befreite er sie — es ist seltsam, daß dies erst notwendig war — aus den Händen zweier tschechischer Redakteure, denen das Blatt von dem achtlosen Verleger überlassen worden war; so unklar waren sich damals die Deutschen Böhmens über ihre nationale Mission, daß sie sich dies eine Zeitlang gefallen ließen. Die Verbindung mit den großen Industriellen Nordböhmens führte P. schon 1864 nach Wien, wo er die Stelle eines Generalsekretärs des Vereins der Industriellen übernahm; wenige Jahre trat er Johann Liebig an die Seite, als dessen sachkundiger Mitarbeiter in den großen Geschäften seines Hauses, Bergwerken und Eisenbahnanlagen. Selten hatte ein theoretisch geschulter Volkswirt so reiche Gelegenheit wie P., das Getriebe des Weltmarkts kennen zu lernen. Seine Tätigkeit in Wien begann er mit einer Denkrede auf Friedrich List; für die ihn kennzeichnende Vereinigung von Wissen und Schaffen zeugen die beiden Bände des Jahrbuchs des Vereins der Industriellen. Von diesem Werke sagte der Statistiker Kolb, daß »hier ein bloßer Verein eine statistische Zusammenstellung der einschlägigen Verhältnisse eines großen Reiches lieferte, wie sie von solchen Assoziationen noch niemals gebracht wurde«. Und Schmoller erkannte später die Vielseitigkeit P., durch die er sich von den Theoretikern seiner Zeit abhob, damit an, daß er meinte, die letzteren glichen den Wegweisern, die sich nicht von der Stelle rühren, während P. den Weg zu einer großen und erfolgreichen praktischen Wirksamkeit auch selbst genommen habe.

Die Verbindung mit der Allgemeinen Zeitung hatte P. indessen fleißig gepflegt, und so geschah es, daß nach dem Tode Kolbs, der 1863 starb, aus der Redaktion heraus sich der Gedanke erhob, P., der sich auch in praktischer Lebensarbeit erprobt hatte, müßte wohl einen tüchtigen obersten Leiter des Blattes abgeben. Wohl nahm nach Kolb dessen trefflicher Mitarbeiter Altenhöfer die führende Stelle im Blatte ein, aber er selbst wünschte, müde geworden, seine Entlastung und hätte sich gern wieder auf den einfachen Redaktionsstuhl zurückgezogen; auf seine Anregung hin knüpfte Herr v. Reischach, der Schwiegersohn Baron Georg Cottas, 1868 mit P. Unterhandlungen über die Übernahme der Chefredaktion an. P., lange ein Vertreter großdeutscher Überlieferungen, hatte sich gemäß seiner nationalen Gesinnung mit der sich vollziehenden Einigung Deutschlands unter Preußen befreundet und war ganz danach angetan, die Allgemeine Zeitung den Anforderungen der Zeit gemäß zu leiten. Äußere Gründe, die es P. wünschenswerter erscheinen ließen, seine Kraft den österreichischen Verhältnissen zu widmen, verhinderten seine Übersiedlung nach Augsburg.

Es lag in der Natur der Sache, daß P. allgemach auch Einfluß auf die größten Verhältnisse, auf die Handelspolitik der österreichisch-ungarischen Monarchie, gewann. Das Eigentümliche ist, daß er dabei niemals eine amtliche Stellung anstrebte, daß ihm die Tätigkeit als Schriftsteller, Abgeordneter und Industrieller — er begründete später seine zu schöner Entwicklung gediehene Zellulosefabrik in Oberösterreich — vollständig genügte. Zwar wollte ihn schon Frhr. v. Wüllerstorff ins Handelsministerium ziehen; bei dessen Scheiden aus

dem Amte 1867 schrieb er P., daß die Sache im besten Gange gewesen, doch habe sich sein Rücktritt zu rasch für den Abschluß seiner Bemühungen vollzogen. Und dabei blieb es, obwohl die folgenden Handelsminister seinen Beirat in den wichtigsten Angelegenheiten einholten; unter ihnen erwarb sich Banhans ein großes Verdienst, als er nach P.' Vorschlägen Industriewerkstätten, Fachschulen und andere den Gewerbefleiß fördernde Anstalten errichtete.

Der herrschenden Richtung der Handelspolitik stand P. bei seinem Eintritt ins öffentliche Leben kritisch gegenüber. Österreichs Eintritt in die freihändlerische Bewegung war nämlich fast ausschließlich durch Gründe der äußeren und Finanzpolitik herbeigeführt worden. Handelsminister Bruck wollte 1849 dadurch den Anschluß an den deutschen Zollverein herbeiführen; und der Abschluß des englischen Handelsvertrags von 1865 erfolgte doch wesentlich unter dem Eindrucke der Versprechungen, die von den englischen Unterhändlern der in arge Finanznöte geratenen österreichischen Regierung gemacht worden waren, der englische Geldmarkt werde sich fortan williger zu Anleihen herbeilassen. Die österreichischen Fabrikanten setzten sich vergebens gegen die letztere Wendung zur Wehre; England war ihnen ein weit gefährlicherer Konkurrent als die deutsche Industrie. Vom Jahre 1875 an, da P. den »Industriellen Klub« als Mittelpunkt für diese Widerstandsbewegung schuf, datiert der Rückschlag zu einer schutzzöllnerischen Handelspolitik. P. ließ hierbei, als echter Schüler Lists, niemals, wie noch darzulegen ist, die Idee einer Deutschland und Österreich umschließenden Zollunion außer Auge; vorerst aber drang er auf Zerreißung der der österreichischen Industrie 1865 und durch die englische Nachtragskonvention von 1869 aufgelegten Bande. Da aber die Meistbegünstigungsklausel alle Deutschland etwa gewährten Zugeständnisse auch den Briten sicherte, konnte vorerst an eine Verlängerung des 1877 ablaufenden deutschen Handelsvertrags nicht gedacht werden. In trefflichen Reden und Aufsätzen, ausgerüstet mit volkswirtschaftlichen und historischen Kenntnissen wie wenige seiner Zeitgenossen überhaupt, wie keiner seiner tatkräftigen Freunde in Österreich, gewann er im Verein mit Gustav v. Pacher, Leitenberger u. a. die öffentliche Meinung und den Handelsminister Frhrn. v. Chlumetzky für eine gemäßigte Schutzzollpolitik. Es wird im allgemeinen viel zu wenig beachtet, daß dieser Umschwung in Österreich einen vielleicht entscheidenden Einfluß auf die handelspolitischen Anschauungen des Fürsten Bismarck übte. Bismarck hat übrigens immer hervorgehoben, daß die 1877 deutlich gewordene Weigerung Österreichs, den Handelsvertrag mit Deutschland in seinen Grundzügen zu erneuern, ihn bestimmen mußte, nun auch seinerseits den deutschen Markt gegen englische und französische Einfuhr zu schützen. Tatsächlich ging Österreich-Ungarn mit der Feststellung eines autonomen Zolltarifs 1878 Deutschland voran, wo er erst 1879 unter schweren Kämpfen gegen den Einspruch der Freihändler festgesetzt werden konnte. Ein eindringenderes Studium wird in Zukunft den verhältnismäßigen Anteil P.' an dieser entscheidenden Wendung der europäischen Handelspolitik des Jahrhunderts genauer festzustellen haben. Dabei war er von vorneherein der Fürsprecher einer Einigung der Industrie und der Landwirtschaft für die Sicherung des heimischen Marktes; den ungarischen und galizischen Agrariern konnten die Getreidezölle mit um so größerer Beruhigung bewilligt werden, da Österreich-Ungarn ja überhaupt mehr Brotfrüchte erzeugte, als es verzehrte. Anders verhielt es sich mit der den Agrariern gemachten

Konzession der Sperrung der Grenzen gegen russisches, rumänisches und serbisches Vieh; hierbei nahm Österreich der ungarischen Volkswirtschaft zuliebe ein Opfer auf sich, was freilich seine industriellen Interessen schwer schädigte, da infolgedessen seine Industrieprodukte auch von wichtigeren Märkten des Balkans ausgeschlossen wurden.

Wie nun P.' Aktionen auf handelspolitischem Gebiet immer von ernsten theoretischen Studien begleitet waren, so veröffentlichte er, nachdem er in zahlreichen kleineren Schriften seine Ansichten dargelegt hatte, 1881 das treffliche Buch »Die amerikanische Konkurrenz«, in dem in glänzender schriftstellerischer Form dargelegt ist, wie die Einfuhr des amerikanischen Getreides, Fleisches usw. die Landwirtschaft Norddeutschlands von dem englischen Markt abdrängte, so daß der politisch maßgebende Großgrundbesitz Deutschlands von seiner Neigung zum Freihandel abkam und sich mit den rheinischen und sächsischen Industriellen zu einer Handelspolitik im Sinne Lists verband. Diese Ideen sind jetzt Gemeingut aller; zu denjenigen, von denen ihre Prägung ausging, gehört in erster Linie P. Er vertrat sie auch von 1876 bis 1885 und von 1890 bis 1895 im österreichischen Abgeordnetenhaus, in das er 1897 wieder gewählt wurde. So oft er sein Mandat auch niederlegte, um seinen Studien leben zu können, immer wieder wurde er hervorgeholt, um mit seinem Rate nützlich zu sein. Seine Tätigkeit war lebhafter in den Ausschüssen als im vollen Hause, wo er zwar selten sprach, aber stets mit großer Achtung angehört wurde, bis er 1898 endgültig aus dem Abgeordnetenhaus schied.

Mitten unter den Arbeiten und Sorgen des Tages ließ P. aber niemals sein höheres Ziel außer Augen, denn der Schutzzoll war nicht sein letztes Wort. Wenige Männer seiner Zeit haben gleich sorgfältig allen Verschlingungen des Welthandels nachgespürt. Noch war die Feststellung des österreichischen Zolltarifs, an dem — im Anschluß an seine »Denkschrift über die Bindung unseres Zolltarifs« — 1882 eine wichtige Verschärfung vorgenommen wurde, nicht vollständig erfolgt, als er der öffentlichen Meinung in Österreich bereits ein weiteres Ziel steckte. Denn ihm schwebte der Gedanke eines engeren wirtschaftlichen und nationalen Zusammenschlusses Deutschlands und Österreich-Ungarns vor Augen, dem sich weiterhin auch das übrige Mitteleuropa, Frankreich inbegriffen, anzugliedern hätte. In dem am 11. März 1889 zu Wien gehaltenen Vortrag »Mitteleuropa und die drei Weltmächte Großbritannien, die Vereinigten Staaten und Rußland« schilderte er auf Grund umfassenden Materials die Anstalten, um die drei letztgenannten Handels- und Wirtschaftsgebiete straff zusammenzufassen; wie nämlich Chamberlain, Dilke und Andere die englischen Kolonien für die imperialistische Idee zu gewinnen trachteten; wie Blaine die Staaten Zentral- und Südamerikas einem gewaltigen Zollbunde mit den Vereinigten Staaten an der Spitze, einordnen wollte; wie Rußland endlich für die von ihm beherrschten mächtigen Gebiete eine Industrie schuf, fähig, sich ausschließlich mit eigenen Produkten zu versorgen. Wenn die alten Kulturmittelpunkte des europäischen Festlandes angesichts dieser Riesenvereinigungen wirtschaftlich nicht verdorren wollten, so bliebe ihnen, wie P. darlegte, nichts übrig, als sich gleichfalls enger aneinanderzuschließen. Diese Idee führte er in einer Reihe anderer Vorträge und Aufsätze durch, die er 1895 in seinem reifsten Werk zu einem innerlich zusammenhängenden Ganzen vereinigte. Es führt den bescheidenen Titel »Zur neuesten Handelspolitik« (Wien, Kommissionsverlag von

Georg Szelinski), ist reich an prophetischen Ausblicken in die Zukunft und wird deshalb auch erst dann in seinem vollen Wert gewürdigt werden, wenn die von ihm entschleierte Zukunft allgemach auch andern Augen deutlich werden wird. Es zeigt alle Vorzüge eines feinen, eleganten und dabei gedankenreichen Stils und ist ohne Frage eines der hervorragenden Bücher, die in unserer Zeit über das umfassende Thema der Handelspolitik geschrieben worden sind.

Solche Leistungen würden genügen, um P. einen ehrenvollen Platz unter seinen Zeitgenossen anzuweisen, aber sie erschöpfen bei weitem nicht den Kreis seiner Studien und Interessen. Wenn er einmal über die Ziele der Politik Alexander des Großen oder Karls des Großen öffentlich sprach, zeigte sich das Weite seines Gesichtskreises. Insbesondere war es die deutsche Urzeit und alle ihre Spuren in dem Leben und Fühlen der Nation, zumal der bäuerlichen Schichten, durch die seine Aufmerksamkeit erregt wurde. Seit 40 Jahren hatte er Studien über diesen Gegenstand in verschiedenen Zeitschriften veröffentlicht und kehrte, nachdem er vom politischen Leben zurückgetreten war, mit verdoppeltem Eifer zu der alten Neigung zurück. Unmittelbar vor seinem 70. Geburtstag ließ er den ersten Band einer Sammlung unter dem Titel »Erlebt und Erwandert« erscheinen (Wien 1899, Karl Konegen), mit Aufsätzen, deren Titel den Inhalt bezeichnen mag. »Die Roßköpfe auf den deutschen Bauernhäusern«, »Das fränkische Bauernhaus«, »Antike Technik und altdeutsche Holzkultur«, »St. Leonhard in den Ostalpen« — diese Studien behandeln die Überreste uralter Kunst und uralten Glaubens, andere schildern Wanderungen in Tizians Heimat, nach Herrenhut und nach der deutsch-italienischen Sprachgrenze.

Weitere Studien stellen die neueren Forschungen P.' über die aus der Zeit des Heidentums noch erhaltenen »Haine und Heiligtümer« zusammenhängend dar, und hierbei werden sich die Germanisten von Fach überzeugen, daß P. auch auf ihrem Gebiet zu sichten und zu kombinieren verstand. Es wäre zu wünschen, daß er auch seine stets aufgenommenen Untersuchungen über das Verhältnis von Germanen und Kelten zum Abschluß gebracht hätte. Sein warmer nationaler Sinn beflügelte ihn zu Eroberungszügen in das keltische Gebiet: es war einer seiner Lieblingsgedanken, daß das Meiste von dem, was Cäsar und andere alte Schriftsteller vom Staats- und Heerwesen der Kelten zu erzählen wissen, eigentlich das Werk des sie beherrschenden germanischen Adels gewesen ist.

Das reiche Leben P.' schloß mit einem rüstigen Alter ab. Von seiner Universitätszeit bis wenige Jahre vor seinem Tode blieb er den edlen Künsten des Fechtens und Turnens fleißig zugewandt, und noch als 69 jährigen sah man ihn auf dem Eislaufplatze bedächtig, aber sicher Wellenlinien ziehen. Sein Ansehen war in seinem Adoptivvaterlande fest verankert, gehörte er doch zu den Männern, welche einen Strahl europäischer Bildung in unsere verworrenen Verhältnisse geleitet haben; und während hier seine Taten nachwirken, sind seine Bücher wieder mehr in seiner großen Heimat gelesen und vielleicht noch fleißiger ausgeschrieben. Im Verkehr mit Gleichgesinnten verstreute der als wortkarg geltende Mann Goldkörner, die ein Zeugnis dafür abgaben, daß ein bedeutender Kopf immer noch reicher ist, als seine Schriften und Taten bezeugen können. Wer aus tiefem Schacht Gedanken herauszuholen vermag, schöpft sich auch in einem erfolgreichen Leben nicht vollständig aus. —

Die bisherige Schilderung des Lebenslaufes P.' wurde anläßlich seines

70. Geburtstages in der »Beilage zur Allgemeinen Zeitung« vom 25. Januar 1899 veröffentlicht; es erübrigt noch, einen Blick auf seine letzten Lebensjahre zu werfen. — In Salzburg, wohin er 1899 übersiedelt war, blieb er bloß drei Jahre. Er fühlte sich hier dem großen wirtschaftlichen und Weltgetriebe doch zu fern, auch wurde er durch den jähen Tod des Gatten seiner älteren Tochter, Franz v. Dreßler, der gleichfalls nach Salzburg gezogen war, so tief erschüttert, daß er 1902 seinen Wohnsitz wieder in Wien aufschlug. Drei Jahre später aber zog er nach Weidling, einer lieblichen Waldfrische bei Wien, und verlebte hier in Gemeinschaft mit seiner jüngeren Tochter und deren Gatten, Herrn v. Vivonot, friedlich die letzten Jahre seines Lebens, in hohem Ansehen bei seinen Mitbürgern wie in der wissenschaftlichen Welt Deutschlands.

Anläßlich seines 60. Geburtstages war er von Kaiser Franz Josef in den Adelstand erhoben worden, nachdem schon ein Bruder seines Großoheims den österreichischen Adel erworben hatte. Im Jahre 1902 wurde er zum lebenslänglichen Mitgliede des österreichischen Herrenhauses ernannt; er nahm an dessen Sitzungen zwar oft teil, ohne aber bei seinem vorgerückten Alter und wegen seines etwas entfernteren Wohnsitzes in den Vordergrund zu treten. Er sprach sich darüber 1911 in einem Briefe an den »Industriellen Klub« aus, in dem es heißt: »Mein öffentliches Auftreten ist zu Ende. Zu spät war für mich die Berufung in das Herrenhaus. Sein Besuch wird mir immer schwieriger und untunlicher. So muß ich mich auf stille Federarbeit begrenzen, in deren Rahmen die Handelspolitik auf Umwegen doch immer wieder zur edlen Industrie zurückführt — dieser Krone der Arbeit.«

Er blieb nach wie vor auf den zwei Gebieten tätig, denen er immer seine beste Kraft gewidmet hatte. Das eine war die Organisation der österreichischen Industrie, welche bereits über eine Reihe rühriger Vereine verfügte; er bestimmte die führenden unter ihnen 1903 zur Niedersetzung eines »Ständigen Ausschusses« und regte ferner den Bau eines »Hauses der Industrie« an, das auch errichtet wurde. Dann aber blieb er der schriftstellerischen Tätigkeit unermüdlich treu, bis der Tod ihm die fleißige Feder aus der Hand nahm. Im letzten Jahrzehnt seines Lebens bearbeitete er zunächst in einer Reihe von Aufsätzen das Feld der inneren österreichischen Politik, welche er seit seinem Austritt aus dem Abgeordnetenhaus nur beobachtet hatte. Er faßte seine Ansichten in der gehaltvollen Schrift »Die Aufgaben der Deutschen in Österreich« zusammen, die 1905 in erster, 1907 (in Wien, bei Karl Konegen) in dritter Auflage erschien, eine der gediegensten Arbeiten, die über diesen Gegenstand überhaupt vorhanden sind.

Immer aber blieb seine Aufmerksamkeit vorwiegend der Handelspolitik zugewandt. Zunächst beschäftigte ihn die großartige Entwicklung Nordamerikas, und er eröffnete mit dem Vortrage »Abwehr gegen die amerikanische Gefahr« 1902 eine Reihe von Reden und Aufsätzen, die diesem Gegenstand gewidmet waren. Mächtiger aber wurde er durch den deutsch-englischen Gegensatz bewegt, schon als Schüler Lists, der seiner Nation England immer halb als Gegner, halb als Vorbild vorgeführt hatte. Abgesehen von seinem bereits erwähnten Hauptwerke »Zur neuesten Handelspolitik« (1895), hat P. in kleineren, in Zeitschriften erschienenen Abhandlungen »England und Deutschland« (1901), »Englands zukünftige Politik« (1908), »Was können wir von König Eduard lernen?« (1910) die Beweggründe und Methoden der englischen

Handelspolitik dargelegt. Mehr als 80 Jahre alt, verband er sich mit Paul Dehn zur Herausgabe eines Werkes »Englands Vorherrschaft«, welches alle Vorarbeiten P.' auf diesem Gebiete zusammenfassen sollte. Der erste Band »Aus der Zeit der Kontinentalsperre« sollte dem 83jährigen Manne auf den Geburtstagstisch gelegt werden — aber eine Woche vor diesem Tage, am 12. Januar 1912, schied er aus dem Leben, das fast bis zum Schlusse von Arbeit ausgefüllt war. In dem vielgelesenen Buche Langbehns »Rembrandt als Erzieher« wird über ihn das wohlbegründete Urteil abgegeben: »Alexander P. hat für die neue Art der Geschichtschreibung vortreffliche Winke gegeben, er hat Europa »aus der Vogelperspektive« betrachtet; er hat dadurch erfreulicherweise einen der jetzt fast ausschließlich herrschenden »dokumentarischen« Geschichtsforschung ganz entgegengesetzten Weg eingeschlagen.« Viele von den Keimen, die er in seinen Schriften und in anregendem Verkehr ausgestreut hatte, werden erst später aufgehen, besonders dasjenige, was er aus warmem nationalen Gefühl heraus über die Notwendigkeit eines engeren Zusammenschlusses Deutschlands und Österreich-Ungarns lehrte und empfahl. Immer, besonders in seiner politischen Hauptschrift »Die Aufgaben der Deutschen Österreichs«, warnte er vor Entwürfen, die etwa dahin gingen, Deutsch-Österreich von dem Verbande der habsburgischen Monarchie loszulösen und es dem Deutschen Reiche anzugliedern. Dieser Irrlehre stellte er das Weltbild entgegen, die beiden mitteleuropäischen Reiche hätten sich in ihrer Gesamtheit unlöslich zu verbinden. Nur auf diese Weise könnte das Germanentum seine Sendung in Europa, nur so die habsburgische Monarchie ihren Beruf als Mitträgerin deutschen Einflusses im Osten erfüllen.

Ein Lebensbild P.' ist von A. G. Raunig in den Publikationen des »Industriellen Klubs« Nr. 232 von 1912 entworfen. Hier findet sich auch eine Verzeichnis seiner literarischen Arbeiten. — Nach dem Tode P.' wurde von seinem Sohne, Herrn Generalkonsul Karl v. P., das vierte Heft gesammelter Aufsätze von »Erlebt — Erwandert« herausgegeben (Weimar 1914, Alexander Dunckers Verlag), worin sich auch eine kürzere Lebensbeschreibung P.' findet, die in der »Rheinischen Volkszeitung« zu Wiesbaden am 25. Januar 1912 veröffentlicht worden war.

Heinrich Friedjung.

Welti, Albert, * Zürich 18. Februar 1862, † 7. Juni 1912. — Seinen Freunden galt W. als ein Inbegriff alemannisch-schweizerdeutschen Wesens. Lang gewachsen, etwas ungelenk in den Bewegungen, dabei meist heiter und treuherzig aus strahlend blauen Augen blickend, mag seine Erscheinung in der Erinnerung aller leben, die je einmal mit ihm zusammen gewesen sind. Während der langen Jahre, die er im Kreise gesinnungsstarker Landsleute arbeitend in München zubrachte, war er manchem Rückhalt und Trost, wenn etwa die Begeisterung für allerneueste Modekunst irgendwo in der Schweiz allzu hohe Töne anzuschlagen schien. Von den zehn in verschiedenen Techniken erhaltenen Selbstbildnissen ist nur der Kopf auf dem Familienbildnis von 1904 zu einigermaßen erschöpfender Reife gediehen; die übrigen, datiert 1885 bis 1902, sind zum Teil anmutige, aber nicht sehr beredte Jugendbildnisse, zum Teil bloß Ergebnis maltechnischer Versuche, für die W. eben sich selbst als zugänglichstes Modell benutzt hatte. Den reifen Mann schildert die Bronzestatue von Rodo v. Niederhäusern aus dem Jahre 1911. Ganz anders, in Stimmung und Ausdruck

vom Momentanen mehr gelöst, im Geistigen vertieft und zu mildem Ernst erhoben, lebt er in der von seinem Münchner Freund Zimmermann geschaffenen Büste.

Ernst, bei aller gelegentlich durchschimmernden innern Heiterkeit, blickt W. auch aus den Bildern seiner Meisterzeit. Bis gegen das dreißigste Jahr ringt er mit Stoff und Technik. Er versucht sich in immer neuen Darstellungen des Jüngsten Tages mit Auferstehung der Toten, Weltgericht und Wiedersehen der Erweckten, in Bacchanalen und Liebesfesten, verwickelten Reiterkämpfen und Amazonenschlachten. In den zahlreichen Bildentwürfen und Zeichnungen der Frühzeit findet liebevolle Versenkung und Entdeckerfreude große Versprechungen und viel Erfindung, aber kaum eine reife Frucht. Einige dieser Themen haben sich in gleichzeitigen und späteren Radierungen erhalten. In der Graphik zeigt W. derartige ursprüngliche ungestüme Ungebundenheit auch später immer wieder. In der Malerei findet er bald andere Ziele und Mittel. Als »Schüler und Famulus« von Arnold Böcklin geht er von der braun-tonigen Münchner Ölmalerei und wildem Getümmel zu starkfarbiger Firnis- und Temperamalerei und klar angelegten Kompositionen mit wenigen Figuren über. Die oft geänderte und übermalte »Madonna«, mehr noch allerdings der »Raub der Europa« kann leicht als etwas spitze Böcklinschule angesprochen werden. Die Kompositionen »Nessus und Dejanira«, »Amazone, ihr Pferd tränkend« und die »Nebelreiter« scheinen wenigstens dem Böcklinschen Ideenkreise noch nahe zu stehen. Allerdings geben die »Nebelreiter« mit ihrer stark bewegten Versinnbildlichung eines atmosphärischen Eindrucks W. auch wieder Gelegenheit, die so geliebten Pferde- und Kampfstudien zu benutzen.

»Nebelreiter«, »Walpurgisnacht«, »Haus der Träume«, »Hochzeitszug«, »Elternbildnis«, »Deutsche Landschaft«, »Königstöchter«, »Geizhals«, »Familienbild«, »Auszug der Penaten« und »Die Eremiten«, dies sind die Werke, die W. für immer aus der Menge der Maler um die Jahrhundertwende herausheben und ihm einen eigenen und unbestrittenen Platz neben den bleibenden sichern. Sie liegen zwischen den Jahren 1895 und 1908. Elf Bilder in zwölf Jahren, allein diese Zahlen lassen vermuten, daß diese Werke keine rasch abgeschriebenen Natureindrücke sein können; schon eine oberflächliche Probe bestätigt denn auch, daß wirklich nichts an den darin verwendeten Situationen und Geschehnissen unmittelbar vom Modell stammt. Und von einem der Bilder zum andern steigert sich, wie die Klärung der Technik zur lichten, leuchtenden Tempera, auch die Durchdringung und Durchbildung des Ganzen ins menschlich und geistig Bedeutsame. W. erzählt, allerdings nicht fertige Geschichten mit Anfang und Ende. Dinge, die er in stillem Sinnen als Dichter ganz allein gesehen und erlebt hat, stellt er vor uns, so daß sie uns fassen und in uns jene Stimmungen und Gedanken wecken, die für ihn selbst Anlaß zum Bilde geworden sind. Die »Nebelreiter« (Öffentliche Kunstsammlung Basel), berittene, grimmig kämpfende Männer, sind die um einen Felsgipfel aufwirbelnden und wieder niedersinkenden Nebelfetzen. Das Bild ist fast monochrom in Blau, Grau und Weiß; gegenständlich ein Nachklingen der ursprünglichen Vorliebe für wilde Reiterkämpfe und Pferdehaufen. Farblich ähnlich, als blau-grüne Mondnacht, zeigt sich die »Walpurgisnacht« (Kunsthaus Zürich): auf wenig großer Fläche zahlreiche kleine Figuren; dabei im Aufbau des Schauplatzes viele Einzelheiten; das Thema diesmal enger gefaßt, mehr illustrativ;

W. ist zum eigentlichen Romantiker geworden. Er ist dies zum zweiten Male in dem frommen Bilde der zwei Königstöchter (Privatbesitz Zürich), die mit dem kerzentragenden Hirsch in zarter Morgendämmerung hoch über dem Zürichsee dahinschreiten. Wie hier, ist auch beim »Haus der Träume« (Kunsthaus Zürich) die Malfläche wenig größer als eine Schiefertafel. Das Bild — in der Ausgabe als bunter Steindruck nennt der Künstler es »Die Lebensalter« — spiegelt in köstlich geläuterten Symbolen Ziel und Sinn des Menschenlebens. Die stark lasierenden Öltemperafarben sind fast bis zur Leuchtkraft von Glasflüssen gesteigert.

Andere Kapitel praktischer Lebensphilosophie erschließt der Künstler im »Geizhals« (Kunsthaus Zürich): kostbar gekleidet läßt sich der alte Mann mit seinen Goldhaufen an den Ufern harmlos glücklicher Menschen vorbei vom Teufel in den Abend hinein rudern; oder im »Hochzeitszug« (Kunstmuseum Genf), wo auf der Brücke sich das junge Leben vom alten scheidet.

Auch die Landschaft muß bei W. erst den Weg durch den Kopf oder durchs Herz gehen, wenn er sie bildmäßig gestaltet. Überraschend feine und freie Landschaftsstudien — frisch notierte Einzeleindrücke — in Pastell haben sich in großer Zahl unter seinen Heften und Zeichnungen gefunden, gezeigt hatte er sie aber, solange er lebte, nicht. Die »Deutsche Landschaft« oder »Isarlandschaft« (Öffentliche Kunstsammlung Basel) steht nirgends in der Welt. Er hat sich auf eine Frage des Käufers über ihre Entstehung ziemlich ausführlich geäußert: »Ich erfaßte die Schönheiten des Isartales in meiner Weise. Eine direkte Kopie der Landschaft war mir zuwider, und durch meine Streifereien kam ich auch darauf, die ganze Schönheit der Gegend zusammenzufassen mit all ihrer Romantik der geheimnisvollen Flecken, Römerschanzen, Römerstraße und mittelalterlichen Jagdburgen. Die Römerstraße von Augsburg nach Salzburg überschreitet nämlich den Fluß an der Stelle, wo er ungefähr sich umbiegt, und überall in den Wäldern findet man links und rechts die Lager und Schanzen, welche mich damals viel beschäftigten. . . . Das Haus im Vordergrund existiert natürlich nicht, aber ähnlich gelegene gibt es genug. Das Familienleben ist ein Abglanz unseres eigenen in jener Zeit, in der der vegetarische Apfelkuchen und seine Zubereitung eine große Rolle spielte. Bei den Kostümen ließ ich mir ziemlich Freiheit, je nachdem sie mir in der Farbe ins Bild paßten. Der alte Mann ist gleichfalls freie Zugabe, er genießt in Ruhe seinen Lebensabend und betrachtet mit Muße die Welt. Der Schneek aber ist allerdings allegorisch, denn er ist auf die dortigen dummen Bauernlackel gemünzt, welche uns das Leben gern versauert hätten. . . .« Das Bild, trotzdem es noch manche gar nicht erwähnte Einzelheiten enthält, wirkt viel einfacher und einheitlicher, als diese Entstehungsgeschichte zu vermuten zwingt.

Aber alle Werke W.s sind in ähnlicher Weise das Ergebnis glücklicher Mischung und Verschmelzung sorgfältig gewählter Stimmungselemente. Das fertige Bild ist bei ihm stets eine Welt.

Wie er die Landschaft mit Menschen belebt, wo es sich um die Darstellung der Landschaft handelt, so macht er das Bildnis zur weiträumigen Landschaft: er malt im »Familienbild« (Kunstmuseum Lausanne) am vorderen Rand seinen Kopf und seine Malerhände; auf einer Terrasse, ein Stück weit hinter ihm, von freier Luft umspielt, seine Frau mit den zwei Kindern, ein Korb mit Blumen steht neben ihr, das Ganze vor einer lichten Alpenlandschaft. In dem

fünf Jahre älteren Doppelbildnis der Eltern (Kunsthhaus Zürich) sehen See und Hügel erst zu den Fenstern der luftigen Laube hinein, in der die schlichten Gestalten von Vater und Mutter erscheinen. Dafür entwickelt sich in den Ornamenten der Fensterbogen und im geschnitzten Bildrahmen die vollständige Familienchronik mit einer Unzahl von bedeutungsvollen kleinen Figuren und Szenen.

Auf derartige umspielende Einzelheiten verzichtet der Künstler im »Auszug der Penaten« (Privatbesitz, Bern); da beschränkt er sich auf große einfache Formen, beinahe kahl wirkt die Halle, aus der der Tote getragen wird; nur die hohen Gestalten der Hausgeister füllen sie, bei aller Gemessenheit ihres Schreitens, mit reich fließendem farbigem Leben. Das Bild ist wohl das tiefste in Erfindung und Ausdruck, das W. geschaffen hat, und eines der stärksten, die überhaupt in unsern Zeiten entstanden sind. Der allem Irdischen entrückten Stimmung entspricht die strenge formale Stilisierung in allen Teilen. Wie weit steht eine solche Schöpfung von der einfachen Idee etwa der »Nebelreiter« oder der krausen Phantastik einer »Walpurgisnacht«. Das letzte Tafelbild, die »Drei Eremiten« (Öffentliche Kunstsammlung Basel) rückt in den Einzelheiten des Schauplatzes der natürlichen Erscheinung der Welt wieder näher. Stimmung und Idee wachsen auch hier weit über den engen Rahmen der bis zum letzten, reinsten Ausdruck geläuterten und vereinfachten Darstellung.

Alle diese Werke sind in der Schweiz geblieben, W. ist als Maler in keiner deutschen oder österreichischen Galerie auch nur mit einem einzigen Bilde vertreten. Von jeher hat er übrigens seine künstlerische Erfindungs- und Gestaltungskraft auch andern als rein künstlerischen Zwecken zugewendet. Galt es nun, eine Truhe oder einen Schrank zu bemalen, Rahmen um die eigenen Bilder zu schnitzen und zum Inhalt der Malerei in Beziehung zu bringen, handelte es sich um eine Wappenscheibe, ein Fahmentuch für eine Zürcher Zunftgesellschaft, um eine Glückwunschartre oder ein Stammbuchblatt, um ein Schaukelpferd für seine Buben, stets faßte er die Aufgabe ebenso ernst und löste sie nicht weniger originell und gründlich, als wenn er ein Bild durcharbeitete. Der Entwurf zu einem Wandbrunnen in Majolika strotzt von den lustigsten Einfällen in zierlich geschlungenem Rankenwerk. Von bleibender Geltung als Werke angewandter Kunst sind das große Glasfenster »Industrie« im schweizerischen Bundeshaus und das Mosaikbild auf dem Grabmal der Eltern Welti-Furrer. Ein in bunten Temperafarben überaus kurzweilig gemalter Entwurf zu einem Wandfries im Trauungszimmer des Zürcher Stadthauses (Privatbesitz in Tübingen) kam nicht zur Ausführung, und für das fünfteilige große Wandgemälde einer »Obwaldner Landsgemeinde« für den Ständeratssaal im Bundeshaus konnte W. vom endgültigen Entwurf nur drei Felder annähernd fertig malen, die Ausarbeitung der zwei fehlenden und die Übertragung des Ganzen auf die Wand übernahm W. Balmer an Stelle des zu früh gestorbenen Freundes.

Einen größeren Wirkungskreis als der Maler hat der Radierer W. Sein Werk umfaßt, von kleineren Versuchen und Studien abgesehen, etwas über 70 Blätter; ganz wenige Bildnisse finden sich darunter, kaum eine Landschaft; wohl aber passieren überall, oft auf kleinstem Raum, lebhaft, bedeutsame Geschichten: das reichste Bilderbuch. W. beginnt sehr früh, als Autodidakt, mit Versuchen, für die bald Rembrandt, bald Ostade zu Gevatter gebeten werden. Dann folgen graphische Arbeiten verschiedenster Art, Vignetten und

Späße in der Haltung von Federzeichnungen, Tisch- und Tanzkarten für festliche Anlässe, Beiträge zu Scherzzeitungen, Katalogen, ein Plakat für das Speditionsgeschäft Welti-Furrer, bis zur schweizerischen Briefmarke von 1908 mit dem Tellenbublein. Das größte Blatt der Frühzeit, eine figurenreiche Komposition noch im Charakter einer Federzeichnung, ist die »Fortuna«, die atemlose Jagd hinter dem goldenen Kalb, ursprünglich als Fries an ein »Haus der Zukunft« gedacht. In Blättern größeren Stils bemüht sich der junge W. bald um eine höhere, mehr künstlerische Form, in der Stoffwelt, die in den gleichzeitigen Gemälden vorherrscht. So entstehen Werke wie »Amazonenkampf«, »Krieg«, »Spuk um Mitternacht«, »Unterwelt«, »Amazone auf der Lauer«. Abschluß und Zusammenfassung bildet der auf Stahl radierte »Walkürenritt« (1890), ein schwungvolles, pompöses Blatt. Die beiden unter dem Einfluß Böcklins gemalten Bilder »Madonna« und »Europa« veranlassen den Künstler, sich in Reproduktionsradierungen zu versuchen. Die »Europa« gibt ihm bei seiner Unerfahrenheit in feineren technischen Dingen so viel zu schaffen, daß er eine erste verätzte Platte beiseitestellt und das Werk erst in der zweiten zu einem glücklichen Ende zu führen vermag. Größer und freier in der Technik wird die eindrucksvolle Komposition des »Weg zum Hades« (1894). Auch da kann er sich aber im Überarbeiten und Nachätzen so wenig genug tun, daß im IV. Zustande durch ein Mißgeschick die Platte vollständig zerstört wird. Eine erste Platte der »Sintflut« verunglückt ebenso bei der Ätzung in Aquatinta. Derartige Erfahrungen boten W. hinreichenden Grund, um nach der Niederlassung in München, da sich Gelegenheit zeigte, sich in der Radierkunst einmal gründlich unterweisen zu lassen. W. wurde für kurze Zeit der Schüler von Peter Halm. Er war bereits zu bewußter Künstler, um von diesem mehr als rein technische Handgriffe zu übernehmen. In Stoffwahl und Stil blieb er sich treu. Die wirkungsvolle »Mondnacht« und die Radierung nach dem Bilde »Walpurgisnacht« unterscheiden sich von den vorausgegangenen Blättern nur durch eine etwas größere Sicherheit im Ätzen. Allerdings wird schon die »Walpurgisnacht« im IV. Zustand wieder allzu schwer, so daß W. sie in großem Umfang durch umständliche Arbeiten aufhellt und zum Teil umgestaltet.

Am Ende der mit »Mutter und Kind«, »Fahrt ins XX. Jahrhundert«, »Alter Geiger« erfolgreich weitergeführten Reihe der großen Blätter steht der »Ehehafen«, ein Mikrokosmos; in phantastisch komplizierter, aber sorgsam aufgebauter Landschaft gegen hundert immer wieder neu und selbständig behandelte Figürchen; in der vergnüglichen Erfindung ganz W.s Schöpfung und ohne Seitenstück in der Kunst unserer Tage.

W. brachte es nicht über sich, die einmal gewonnene Technik der Ätzung, so wie sie war, in den Dienst seiner Ideen zu stellen. Ununterbrochen mühte er sich um neue technische Mittel: besondere Anwendungen von Aquatinta und weichem Grund, wie etwa in dem tollen »Löwenkampf«, oder kalte Nadel- und Stichelarbeit, die ihm die Schaffung eines Blattes von so ernster Schönheit wie die »Alten« gestattete; ein Selbstbildnis wird mit dem Borstenpinsel aus weichem Grund hell in dunkel herausgearbeitet. Dem Streben nach einer gut volkstümlichen Kunst gelten die Bemühungen um die farbige Radierung als Einplattendruck und um die Hochdruckradierung. »Kybele«, namentlich aber »Der armen Sünder Einzug in den Himmel« über die Regenbogenbrücke, stellen glückliche Lösungen dar; nur schade, daß W. schließlich doch die Mühe

scheute, eine größere Anzahl von Drucken nach dem von ihm selbst ausprobierten und gehandhabten Verfahren anzufertigen. Noch origineller und von kräftigerer Eigenart sind die Hochdruckradierungen »Kinder und Eltern«, »Krieger zu Pferd«, »Entführung«; gerade damit aber auch um so weiter von Glätte und Gefälligkeit entfernt, nach der zurzeit vor allem der Sinn der großen Masse steht. Um das Jahr 1910 gibt W. die Metallradierung auf und arbeitet nur noch »kalt« auf Gelatine und Zelluloid. Das Material ist leichter und einfacher zu bearbeiten, aber in der Wirkung viel beschränkter. Mehr als leichte Zeichnung mit oberflächlicher Strichschattierung läßt sich nicht erreichen. Im »Schloß des Don Juan« entsteht eine lockere Umrißzeichnung, die erst durch die Bemalung in Wasserfarben zu Leben und Wirkung gelangt. Die übrigen Blätter führen in raschem Nadelgekritzel mit leicht angedeuteter Modellierung die Szenen weiter, mit denen W. sein ganzes Leben und Lebenswerk begleitet und beleuchtet: in fein und sinnreich ausgedachten Bücherzeichen, Wohnungsanzeigen, Neujahrskarten und allerlei Blättchen zur engern Familienchronik, von der Geburtsanzeige eines Söhnchens bis zu Begräbnis und Verklärung der geliebten Gattin: eine Reihe, die unter den mannigfaltigen Tummelplätzen W.scher Erfindung an reifen Meisterwerken vielleicht am reichsten ist.

Die äußeren Ereignisse, die den Lebensgang W.s bezeichnen, zum Teil wohl auch bestimmt haben, reihen sich in folgender Weise: die Eltern Albert und Barbara Welti-Furrer führten in Zürich eine große Fuhrhalterei. Der Großvater Welti war in Zurzach am Rhein Kupferschmied und Bauer gewesen. In Zürich, in der väterlichen Fuhrhalterei, verlebte der Künstler seine Jugendzeit. Dann war er kurze Zeit Lehrling bei seinem Onkel, einem Photographen in Lausanne. Dem lebhaften Drang nach der Künstlerlaufbahn kam der Vater endlich entgegen. 1881 reiste W. nach München. Vom Frühling 1882 an zeichnete und malte er in der dortigen Akademie. Im Zeichnen kam er rasch vorwärts, die Malklasse bei Prof. Löfftz brachte ihm bittere Enttäuschung. Der Vater namentlich begann das Vertrauen zu der Begabung des jungen Kunstschülers zu verlieren. Arnold Böcklin tröstete 1885 Vater und Sohn bei dessen Rückkehr nach Zürich durch ein zuversichtlich günstiges Urteil über seine Anlagen. 1886 begab sich W. wieder nach München und schloß bald seine Akademiestudien ab. Im Winter 1887/88 arbeitete er selbständig in Venedig. Über München nahm er im Herbst den Heimweg nach Zürich und wurde Schüler bei Arnold Böcklin. Bei diesem blieb er bis Ende 1890. Nachher lebte er noch drei Jahre als Maler und Radierer im Elternhaus. In diese Zeit fällt eine Reise nach Paris. Von 1892 schon datieren die Anfänge der Beziehungen zu Herrn Franz Rose, Rittergutsbesitzer und Majoratsherr auf Döhlau, der ihm in der Folge vorschlug, gegen ein festes Gehalt drei Jahre lang für ihn zu malen, und ihn veranlaßte, den jungen Haushalt in Höngg bei Zürich aufzugeben — W. hatte sich 1894 mit Emeline Wildbolz aus Solothurn verheiratet — und nach München zu übersiedeln, Ende 1895. 1897 reiste er mit seiner Frau und dem 1894 geborenen Albertli nach Döhlau, 1899 nach Italien, bis Capri. Der Sommer 1899 wurde wieder in Zürich zugebracht. Im Frühjahr 1900 folgte ein zweiter Umzug, nach Pullach im Isartal; 1901 ein dritter, nach Solln. Zwei längere Sommeraufenthalte in der Schweiz, während deren, wie immer, eifrig gemalt und gezeichnet wurde, brachten die Jahre 1906 und 1907; auf den großen Auftrag für den Ständeratssaal hin entschloß sich W. zur endgültigen Rückkehr in die

Schweiz, er ließ sich in Bern nieder. Das Vertragsverhältnis mit Herrn Rose war, wie vorgesehen, 1899 gelöst worden. W. hatte bis dahin eine Anzahl bleibender Werke geschaffen, und auch in unablässigen Studien und Versuchen sich eine Maltechnik gewonnen, die ihm die lange vermißten Vorzüge der alten Temperamalerei zu gewährleisten schien. Als Zeichen allgemeinerer Anerkennung durfte 1902 der Auftrag für ein Glasfenster im Bundeshaus, 1904 für eine Wandmalerei im Zürcher Stadthaus gelten; 1905 erhielt W. in München für das Familienbild die kleine goldene Medaille, 1909 die große für das Mosaikbild zum Grab seiner Eltern; die Jahre, die der Annahme des Auftrages für das Landsgemeindebild im Ständeratsaal folgten, vergingen in eifrigen Figuren- und Landschaftsstudien in Unterwalden. Vor der Vollendung des umfangreichen Werkes starb W. in Zürich an einem Herzleiden.

Quellen: Lehmann, W. L.: Albert Welti, Neujahrsblatt der Zürcher Kunstgesellschaft 1913. — W(artmann), W.: Albert Welti, Verzeichnis der Gemälde, Zeichnungen und Werke der angewandten Kunst in der Gedächtnisausstellung im Zürcher Kunsthaus. Zürich 1912. — Albert Welti, Vollständiges Verzeichnis des graphischen Werkes mit den verschiedenen Plattenzuständen und Drucken. Zweite durchgesehene Ausgabe mit 124 Abbildungen. Zürich 1913. — Die Radierungen von Albert Welti, in »Das Kunsthaus« 1913, Heft 9/10. — Frey, Adolf: Briefe von Albert Welti, erscheint im Laufe des Jahres 1915 bei Cotta. — Weber, Leopold: Aus Weltis Leben. Herausgegeben vom Kunstwart München.

Hinweise auf die weitere umfangreiche Literatur gibt der Supplementband zum Schweiz. Künstlerlexikon.

W. Wartmann.

Deucher, Adolf, * Steckborn 15. Februar 1831, † 10. Juli 1912. — Unter den schweizerischen Staatsmännern, deren höchstes Schaffen und Wirken in den Ausgang des alten und den Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts fällt, nimmt Bundesrat *Dr.* Adolf D. eine erste Stelle ein. Ein halbes Jahrhundert stand er in der schweizerischen Öffentlichkeit, nahezu drei Jahrzehnte gehörte er der schweizerischen Bundesregierung an, und viermal bekleidete er die höchste Ehrenstelle, die die schweizerische Eidgenossenschaft zu vergeben hat. Die Kränze, die ihm am 15. Februar 1911 der 80. Geburtstag auf die Schwelle legte, durfte der Nestor des Bundesrates in seltener Frische des Geistes und des Körpers entgegennehmen. Auch das biblische Alter vermochte in diesem Greis, dessen Lebenskraft unzerstörbar schien, die Sehnsucht nach der Befreiung von der Last des Amtes nicht aufkommen zu lassen; unentwegt hielt er die Hand am Pflug, mit dem er so manches Stück harten Erdreiches geackert hatte. Am 10. Juli 1912 erlag er einer kurzen Krankheit. Das Schicksal hat ihm seinen Wunsch, in den Sielen sterben zu dürfen, nicht versagt.

D. wurde in dem thurgauischen Städtchen Steckborn geboren. Am Lyzeum im benachbarten Konstanz vorgebildet, studierte er, den Beruf des Vaters ergreifend, in Zürich, Heidelberg, Prag und Wien Medizin. Den bereits mit 23 Jahren in seiner Heimatgemeinde und später in der Kantonhauptstadt Frauenfeld mit großem Erfolg praktizierenden Arzt führten Temperament und Neigung frühe auch der politischen Betätigung zu. Er reihte sich in die Scharen der radikalen Fortschrittspartei ein und war ein Rufer im Streit in den politischen Kämpfen der sechziger Jahre, die dem Kanton Thurgau eine neue Verfassung brachten. Als Mitglied des Großen Rates nahm er an der Ausarbeitung dieser

Verfassung hervorragenden Anteil. Ausgestattet mit einer großen und ursprünglichen Beredsamkeit, der die herzbewegenden Klänge nicht weniger zur Verfügung standen als die Kraft des überzeugenden Wortes und der träge Witz, übte D. nicht zuletzt als Redner in den Volksversammlungen mächtigen Einfluß auf die Massen aus. Von 1875—1883 Mitglied der thurgauischen Regierung, leitete er mit Erfolg das kantonale Schulwesen. Die Popularität, die sich der joviale und beliebte Arzt weitherum erworben hatte, ging auch dem verständnisvollen Vorsteher des Erziehungswesens nicht verloren.

Im Jahre 1869 wurde D. zum Mitglied des schweizerischen Nationalrates gewählt. Bei den Verhandlungen über die Revision der Bundesverfassung 1871/72 stand er in der vordersten Reihe für die Erweiterung der Volksrechte. Berufliche Gründe zwangen ihn, im Jahre 1873 das Nationalratsmandat niederzulegen, doch kehrte er bereits nach sechs Jahren in die eidgenössische Volkskammer zurück. Er präsierte sie vom Monat Juni 1882 bis zum 23. April 1883, dem Tage seines Eintritts in den schweizerischen Bundesrat.

Seine Wahl war keine unbestrittene. In der radikalen Fraktion der Bundesversammlung selbst machte sich eine Richtung geltend, die — zum ersten Male seit dem Bestehen der Bundesverfassung von 1848 — auch der katholisch-konservativen Partei eine Vertretung in der aus sieben Mitgliedern bestehenden Exekutive einräumen wollte. Das Schiff, das die Kandidatur D.s brachte, trieb auf den Wellen des Kulturkampfes daher, der damals auch in der Schweiz noch lebendig war. Nach der ein halbes Jahr zuvor erfolgten Ablehnung der eidgenössischen Vorlage über die Errichtung des Amtes eines Schulsekretärs erschien die Wahl D.s zum Mitgliede des Bundesrates in den Augen der Opposition als eine Herausforderung der Volksmehrheit. Der »Leibarzt des Schulvogtes« wurde indessen bei der 1¹/₂ Jahre später vorgenommenen Gesamterneuerung des Bundesrates keineswegs entthront, wie die Rachegeister gedroht hatten. Der grundgescheite, hochgebildete und arbeitsfrohe Mann fand rascher, als seine politischen Gegner wähten, jene Linie, die vom Parteimann zum Staatsmann hinüber- und hinaufführt.

Nachdem ein erster Revisionsentwurf gescheitert war, wurde die zweite Vorlage zu einer revidierten Bundesverfassung im Jahre 1874 vom Volke angenommen. Es galt nunmehr, die neuen Postulate des staatlichen Grundgesetzes zur Ausführung zu bringen. Die leidenschaftlichen politischen Kämpfe, die die siebziger Jahre erfüllt hatten, traten in den folgenden Dezennien mehr und mehr zurück, um dem Ringen um die Lösung sozialer und volkswirtschaftlicher Fragen Platz zu machen. Es war Bundesrat D. vorbehalten, gerade auf diesem Felde, als Vorsteher des Volkswirtschaftsdepartements, lange Jahre zum Wohle des Volkes und zur Ehre des Staates wirken zu können.

Nachdem er nacheinander dem Justiz- und Polizeidepartement, dem Post- und Eisenbahndepartement, dem Departement des Innern und, 1886, als Bundespräsident dem politischen Departement vorgestanden hatte, übernahm er 1887 die Leitung desjenigen Direktoriums, an dessen Spitze er, abgesehen von den drei weiteren Präsidialjahren 1897, 1903 und 1909, bis zu seinem Tode verblieb. Für die Lösung der zahlreichen und schwierigen Probleme, die sich hier, oft genug im Widerstreit der Interessen von Industrie, Handel und Landwirtschaft, stellten, brachte D. eine ganz besondere Eignung mit. Es paarte sich bei ihm mit der Schärfe des Verstandes die Wärme des Herzens,

der Menschenkenner besaß die Kunst, zu versöhnen, scheinbar Unvereinbares zusammenzubringen, und seine abwägende Klugheit vermochte stets rasch in allen Situationen die Linie des Erreichbaren zu erkennen. Mit Leib und Seele gehörte er seinem Tätigkeitsfelde an, sein tiefes soziales Verständnis und sein warmes Mitgefühl für die Armen und Bedrückten bekundete er in der kräftigen Förderung der sozialen Gesetzgebung. Wir sahen seine Tätigkeit bei den mühsam errungenen Versicherungsgesetzen. Als das von ihm energisch unterstützte monumentale Werk seines Freundes und nachmaligen Kollegen, des Bundesrates Forrer, 1900 vom Volke abgelehnt wurde, nahm D. die Arbeit einige Jahre später von neuem auf. In einer zweistündigen Rede sprach der Einundachtzigjährige vor seinen thurgauischen Mitbürgern über die neue Versicherungsvorlage. Wir sahen ihn am Werk bei den Maßnahmen zur Bekämpfung der Arbeitslosigkeit, zur Förderung des Arbeitsnachweises, zur Einschränkung der Samstagsarbeit in den Fabriken usw., wir sahen ihn bei den Vorarbeiten für die Revision des Fabrikgesetzes, bei der Mitarbeit an den Fragen des internationalen Arbeiterschutzes, welche letztere bekanntlich einen ersten praktischen Erfolg aufzuweisen hatten in dem Berner Übereinkommen von 1906. Mit Kopf und Herz nahm sich D., den eine natürliche Neigung zu den Problemen der Sozialpolitik führte, aller sozialen Fragen an, in wirksamer Rede verstand er es auch, die bezüglichlichen Vorlagen vor dem Parlament zu vertreten.

Mit seinem Namen sind aber nicht nur die großen sozialpolitischen Erlasse der letzten drei Jahrzehnte verknüpft, den Stempel seiner kraftvollen Persönlichkeit drückte D. nicht weniger seiner Tätigkeit auf dem Gebiete des Handels, des Gewerbes und der Landwirtschaft auf. An der höchst schwierigen Ausarbeitung der Zolltarife hatte er keinen kleinen Anteil; in den Handelsvertragsunterhandlungen, in all den vorbereitenden Aktionen für sie und in der Vertretung der abgeschlossenen Verträge bewunderten wir in gleicher Weise seine diplomatische Kunst wie seine Zähigkeit. Die Förderung des gewerblichen und industriellen Bildungswesens, des hauswirtschaftlichen Bildungswesens des weiblichen Geschlechts und des Handelsschulwesens lag ihm am Herzen, und das Wohlwollen, das er für alle Bildungsanstalten besaß, kam nicht zuletzt in der Wärme zum Ausdruck, mit dem er diese Bestrebungen vor den eidgenössischen Räten verfocht. Das Kleine und das Große umfaßte er dabei in gleicher Weise, wie es denn überhaupt ein charakteristischer Zug seines amtlichen Wirkens ist, daß er, ohne in der Kleinarbeit hängen zu bleiben, jede Aufgabe, woher sie kam und wie immer sie sich darstellte, bis in alle Einzelheiten hinein gründlichst studierte.

Eine starke Stütze hatte die Landwirtschaft an Bundesrat D. Selbst aus einem Kanton mit ausgeprägt landwirtschaftlicher Physiognomie stammend, brachte er den Bedürfnissen des Bauernstandes ebensoviel wurzelechtes Interesse als volles Verständnis entgegen. Auf dem Gebiete der landwirtschaftlichen Berufsbildung, der Seuchenpolizei, der Förderung der Viehzucht, der Verbesserung des Bodens, der Bekämpfung des Feindes der Rebberge usw. erinnern zahlreiche gesetzliche Erlasse an Bundesrat D. als Urheber und Förderer. Welche Entwicklung die staatliche Förderung der Landwirtschaft in dem Zeitraum erfuhr, in dem D. an der Spitze des Landwirtschaftsdepartements stand, illustriert die Tatsache, daß die 1912 gewährten Kredite das Zehnfache derer vom Jahre 1887 betrugen.

Eine hervorragende Stellung nahm D., der sich von der departementalen Arbeit nie erdrücken ließ, auch im Schoße des Gesamtbundesrates ein. »In den Sitzungen der Behörde«, so sprach Bundespräsident Forrer in seiner Leichenrede, »hat D. stets mit regem Eifer an den Verhandlungen teilgenommen. Er war nicht wortkarg und zurückhaltend. Seine Meinung galt uns viel. Mit seiner langjährigen Erfahrung und seinem kerngesunden Urteil legte er ein schweres Gewicht in die Wagschale«.

D. war ein republikanischer Staatsmann von echtem Schrot und Korn, in seinem ursprünglichen Wesen so recht der Typus des Volkes seiner engeren Heimat. Mit dem reichen Talent, das ihm die Natur verliehen, und mit dem Feuer seines Herzens, das kein Erkalten kannte, hat er seiner Heimat gedient bis hinauf ins biblische Alter. Die schaffende Arbeit im Dienste des Vaterlandes war ihm Beruf und Glück. Aus seinem unerschütterlichen politischen Zukunftsglauben schöpfte er allezeit den Mut zur Tat und die Spannkraft des Geistes. Nie ist er verzagt in seinem Vertrauen auf die Demokratie und ihre sittlichen Kräfte, und kein Mißerfolg lähmte ihm die Schwingen. Den Idealen der Jugend sich dogmatisch hinzugeben, war nicht die Art des lebensklugen Mannes; aber zeitlebens blieb er ihnen doch treu, auch dann, als er, hinter sich die Sturm- und Drangperiode des temperamentvollen Politikers und Parteimannes, zu der Stufe des Staatsmannes emporgestiegen war. Eine neue Zeit mit neuen Zielen und neuen Forderungen hatte ihre Tore aufgetan, er verstand sie und hielt Schritt mit der Entwicklung. Das Verhängnis so manchen Greisenalters heftete sich nicht an sein Leben und Wirken: jene tragische Selbstgerechtigkeit, die die Gegenwart einzig und allein an den Idealen der Vergangenheit mißt und die den Greis kein rechtes Verhältnis mehr zum Neuen und Werdenenden finden läßt. Er wußte sich das Herz jung zu erhalten, und darin liegt wohl das Geheimnis des erfolgreichen Schaffens dieses Staatsmannes, der mit dem praktischen Schweizersinn allezeit den Hochflug des Gedankens und des Strebens verband.

Bern.

Dr. A. Welti.

Liliencron, Rochus Freiherr von, Literarhistoriker und Musikforscher; * 8. Dezember 1820 in Plön, † 5. März 1912 in Koblenz. — Am 5. März 1912 ist in Koblenz, im Hause seiner Tochter, 91 jährig, Rochus Frhr. von Liliencron gestorben, der als Mitbegründer und Hauptredakteur der »Allgemeinen Deutschen Biographie« auch den Anfängen unseres Biographischen Jahrbuchs mit wärmstem Interesse zur Seite gestanden hat. Seit Jahren war er der Altmeister der deutschen Germanisten, denn seine Anfänge reichen hinauf bis in die Heldenzeit unserer Wissenschaft — aber er war auch zugleich der allverehrte Senior der deutschen Musikforscher, und auf diesem Felde, dem ich mit Arbeit und Urteil ganz fern steh, liegt vielleicht sogar sein größeres Verdienst: die Art, wie er diese Studien einerseits mit seinen philologischen Interessen verknüpfte, anderseits unmittelbar in den Dienst des Lebens stellte, ist recht eigentlich das Persönlichste in seinem wissenschaftlichen Bilde. Aber jedenfalls ist das Gesamtbild so reich und reizvoll, und es ist menschlich so zugänglich, daß auch der es wagen darf, seine Grundlinien zu zeichnen, dem die Musen mehr als eine von den Gaben des Verstorbenen versagt haben.

Der Ahnherr der Familie Liliencron ist ein holsteinischer Kaufmannssohn Andreas Pauli gewesen, der als politischer Agent des Hauses Holstein-Gottorp im Jahre 1654 zu Regensburg in den Adelstand erhoben wurde und später als Reichsfreiherr Pauli von Liliencron zu den höchsten Würden des dänischen Reiches emporstieg. Sieben Jahre nach seinem Tode, im Jahre 1707, wurde die Familie in die Matrikel der schleswig-holsteinischen Ritterschaft aufgenommen; in deren Kreisen hat sich die Jugend unseres L. abgespielt, sie bilden dauernd den Hintergrund seines später so bewegten Lebens, zu dem er dann an der Schwelle des Alters als Prälat eines adligen Damenstiftes zurückkehrt. Freilich der einstige Reichtum der Familie war durch Schuld und Schicksal längst geschwunden, aber dafür sollte in der fünften und sechsten Generation jene hohe künstlerische Begabung zum Durchbruch kommen, die für den Gelehrten Rochus von Liliencron kaum weniger charakteristisch ist als für seinen Neffen, den Dichter Detlev.

Am 8. Dezember 1820 ist Rochus v. L. als Sohn des ehemaligen dänischen Jägeroffiziers und späteren Kriegskommissars Baron Louis von Liliencron und der Gräfin Julie Luckner zu Plön geboren, das bei mehrfachem Wechsel des Wohnortes der Eltern der hauptsächliche Schauplatz seiner frohen Jugendtage geblieben ist. Von der Mutter erbte er das tiefe und warme Gottvertrauen, das ihm durch allen Wechsel seines religiösen Standpunktes eignete, vom Vater den Frohsinn, die leuchtende Fröhlichkeit, die nach außen leicht als der Grundzug seines Wesens erscheinen konnte. Er hat sein Temperament selbst als ein durchaus sanguinisches bezeichnet, und als er an seinem 70. Geburtstag eine Tischrede hielt — er hat es mir selbst erzählt —, da scherzte er: man rede jetzt so viel von erblicher Belastung; wenn er erblich belastet sei, so sei er zugleich erblich belustigt: sein Vater sei der lustige Baron genannt worden, und dem Namen habe auch er immer Ehre gemacht.

An die Plöner Jugendzeit mit ihrem landschaftlich so reizvollen Rahmen und den reichen Bildungselementen der wirtschaftlich anspruchslosen, aber geistig höchst angeregten Adelsgesellschaft schloß sich ein Jahr des Übergangs auf dem Lübecker Gymnasium, das damals unter Jacob und Classen in seiner höchsten Blüte stand. Hier wurde die Musik, als sich dem Achtzehnjährigen der Zugang zu ihren Klassikern sowohl wie die erste Bekanntschaft mit ihren Virtuosen erschloß, zum reichsten Lebensinhalt des Primaners, der sein künstlerisches Klavierspiel später noch unter Kullak weiterbilden konnte. Aber was war das auch sonst für eine Zeit! Mit Neid möchten wir heute auf sie hinblicken: als frei gewählten Abiturientenaufsatz schrieb L. 40—50 Seiten Latein über die Kosmogonie der Edda, und zum Abschied spielten die Primaner die Menaechmen des Plautus in der Ursprache.

L. hatte sich schon in Plön für das Studium der Theologie entschieden: der stille Einfluß der Mutter und literarische Eindrücke wirkten bei dieser Wahl zusammen, vielleicht auch die Gestalt von Klaus Harms, der den 16 jährigen Jüngling in Kiel konfirmiert hatte. Aber in dem Kieler Professor Justus Olshausen trat ihm zuerst ein wissenschaftliches Lebensideal entgegen: er wandte sich den orientalischen Sprachen zu und hat diese Interessen in Berlin zunächst weitergepflegt. Das Berufsbild des Pfarrers trat zurück, doch der Sprachgelehrte allein vermochte ihn nicht zu befriedigen, und in dieser Verlegenheit ging er zur juristischen Fakultät über. Doch schon ehe er Berlin verließ, wo er vor allem

reiche Gelegenheit gehabt hatte, seine Leidenschaft und sein tiefes Verständnis für die Schauspielkunst zu entwickeln, war es ihm klar geworden, daß ihn der Beruf des Verwaltungsbeamten, dem seine Freunde und Standesgenossen zustrebten, noch weniger befriedigen würde, als der des Pfarrers. Immer deutlicher erkannte er, daß er seine Lebensaufgabe in freier wissenschaftlicher Arbeit zu suchen habe: das Bild der Brüder Grimm, in deren Haus er ein ständiger Gast gewesen war, mochte ihm dabei vorschweben.

Er kehrte nach Kiel zurück und fand in dem kaum zwei Jahre älteren Privatdozenten Karl Müllenhoff einen Lehrer von tiefem sittlichen Ernst, weitem historischen Blick und strenger Methode, einen Lehrer, dem er bald Freund und Mitarbeiter werden sollte. In Müllenhoffs Schule reifte 1846 L.s Dissertation über Neidhard von Reuenthal (*Zeitschr. f. d. Alt.* Bd. 6), die der bestberufene und unbestechlichste Kritiker, Moriz Haupt, des höchsten Lobes gewürdigt hat, und die bis heute als die Grundlage der Spezialforschung über die höfische Dorfpoesie in Ansehen steht.

Auf Müllenhoffs Rat wandte L. sich zunächst dem nordischen Altertum zu, vertiefte sich bei einem längeren Aufenthalt in Kopenhagen in den Inhalt des altisländischen Rechtsbuchs, der »Graugans«, und begann mit den Vorstudien für eine kritische Ausgabe der *Thiðrekssaga*. Während aber diese Arbeiten, obwohl freudig gefördert, nicht zum Abschluß gelangt sind, begründete er in Kopenhagen durch seine Verlobung mit Louise Tutein aus einem hugenottischen Kaufmannshause das Glück seines Familienlebens, das die goldene Hochzeit noch um Jahre überdauert hat.

Über Lübeck, wo er im Herbst 1847 der zweiten Germanistenversammlung beiwohnte, wandte sich L. nach Bonn und erreichte hier im Laufe des Winters seine Zulassung als Privatdozent für germanische Philologie. Das Semester brachte ihn dem längst verehrten und nun bewunderten Dahlmann näher, entwickelte gute Beziehungen zu Simrock, der ihn bei Ausflügen ins Rheinland in die Volksliedforschung einführte, und knüpfte Freundschaften fürs Leben mit August Schleicher, Albrecht Ritschl und Leopold Schmidt. Aber zur wissenschaftlichen Arbeit und gar zur Lehrbetätigung sollte es zunächst nicht kommen. Der Ausbruch der Februarrevolution und die tiefgehende Erregung, die ihr in Deutschland folgte, ließen auch L. nicht unberührt: an der Seite Gottfried Kinkels hat er dort in Bonn bei der Bürgerwehr Patrouillendienste getan. Dann aber stellte ihn die seit dem »Offenen Brief« vom 8. Juli 1846 drohende, mit dem Tode Christians VIII. brennend gewordene schleswig-holsteinische Frage vor eine ernste Entscheidung. Als am 24. März 1848 in Kiel die provisorische Regierung zusammengetreten war, konnte es für L. keinen Augenblick zweifelhaft sein, daß er sich seinem um Recht und Deutschtum ringenden Heimatlande zur Verfügung stellen müsse, obwohl damit seine Zukunft der Unsicherheit verfiel, ja vielleicht sein Lebensglück gefährdet war. Er hat dann der provisorischen Regierung abwechselnd mit der Flinte und mit der Feder gedient: vom Sammelplatz des dritten Freikorps wurde er schon am 29. März wegberufen, um seinen Frack einzupacken und in diplomatischer Sendung nach Hannover zu reisen; nachdem er dann zu dem unglücklichen Gefecht von Bau, das zur Gefangennahme des Kieler Studentenkorps führte, zu spät gekommen war, nahm ihn Graf Friedrich Reventlou, der die auswärtigen Angelegenheiten unter sich hatte, dauernd in seine Nähe, und so hat er der provisori-

schen Regierung als Diplomat bis zu ihrer Auflösung angehört. Dann durfte er in die akademische Laufbahn zurücktreten: er erhielt von der Statthalter-schaft das in ein Extraordinariat für nordische Philologie umgewandelte dänische Lektorat an der Universität Kiel und begann nun endlich seine Lehrtätigkeit, deren schönster und fast einziger Erfolg freilich das Zusammenarbeiten mit Müllenhoff war: ihm durfte er jetzt als Lehrer des Nordischen vergelten, was er vor fünf Jahren von ihm empfangen hatte. Damals reiften die gemeinsamen Studien »Zur Runenlehre« (1852), und mit ihnen betrat L. ein Gebiet, auf das er nach langen Jahren noch einmal (1888) mit seiner ausgezeichneten Arbeit über den »Runenstein von Gottorp« zurückgekehrt ist.

Inzwischen begann sich das Strafgericht über die Herzogtümer zu voll-ziehen: auch über L. und seinem jungen Eheglück zogen sich finstere Wolken zusammen. Am 24. April 1852 erklärte die dänische Regierung seinen Lehr-auftrag für beendet. Er war amt- und heimatlos. Aber sein wissenschaftlicher Stern hatte inzwischen aufgeleuchtet, und die Fürsorge der Besten suchte für ihn nach einem Betätigungsfeld. In München schien ihm nach dem Rücktritt Schmellers und nachdem Wilhelm Wackernagel und Simrock abgelehnt hatten, das Ordinariat in sicherer Aussicht zu stehen: unsere Wissenschaft hat es gewiß zu beklagen, daß das Schwanken des Königs und die Betriebsamkeit derjenigen, welche um jeden Preis wieder ein Landeskind an diesem Platze sehen wollten, schließlich zur Berufung Konrad Hofmanns geführt hat, der wohl Geist und Kenntnisse besaß, aber keine Lehrgabe und kein rechtes Pflichtgefühl, der sich nie zu konzentrieren und nie abzuschließen wußte — in allem dem das rechte Gegenteil von Rochus von Liliencron.

So nahm dieser denn im Herbst 1852 eine Berufung nach Jena, als Extra-ordinarius und unter den bescheidensten Verhältnissen, an. Hier hat er dritthalb Jahre gewirkt und alle damals üblichen Vorlesungen unseres Faches gehalten: deutsche Grammatik und Mythologie vorgetragen, den Walther, die Nibelungen, die Edda interpretiert. Was ihm von wissenschaftlicher Arbeit reifte, hatte alles einen zufälligen Anlaß, ward aber für ihn und uns bedeutungsvoll. Das Studium der Jenaer Liederhandschrift brachte ihn dazu, als erster der Musik der Minnesänger näher zu treten: in der mit dem Musikdirektor W. Stade ge-meinsam verfaßten Schrift »Lieder und Sprüche aus der letzten Zeit des Minne-sanges« (1854); der Nibelungenstreit führte ihn zu einer mustergültigen Cha-rakteristik der »Nibelungenhandschrift C« (1856), welche auf Jahre hinaus das einzige positive und auch auf die Dauer das einzige unbestrittene Ergebnis jener Diskussionskette gebracht hat; der von seinem Lehrer, Freund und Kollegen Droysen mitbegründete Verein für thüringische Geschichte übertrug ihm die Herausgabe der Chronik des Johannes Rothe und gab ihm so den Ansporn, sich in umfassenden Studien mit der geschichtlichen Literatur des ausgehenden Mittelalters zu beschäftigen, Studien, die die notwendige Grundlage seiner Forschungen über das historische Volkslied geworden sind. Daß die Berührung mit Droysens damaligem Interessenkreise (»Eberhard Windeck« 1853) stark auf L. gewirkt hat, deutet 10 Jahre später die Vorrede seines Hauptwerkes an.

Keine dieser in Jena begonnenen Arbeiten ist dort ganz abgeschlossen: der Gruß an Götting, der die Nibelungenschrift eröffnete, kam schon nicht mehr von einem Professor-Kollegen. Schon ehe L. nach Jena ging, hatte der Herzog Bernhard Erich Freund von Sachsen-Meiningen seine Anstellung als

Hofmarschall ins Auge gefaßt: aber rechtzeitig erkannten beide, daß das nicht der rechte Platz für den Gelehrten sei. Drei Jahre später bot man ihm unter dem Titel eines Kabinetts-Rates die Leitung der künstlerischen und wissenschaftlichen Angelegenheiten an: L. wurde Intendant der Hofkapelle und Direktor der beiden Bibliotheken. Er hat in dieser Stellung das Beste dazu beigetragen, dem kleinen thüringischen Fürstenhof jenes Bildungsniveau zu geben, das der Nachfolger des alten Herzogs mit eigenen Bestrebungen gehalten und gehoben hat. Zugleich hatte er selbst auf zahlreichen Reisen, zum Teil in Begleitung des Erbprinzen, Gelegenheit, seinen Gesichtskreis zu erweitern und wertvolle Bekanntschaften zu schließen. Länger als 14 Jahre ist L. in Meiningen geblieben; als er 1869 nach München übersiedelte, hatte er sein großes Hauptwerk »Die historischen Volkslieder der Deutschen vom 13. bis 16. Jahrhundert« (1865—1869) in fünf Bänden zum Abschluß gebracht: eine bewundernswerte Leistung, zugleich durch die ungeheure Fülle des gesichteten Materials, wie durch die Sauberkeit der Detailarbeit. Die philologische Akribie erscheint hier so selbstverständlich, daß sie sich nirgends aufdrängt, aber nach zwei Seiten ist ein bedeutsamer Fortschritt über Uhland hinaus zu verzeichnen, an dessen Todesjahr L.s Arbeit sich fast genau anschließt: einmal durch die Ausscheidung eines bestimmten Komplexes, eben der historischen Dichtungen, welche es ermöglichte, dem Wesen der Volkspoesie wenigstens von dieser Seite aus näher zu kommen, und dann durch die Heranziehung der Melodien. L. ganz eigentlich ist es zu verdanken, daß auch bei den Germanisten die von Ludwig Erk stets genährte Überzeugung zum Durchbruch gelangt ist, daß die Volksliedforschung ohne das historische Studium der Melodien auch nicht zu philologisch befriedigenden Ergebnissen gelangen könne. Wie wenig er selbst gesonnen war, sich dabei auf das historische Lied zu beschränken, das hat er später gezeigt, als er (1885) für Kürschners »Deutsche National-Literatur« (Bd. 13) die wunderschöne Auslese »Deutsches Leben im Volkslied um 1530« veranstaltete.

Die Münchener Akademie, deren Historische Kommission ihm einst noch unter Mitwirkung Jacob Grimms jene große Aufgabe gestellt hatte, und sie nun in erstaunlich kurzer Zeit bis zu dem gesteckten Ziel geführt sah, ehrte Liliencron durch die Wahl zu ihrem Mitglied und bewog ihn 1869, nach München überzusiedeln, um seine Arbeitskraft und sein Organisationstalent einem neuen, weitausschauenden Unternehmen zu sichern. 1868 hatte man auf Antrag von Ranke und Döllinger den älteren Plan eines biographischen Nachschlagewerkes für Deutschland wieder aufgenommen, 1869 wurden die Grundzüge dafür beraten und festgestellt: sie sind in der Hauptsache das Werk L.s; erst am 22. Oktober 1873 trat ihm F. X. Wegele, der Würzburger Historiker, als Mitredakteur zur Seite, der aber niemals über die Bedeutung eines freundwilligen Beraters und rüstigen Mitarbeiters hinausgewachsen ist. Die Hauptlast ruhte zu allen Zeiten auf den Schultern L.s: er hat fast alle Mitarbeiter, viele hundert sind es, brieflich geworben oder gar persönlich aufgesucht, er hat ihren Eifer geweckt, ihr Pflichtgefühl angestachelt, ihre Freudigkeit erhöht: durch das Interesse, das er nie ermüdend dem Ganzen bewahrte und fast jedem einzelnen Artikel entgegenbrachte. Als 1874 der erste Band abgeschlossen war, rechnete man noch damit, den ursprünglich geplanten Umfang von 20 Bänden einhalten zu können — aber aus den 20 sind 45 Bände geworden, und als mit dem Ablauf des Jahrhunderts das Alphabet abgeschlossen war, da erwies sich eine Reihe

von Nachtragsbänden nötig: der Achtzigjährige blieb auch jetzt auf dem Platze und hat noch acht von ihnen persönlich redigiert, dann gab er die Redaktion ab, nicht weil er arbeitsmüde gewesen wäre, sondern weil er den Rest seines Lebens und seiner Arbeitskraft glaubte andern Aufgaben widmen zu müssen, zu denen ihn Herz und Pflicht mächtig hinzogen.

Zu allen Zeiten hat die Ausübung der Musik und das Studium ihrer Geschichte in L.s Leben neben dem Studium der deutschen Literatur und des germanischen Volkstums eine mindestens gleichberechtigte Rolle gespielt. Sie erschien ihm stets als einer der wesentlichsten Faktoren der deutschen Bildungsgeschichte, und er war viel zu tätig und im edelsten Sinne zu lebensfroh, um nicht danach zu streben, daß diese seine Studien Frucht tragen möchten für die Hebung und Veredlung unserer Volkskultur.

Als die Allgemeine Deutsche Biographie in sicheren Bahnen fortschritt, glaubte L. seinen Aufenthalt in München mit einer Stellung in der alten Heimat vertauschen zu können, die sich ihm 1876 darbot. Er nahm also die Wahl zum Prälaten des adligen Damenstifts St. Johannes vor Schleswig an und siedelte in die alte Nordmark über. In dieser Stellung, deren Pflichten er mit sicherem Takt und leichter Hand erledigte, fand er reichliche Muße, der Frau Musika zu dienen und ihrer Geschichte nachzugehen. Er hat sie noch über 30 Jahre innegehabt, und es ist ihm in dieser Zeit eine ehrenvolle Rolle beschieden gewesen, als zwischen seinem alten Fürstenhause und der deutschen Kaiserfamilie die engsten Bande geknüpft wurden. Erst nach dem Tode seiner Lebensgefährtin (1908) ist er nach Berlin übersiedelt, um Kindern und Enkeln näher zu bleiben.

Organisatorisch hat sich L. durch die Fortführung der »Denkmäler der deutschen Tonkunst« bis an sein Ende betätigt. Ihn selbst interessierten aus der Geschichte der Musik vor allem drei Gebiete: der evangelische Kirchengesang, der Schulgesang des 16. und 17. Jahrhunderts und der Volksgesang. Er strebte die Schätze wieder aufzudecken, an denen sich frühere Jahrhunderte erquickt und erhoben hatten, und er hoffte, daß es nicht zu spät sei, diese Werte wiederzubeleben. Wieweit er dabei Erfolg gehabt hat oder später haben wird, vermag ich nicht zu beurteilen, auch Kundigere werden es heute kaum sagen können. An die Öffentlichkeit ist am meisten getreten das Volksgesangbuch für Männerchöre, zu dem unser Kaiser die entscheidende Anregung gegeben hat. Am wenigsten bekannt sind die interessanten Studien über die horazischen Metren in deutschen Kompositionen des 16. Jahrhunderts (1887). Seine Bemühungen um Gesangbuch und Kirchengesang hat die theologische Fakultät in Kiel durch Verleihung der Doktorwürde belohnt, und er hat ihr dafür gedankt mit der »Liturgisch-musikalischen Geschichte des evangelisch-lutherischen Gottesdienstes von 1523—1700« (1893), die mit eigenster, erstaunlich reicher Gelehrsamkeit die musikalische Entwicklung von der Motette bis zur Kirchenkantate geleitet. Die Krönung seiner eigenen Reformbestrebungen bildet die »Chorordnung« von 1900.

Alle diese Bemühungen betrachtete der Neunzigjährige nicht als abgeschlossen, so wenig wie er bis in seine letzten Monate darauf verzichtet hatte, sich an dem Schönsten zu erbauen, was Dichter und Musiker der Vergangenheit geschaffen haben. Er ist aus einem Leben der Arbeit und des feinsten Lebens-

genusses geschieden, das edelste Vorbild eines tätigen und das beneidenswerte Muster eines genießenden Menschen.

Es ist wahr, der gütige Gott hatte ihm eine Fülle von Gaben in die Wiege gelegt, er hatte ihm den heitern Sinn und die unvergängliche Anmut gegeben, die den Greis noch schmückte, wie sie den Jüngling ungewöhnlich anziehend erscheinen ließ. Die Freundschaft, die Liebe, die Bewunderung der besten und tüchtigsten Menschen hat er sich erworben, auf jeder Altersstufe und in jeder Lebensstellung. Die Dahlmann, Grimm und Droysen haben ihm ihre ganze, warme Neigung ebenso geschenkt, wie Felix Mendelssohn, Liszt und Joachim. Sein Takt und sein Freimut gewannen ihm das Vertrauen von Fürsten und Königen. Er verkörperte noch einmal das kostbarste Erbe unserer klassischen altweimarischen Kultur in staunenswerter Vielseitigkeit: er war Professor und Hofmann, Philolog und Poet. Höher als sein Jugendtrauerspiel »Kraft und Macht« (1843) wird man seine Novellen »Die siebente Todsünde« (1876) und besonders »Wie man in Amwald Musik macht« (1874) schätzen dürfen. Seine Leistungen, nicht nur als Musiker, sondern auch als Schauspieler, reichten hoch empor über das Niveau des Dilettanten. Und bei alledem erschien er als ein höchst einfacher und natürlicher Mensch, dessen innerstes Wesen die Ehrfurcht vor allem Großen und Hohen, die Dankbarkeit gegen Gott und die Eltern, die Dankbarkeit gegen alle war, die seinen Lebensweg bereichert und ihn hinaufgeführt hatten zum Genuß der Schätze von Kunst und Wissenschaft. Auf dieser Dankbarkeit ruhte im Grunde das Glücksgefühl, der festliche und doch nicht feierliche Glanz, der von Rochus von Liliencron ausging und der jeden bestrahlte, der zu ihm in persönliche Fühlung trat.

Lebenserinnerungen: a) von ihm selbst herausgegeben: Frohe Jugendtage. Lebenserinnerungen Kindern und Enkeln erzählt. Leipzig Duncker & Humblot 1902; b) Fortsetzung aus seinem Nachlaß hrg. v. A. Bettelheim, Deutsche Rundschau 1913 März bis Mai: Schleswig-Holstein. Kiel u. Jena. — Die beiden Novellen gab L. 1903 bei Duncker & Humblot in einem Bande heraus. — Joh. Wolf, R. v. L., Zeitschr. d. internat. Musikgesellschaft XII. Jahrg. (1911) H. 4, S. 95—100. — Kretzschmar, R. v. L., Internat. Monatsschrift f. Wissenschaft, Kunst und Technik Bd. VI (1912) S. 421—428. — Der vorstehende Artikel gibt mit nur wenigen Änderungen und bibliographischen Zusätzen die Gedächtnisrede wieder, die ich unserem Ehrenmitglied in der öffentl. Sitzg. der Kgl. Ges. d. Wissenschaften zu Göttingen am 5. Mai 1911 gehalten habe.

E d w a r d S c h r ö d e r.

Berger, Alfred Freiherr von, Doktor der Rechte und der Philosophie, Universitätsprofessor, Dramaturg, zuletzt Direktor des Burgtheaters; * Wien 30. April 1853, † Wien 24. August 1912. — In den Akten der philosophischen Fakultät der Universität Wien fand ich folgendes, dem Habilitationsgesuch B.s beiliegende *Curriculum vitae*:

»Ich bin am 30. April 1853 in Wien als der jüngere Sohn des Dr. I. N. Berger geboren. Meine Mutter starb im Jahre 1858. Ich wuchs in größerer Stille und Weltabgeschlossenheit auf, als bei Kindern einer Großstadt, zumal wenn der Vater mitten im Strome des geselligen, geschäftlichen und politischen Lebens tätig ist, gewöhnlich zu sein pflegt. Der Winter verfloß in Wien, in der Stille des Hauses, zwischen Büchern, unter fleißigem Studium der vorgeschriebenen Lehrgegenstände unter Aufsicht eines Hauslehrers; der Sommer in den Gebirgen des

oberösterreichischen Salzkammergutes, in innigem Verkehr mit Natur, Land und Leuten, wie er Stadtkindern meistens versagt ist. Meine Mittelschulprüfungen legte ich beim Schottengymnasium in Wien ab. Da ich nicht die Schule besuchte, fehlte mir der Verkehr mit Altersgenossen beinahe ganz; ich hatte nur meinen älteren Bruder als vertrauten Lern- und Spielkameraden. Diese Einsamkeit, angeborener Zwang, und der unmittelbare Einfluß wie das Beispiel meines Vaters, der uns an seinem tiefen und regen Geistes- und Seelenleben rückhaltlos teilnehmen ließ, gaben den früherwachten Kräften meiner Seele bald eine Wendung nach innen. Ich träumte viel und grübelte viel. Gedanken, mir neu und fremdartig, über Dinge, für die mir die Benennungen fehlten, beunruhigten und verwirrten mich, regten mich im Innersten auf — Gedanken, von denen ich erst später erfuhr, daß ihnen nachhängen, um sie womöglich zu Ende zu denken, Philosophieren heißt. Zugleich begann ich, mein Innenleben zu beobachten; mancherlei innere Erfahrungen häuften sich in meinem Gedächtnisse an; unwissentlich und unwillkürlich trieb ich Psychologie. Auch meinte ich, eine dichterische Ader in mir zu verspüren. Ich verlegte mich mit leidenschaftlichem Eifer auf dichterische Versuche. Im Herbst des Jahres 1870 besuchte ich als öffentlicher Schüler der achten Klasse das Schottengymnasium. Am 9. Dezember desselben Jahres starb mein Vater, dessen größte Erfolge und Ehren sowie sein leidensvolles Siechtum in die Jahre meiner Entwicklung fielen und diese verklärten und trübten. Im Sommer 1871 erhielt ich das Zeugnis der Reife zum Besuche einer Universität. In der vollen Gärung der Entwicklung, über alles im unklaren, am meisten über mich und meine Neigungen, wurde ich, einer Art von Familientradition folgend und instinktiv nach einem verständigen Gegengewicht gegen das, was in mir phantastisch war, suchend, was so viele werden, die nicht wissen, was sie werden sollen: Jurist. Wiewohl ohne tiefere Neigung, erledigte ich meine juridischen Studien mit Ehren. Daneben versenkte ich mich in das Studium Kants und Schopenhauers und strebte mit allem Ernste nach dichterischem Können. »Die Kunst zu lernen, war ich nie zu träge.« Wäre ich nicht schon früh zu der Einsicht gekommen, daß mein Talent nicht stark und stetig genug ist, um einem Dichterberufe zur Grundlage zu dienen, so würde ich mich wohl ganz der Dichtkunst gewidmet haben. Doch die bisweilen selbstmörderische Kritik, die meine Dichterkraft beeinträchtigte, bewahrte mich auch vor törichter Überschätzung derselben. Im Februar 1873, wenige Monate vor Ablegung der rechtshistorischen Staatsprüfung, schrieb ich eine einaktige, dem trojanischen Sagenkreise entnommene Tragödie: »Oenone«, welche alsbald vom Direktor Dingelstedt zur Aufführung am Hofburgtheater angenommen wurde und im folgenden September mit leidlichem Erfolge in Szene ging. 1875 beendigte ich meine juridischen Studien und erwarb 1876 den Doktorgrad. 1877 veröffentlichte ich ein Bändchen Gedichte und bereiste im Frühjahr und Sommer 1878 Italien und das südliche Griechenland. Im Jahre 1881 ließ ich eine Sammlung inzwischen entstandener Gedichte als Manuskript drucken und veröffentlichte 1882 in Grünhuts Zeitschrift eine rechtsphilosophische Abhandlung über »Bewirken durch Unterlassen«, welche ich im Herbst vorher verfaßt hatte, um mich an der juridischen Fakultät zu habilitieren, welchen Gedanken ich jedoch fallen ließ, da Fachleute meinten, meine Abhandlung sei eine rein philosophische. Im Jahre 1883 schrieb ich eine Flugschrift wider Du Bois-Reymonds Vortrag »Goethe und kein Ende«.

Mit philosophischen Spekulationen und Studien habe ich mich immer angelegentlich beschäftigt. Die Hauptwerke Kants, Humes und Lockes, die wichtigsten Schriften Descartes', vor allem seine Abhandlung über die Methode, welche ich auch ins Deutsche übertragen habe, darf ich wohl als die Werke bezeichnen, an denen ich mir über meine eigenen Gedanken am meisten klar geworden bin. Doch habe ich auch die Hauptschriften der beiden Mills, die Psychologie Brentanos und viele andere Bücher, die über philosophische Gegenstände handeln, mit Sorgfalt gelesen und durchdacht. Am meisten nachgedacht habe ich über die philosophischen Fragen, welche sich an das Kausalgesetz knüpfen, und über das Problem der individuellen Fortdauer nach dem Tode, vor allem über den Ursprung des Glaubens an eine solche. Alfred Freiherr v. Berger, i. u. Doktor."

Diese im Juli 1885 eingereichte Eingabe B.s führte zu dem am 13. November gefaßten Beschluß der Kommission (Zimmermann, Gomperz, Heinzel, Zeißberg), »in Rücksicht auf die einhellig anerkannten trefflichen Arbeiten des Kandidaten auf dem Gebiete der Philosophie, auf die hervorragenden Fähigkeiten und den gediegenen Charakter desselben beim Kollegium den Antrag zu stellen, B. zu den weiteren Habilitationsakten zuzulassen.« Nach Erledigung der ferneren Förmlichkeiten kam es am 16. Juni 1886 zur Probevorlesung B.s über das Thema: »Hielt Descartes die Tiere für bewußtlos?« Seine akademische Laufbahn, unter so günstigen Vorzeichen begonnen, schien raschen Aufstieg zu verheißen. »Eine Philosophieprofessur in Czernowitz wurde mir in nahe Aussicht gestellt. Aber vorher wollte ich noch einen Wunsch befriedigen, der mir von den Knabenjahren her (seit ich die prachtvolle Schmetterlingsammlung des Dr. Cajetan Felder gesehen hatte) nachgegangen war: Ostindien und Ceylon zu sehen. In den Jahren 1886 und 1887 führte ich diese Absicht aus.« »Als ich« — so berichtete B. 1910 in dem Blatt »Wie ich zum Theater kam« weiter — »von der Reise heimgekehrt war, schickte sich Adolf Wilbrandt gerade an, die Leitung des Burgtheaters niederzulegen. Ich aber brachte den festen Vorsatz nach Hause mit, mich nun mit gesammelter Kraft auf die akademische Tätigkeit zu stürzen (die Czernowitzer Hoffnung war während meiner Abwesenheit zu Wasser geworden) und eine große biographische Arbeit über Descartes in Angriff zu nehmen. An das Burgtheater dachte ich nicht. Ich bezog eine Sommerwohnung in Mödling, um ungestört zu studieren.« »Eines Morgens, an einem strahlend schönen Sommertag, empfand ich ein Gelüsten, in die Stadt zu fahren. Ich ging einige Stunden lang in den Straßen spazieren und kam schließlich auf den Michaelerplatz. Als ich das Burgtheater erblickte, fiel mir ein, daß es noch keinen neuen Direktor habe, und urplötzlich zuckte mir der Gedanke durch den Kopf, ob denn das nicht etwas für mich wäre. Ob meine Vorbildung mich nicht mehr zum Theaterleiter prädestiniere, als zum Professor?« Ähnliche Urteile über B.s eigentlichen Beruf hegte Franz Brentano. Zur Verwirklichung dieses Vorhabens half B.s alter Freund Baron Pidoll (nachmals auch B.s Trauzeuge) mit, der ihn beim damaligen Generalintendanten Baron Bezecny als literarischen Beirat des provisorischen Leiters der ersten deutschen Bühne nachdrücklich empfahl. 1887 wurde B. zum artistischen Sekretär des Burgtheaters ernannt, und er bewährte sich in dieser Stellung als Beistand Sonnenthals und des bald nachher zum Direktor berufenen August Förster so trefflich, daß er allgemein als kommender Mann angesehen und

scherzhaft der »Erb-Förster« des Burgtheaters genannt wurde. In den heiklen Zeiten der Übersiedlung aus dem alten Haus am Michaelerplatz in den neuen Prunkbau am Franzensring zeigte sich B. gelehrig und tatkräftig, in allen künstlerischen und praktischen Aufgaben gleicherweise bedacht, das Rechte zu treffen. Die Abschiedsvorstellung im alten Burgtheater schloß mit einem von Sonnenthal vorgetragenen, von B. gedichteten Epilog, der die Krone seiner zahlreichen, sinnvollen Improvisationen zu festlichen Anlässen bleibt. Eine Theaterrede, die unmittelbar an den Scheidegruß Iphigeniens anknüpfte und in dem Gelübde ausklang, im neuen Haus das alte Burgtheater fortzuführen im Geiste der Überlieferungen Lessings, Kaiser Josephs und Schreyvogels. Wenige Monate nach diesem für die deutsche Theatergeschichte bedeutsamen Abend starb Förster auf dem Semmering, jählings von einem Herzschlag getroffen. Zu einem ihm amtlich angebotenen Provisorium unter Sonnenthals Oberleitung mochte sich B. nicht verstehen: so gab er — nach der Ansicht seiner besten Freunde vorzeitig — seine Entlassung als artistischer Sekretär. Wilbrandt und Speidel traten öffentlich für B.s Berufung zum Direktor ein; ebenso der Schreiber dieser Zeilen, der im März 1890 in der Münchener »Allgemeinen Zeitung« nach der Ernennung des bis dahin nur als Rechtsgelehrter namhaft gewordenen Max Burckhard zum artistischen Sekretär sich zu der Meinung bekannte: »Die heutige Lage des Burgtheaters ist mindestens ebenso verzweifelt wie unmittelbar vor der Berufung von Schreyvogel und Laube. Es verlangt eine Auffrischung seiner Mitglieder, eine Erneuerung seines Repertoires, vor allem aber einen Direktor, der hinter den genannten größten Dramaturgen nicht allzuweit zurückstehen dürfte. Ein Wundermann der Art wird freilich leichter begehrt als gefunden; gibt es doch, nach Wilbrandts Wort, unter den 40 Millionen Deutscher vielleicht keine vier, welche zum Amt eines Burgtheaterdirektors berufen wären. Einer der wenigen, welchen alle Stimmfähigen eines Versuches würdig erklärt haben, war Alfred B. Ein Wiener Kind, der Sohn eines unserer namhaftesten Parlaments- und Staatsmänner, hat sich Alfred B. in jungen Jahren als Lyriker und Dramatiker hervorgetan, bald aber mit weiteren dichterischen Arbeiten nicht mehr an die Öffentlichkeit gewendet. Trotz der strammen Zucht juristischer und philosophischer Fachbildung hat er als Privatgelehrter die alte Liebe zur Poesie treu gepflegt, ist er mit dem Ernst, den keine Mühe bleicht, den Geheimnissen dichterischen, zumal dramatischen Schaffens nachgegangen, ist er auch im Studierzimmer ein dankbarer Schüler des Burgtheaters geblieben. Als Wilbrandt ging und Sonnenthal zeitweilig mit der Direktion betraut wurde, hat man für den stillen Forscher und Kenner die halbverschollene Würde eines artistischen Sekretärs neu belebt. In dieser Stellung hat sich B. nach dem Urteil aller Berufenen als Arbeitskraft ersten Ranges, gelehrig in allem Technischen, geneigt und geschickt, auf die Bedürfnisse des Tages einzugehen, ohne die Forderungen der hohen Kunst jemals preiszugeben, kurzum als ein Ideal bewährt. Beim Abschied vom alten Burgtheater ward ihm die Ehre zuteil, als Sprecher der Jugend Neu-Wiens zu epilogieren; in schlichten warmen Worten hat er damals gesagt, was unser aller Herzen bewegte, und in den Schlußstrophen ausgesprochen, was fortan jeder neue Direktor zu Ehren bringen soll: »den alten Geist im neuen Burgtheater«. Die nähere Erläuterung zu diesem Grundtext hat B. in den Vorlesungen gegeben, welche er an der Universität Wien im letzten Winter über »Ästhetik des Dramas«

hielt: diese Vorträge sind so geschickt, so unmittelbar aus der Anschauung und Erfahrung eines auch theoretisch vollbewanderten Theaterkenners hervorgegangen, daß sie nicht unwert sind, neben Schreyvogels »Sonntagsblättern« genannt zu werden. Mit all diesen Talentproben und Vorarbeiten hat nun Baron B. gewiß noch lange nicht den Beweis erbracht, daß er der beste, ja auch nur ein leidlicher Dramaturg des Burgtheaters wäre; wohl möglich, daß der mustergültige Sekretär als Direktor nicht die nötige Festigkeit, auf Entdeckungsreisen nicht das richtige Spürtalent bewiesen hätte. Eines Versuches aber mußte er gewürdigt werden, und eines Versuches wäre er auch gewürdigt worden, ja, er säße zur Stunde ohne Frage an Försters Stelle, wenn er nicht seiner Neigung gefolgt und die erste Naive, nicht nur des Burgtheaters, Stella Hohenfels, zur Frau genommen hätte. Ein strenges, bürokratisch streng eingehaltenes Hausgesetz lautet nun, daß niemand, der mit dem Burgtheater verheiratet sei, Direktor werden könne; diese alte (von Wilbrandt geradezu töricht genannte) Satzung hat man offenbar auf die Spitze treiben wollen mit der Berufung des Doktor Burckhard, der weder mit der Bühne, ja auch nur mit der dramatischen Kunst jemals in dem entferntesten Schwägerschaftsverhältnis gestanden. Es wäre eine traurige Genugtuung für die Parteigänger der Kandidatur B.s, wenn eine erste Bühne des Deutschen Reiches in nicht allzu ferner Zeit seine bedeutende Kraft in ihren Dienst stellen würde.«

Ich habe diesen — vor einem Vierteljahrhundert geäußerten — Ansichten nichts wegzunehmen. B. war und blieb auch außerhalb des Burgtheaters einer seiner eifrigsten Helfer und Förderer. Als Meister der Rede und als Meister der Feder, als geistiger Führer seiner Frau und als anregender akademischer Lehrer war er darauf bedacht, das Erbe einer großen Vergangenheit zu hüten und zu mehren. Als Professor der Ästhetik an der Universität Wien wandte B. sein Hauptaugenmerk der Ergründung der dramatischen Kunst zu. Als selbständiger Kopf gab er zur Verdeutschung der Poetik des Aristoteles von Theodor Gomperz in die Tiefe dringende Betrachtungen. Shakespeares Dramen, obenan den Hamlet, prüfte, zergliederte und durchleuchtete er unablässig wie seinen Doppelgänger als Denker und Dichter. Spanier und Franzosen, Griechen und Italiener, die deutschen Klassiker, Grillparzer, Kleist und seinen besondern Liebling Hebbel pflegte er mit künstlerischer Kraft. Der neuen Richtung begegnete B., obwohl oder just weil er für Kleist, Hebbel und Otto Ludwigs Schillerkritik viel übrig hatte, zunächst zögernd. Die Beweglichkeit seines Geistes, die Schärfe seiner Zunge, die Stärke seiner Alt-Wiener Theatertraditionen stimmten B. vielfach ironisch, spröde und streitbar gegen die Übertreibungen des Naturalismus in der neudeutschen Dichtung, Kritik und Schauspielerei. Die Wandlungen Gerhart Hauptmanns, die Bedeutung Ibsens erkannte und anerkannte B. trotzdem mit voller Empfänglichkeit für ihre Künstlergaben, mit unbefangener Erkenntnis ihrer Schwächen und Grenzen. Die Proben, die B. in seinen »Dramaturgischen Vorträgen« (1890, 2. Aufl. 1894), »Studien und Kritiken« (1900), in dem Büchlein »Drama und Theater« (1900), in zahlreichen Aufsätzen der »Neuen Freien Presse«, der »Presse«, der »Wage«, und der von ihm mit Karl Glossy begründeten »Österreichischen Rundschau« usw. gab, sind nur ein geringer Niederschlag der Ideen, die sich in seinem ruhelosen Gehirn drängten und in ungezählten Kursen, Gesprächen und Selbstgesprächen nach Ausdruck rangen. In zwei Vorträgen: »Einiges über mich selbst«, die B. zum Abschluß

seiner Vorlesungen im Wiener Frauenerwerb-Verein hielt und als Dank für seine Ernennung zum Ehrenmitglied desselben als Privatdruck an Freunde verteilte (jetzt Nachgelassene Schriften I, 378 ff.), hat B. uns in seine Werkstatt blicken lassen und sicherer als jedes fremde Zeugnis in diesem Selbstbildnis den Reichtum, zugleich allerdings den in Selbstquälerei umschlagenden, bisweilen krankhaften Charakter seiner Gedankenwelt erkennen lassen. Eine lehrreiche Ergänzung zu dieser Gewissenserforschung geben die gleichfalls aus dem Jahr 1900 stammenden Jugenderinnerungen »Im Vaterhaus«, die B.s junge Leiden, die ersten Stufenjahre des ebenso poesievollen als grüblerischen Knaben, Familiengeschichten und Kindheitseindrücke schonungslos, wie ein Nervenarzt, und dabei mit der gegenständlichen Gewalt eines, Turgénjew siegreich nachstrebenden, geborenen Erzählers festhalten. Diese Lebensurkunden werden jedem kommenden Biographen B.s mit seinen handschriftlich erhaltenen Briefen an den Kreis naher Jugendfreunde (den Kriminalisten Lammasch, den Nationalökonom Wieser, den Chirurgen Hacker) als feste Fundamente dienen: das ganze Geheimnis seiner edlen, rätsel- und widerspruchsvollen Persönlichkeit wird sich aber nur dem erschließen, der an der Hand der Jugendtagebücher seines dichterisch und philosophisch wesensverwandten Vaters den innerlichen Zwiespalt dieser ungewöhnlichen Natur zu verstehen vermöchte. Beide haben trotz aller äußeren Ehren und Erfolge zeitlebens daran gelitten, daß ihr Tatendrang nicht in der entscheidenden Stunde den Wirkungskreis fand, den sie für den richtigen hielten: I. N. Berger, der Sprechminister des Bürgerministeriums, kam in Gegensatz zu denjenigen seiner Kollegen, aus deren Partei er hervorgegangen war. Alfred B. wurde nicht im rechten Augenblick in das Amt berufen, in dem er glaubte, seine Lebensaufgabe am besten lösen und zugleich seinem heißgeliebten Österreich am wirksamsten nützen zu können.

Nach Burckhards Sturz 1898 wiederum im Burgtheater übergegangen, entschloß er sich, einem überraschenden Ruf nach Hamburg zu folgen, wo er 1900 das neugegründete, nach seinen Wünschen erbaute Deutsche Schauspielhaus fast ein Jahrzehnt hindurch leitete, durchweg als Schüler des alten Burgtheaters und zugleich als Neuerer, der, wie kein anderer vor und nach ihm, in Hebbel-Zyklen das ganze, dramatische Lebenswerk des großen (nach B.s Urteil: des größeren) Vorgängers von Ibsen auf der Bühne vor Augen stellte. B. offenbarte sich in den Jahren 1900—1909 als einer der fähigsten und leistungsfähigsten deutschen Theatermänner seiner Zeit, als tatendurstiger Führer und Bildner seiner Leute, dessen Spur und Vorbild nicht vergehen wird. Vor einseitiger Bevorzugung einzelner oder gar einer einzigen Richtung behütete ihn sein Kunstgeschmack, die alte Vertrautheit mit den Meistern der Weltdichtung. Vor törichtem, im Theaterbetrieb einer Großstadt unmöglichen Rigorismus bewahrte ihn wiederum nicht nur sein kluger Sinn, das Verständnis für die Notwendigkeit einer gesunden Haushaltung, sondern seine frische Empfänglichkeit auch für die Sorgenbrecher des Tages, sein lebendiges Mitgehen als Probenleiter und Zuschauer, der wohl wußte, wie heilsam anspruchslose Schwänke und volksmäßige Schnurren die Stimmung vorbereiten für ernste Schöpfungen und schwerere Anforderungen an Darsteller und Theatergänger. Was B. als Leiter des Deutschen Schauspielhauses anstrebte und auch an der Elbe zur unerläßlichen Umgestaltung des überkommenen Stiles an der Donau für die Zukunft des Burgtheaters im Auge behielt, hat er 1910 in dem Sammelband: »Meine hamburgische Dramaturgie« mit alter Bredtsamkeit verkündet.

Über den Umfang von B.s Leistungen gab 1910 unbefangenen Aufschluß sein Nachfolger in der Leitung des Hamburger Schauspielhauses, Carl Hagemann: »Schon eine flüchtige Beschäftigung mit den (im »Statistischen Rückblick« vereinigten) Tabellen wird dem Leser zeigen, daß im Deutschen Schauspielhause während der ersten 10 Jahre seines Bestehens ungemein fleißig und systematisch gearbeitet worden ist. Obwohl die Gründer ursprünglich beabsichtigt hatten, ein vorwiegend modernes Theater zu schaffen, legte die Leitung sehr bald den künstlerischen Betrieb auf die Pflege eines gemischten Repertoires, wobei dann die Klassiker ganz besonders bevorzugt wurden. Und heute ist der Spielplan des Deutschen Schauspielhauses so reichhaltig und so vielseitig, daß es in dieser Hinsicht wohl von keinem Theater deutscher Zunge erreicht wird. Man hat im ersten Dezennium 3162 Vorstellungen von 317 Stücken gegeben: von Stücken aller Arten, aller Völker und Zeiten. Den Grundstock des Repertoires bildeten also die Klassiker und dazu natürlich Shakespeare, unser Urklassiker. Von Schiller wurde so ziemlich alles gespielt, von Goethe ebenfalls alles bis auf die frühen Einakter, »Stella« und »Götz«, von Lessing ebenfalls alles bis auf »Miss Sarah Sampson«. Hebbel hat mit seinen sämtlichen Werken den Spielplan geradezu beherrscht. Auch Kleist war gut vertreten, Grillparzer sogar sehr gut.« »Auch aus Shakespeares Lebenswerk gab es eine reichliche und geschickte Auswahl.« »Molière steuerte im ganzen 4 Werke bei.« »Von den Nachklassikern wurden Otto Ludwig und Anzengruber hinreichend berücksichtigt.« »Neben Björnson hat man vor allem Ibsen in den Vordergrund gestellt. Von neueren Theaterdichtern hat man Dreyer, Halbe, Hirschfeld, Schönherr und Wildenbruch ziemlich oft, Hauptmann, Sudermann und Otto Ernst sogar sehr oft gespielt.«

Nach dem Falle Schlenthers sah sich die Wiener oberste Hofbehörde veranlaßt, B. die Leitung des Burgtheaters anzubieten. Die Hamburger taten alles Erdenkliche, ihn festzuhalten. B. schwankte eine Weile. Nach harten Kämpfen, die zu schmerzlichen Mißverständnissen mit alten Hamburger Getreuen führten, entschied er sich schließlich für Wien. In der kurzen Spanne Zeit, die dem Überarbeiteten, schon von tiefsitzenden Leiden Heimgesuchten vom Schicksal zugemessen war, hat er, ungeachtet mancher Hemmungen und Gegnerschaften, als echter Jünger des Burgtheaters das gediegene Alte (Shakespeare, Calderon, Goethe, Schiller, Grillparzer, Hebbel, Otto Ludwig) gepflegt und die begabtesten Neueren (Schönherr, Schnitzler) bevorzugt, darüber Alltagskost wie »Die fünf Frankfurter« nicht verschmäht, die fröhlichen Leistungen des alten Burgtheaters im heiteren Gesellschaftsstück durch aufmunterndes Anwerben heimischer und ausländischer Lustspieldichter erneuert, nur lang geplante Lieblingsaufgaben (Hamlet; Heinrich VIII.; Hebbel-Zyklus) leider, durch unbesiegbare Krankheit vorzeitig gefällt, nicht mehr lösen können.

Inmitten aller Sorgen und Anfechtungen der letzten Wiener Jahre hat B. überdies Kraft und Lust gefunden, im »Buch der Heimat« 1911 gesammelte Landschaftsbilder, Erinnerungen und Dichterporträts und kurz vor seinem Ende in der Novelle »Hofrat Eysenhardt« ein grausames, nur allzu lebensstreuendes Charaktergemälde aus der österreichischen Richterwelt zu schaffen, ein Gegenstück zu seiner biographischen Novelle, deren Held der tragisch endende Reformator der Gynäkologie »Doktor Semmelweis« gewesen: Leistungen, die für sich allein genügen würden, sein Andenken dauernd in der Geschichte der deutschen Prosa zu erhalten.

Was seine Frau, seine Familie und sein Freundeskreis an ihm verloren haben, ist so schwer in Worte zu fassen wie sein Wesen. Mit allen Eigenheiten und Widersprüchen, trotz aller gelegentlichen Wandelbarkeit seiner Entschlüsse, die dem Für und Gegen aller Dinge, den Irrgängen der Spekulation und Wirklichkeit sich nicht so leicht verschließen konnten, wie gehärtetere Charaktere oder Gedankenärmere, war B. im Kern eine rechte Künstlernatur, dem Dichtung und Philosophie, das Vaterland und die Seinigen Lebens-, nicht Lippendienst waren. Worte, die ich unter dem unmittelbaren Eindruck der Todesnachricht am 26. August 1912 schrieb, mögen zeigen, wie dazumal sein Bild im Kreise seiner Freunde lebte:

»In meiner Ferienruhe trifft mich die Aufforderung des verehrten Herausgebers der »Allgemeinen Zeitung«, Alfred B. ein Wort des Nachrufes zu widmen. In der Hauptsache wäre nur zu wiederholen, was ich in dem ersten Wiener Theaterbrief, den ich vor mehr als 20 Jahren in diesem Blatte schrieb, aussprach: B. hätte das Zeug in sich gehabt, ein zweiter Schreyvogel für das Burgtheater zu werden. Ein Wort, das eine wehmütige Bekräftigung durch den Beschluß des Wiener Stadtrates erhält, dem Frühgeschiedenen ein Ehrengrab einzuräumen gegenüber der Stätte, die vor wenigen Monaten auf dem Wiener Zentralfriedhofe den vom Währinger Gottesacker dorthin überführten sterblichen Überresten Schreyvogels mit einer feierlichen Zeremonie gestiftet wurde. Ihr Hauptstück war eine Gedächtnisrede, wie sie mit gleicher Kraft des Wortes, mit gleicher Kunst der Charakteristik nur Alfred Berger zu halten vermochte.

Grillparzers in den Kern der Persönlichkeit seines Entdeckers Schreyvogel eindringender Nachruf: es war Liebe in seinem Umfassen, gilt im höchsten Maß von B.s Fähigkeiten, Dichter, Denker, Darsteller der verschiedensten Zeiten, Völker und Begabungen zu verstehen, zu schildern und in lebendiger Rede jedem Empfänglichen vor Augen zu stellen. Schon in einer Anzeige seiner vor zwei Jahrzehnten bei Cotta gedruckten »Gedichte« habe ich ihn — wiederum in der »Allgemeinen Zeitung« — den Sprecher des geistigen Adels in Österreich genannt: damals stand B. erst in den Anfängen einer akademischen, journalistischen und theatralischen Laufbahn, die Hörern und Lesern in Süd und Nord Meisterstücke der Improvisation, wie seine Fest- und Gedächtnisreden auf Mozart, Hebbel, Grillparzer bringen sollte: Schöpfungen, in denen Form und Gedanke einander vollkommen durchdringen. Blättchen, die mehr Geist und Anregung bieten, als tausend Durchschnittsbiographen und pfundschwere »Lederadur«-Geschichten. Die Leichtigkeit, mit der Berger schlagfertig jedem Ruf standhielt und andere Male im Dienst des Augenblicks Tolstois, Björnsons, Wilbrandts Lebenswerk scharf und wahr bis zur Schonungslosigkeit ergründete, zeugt dafür, daß er nichts weniger als ein Schönredner, sondern einer der wenigen selbständigen Köpfe seiner Zeit war, die den Mut und zugleich Geist genug besaßen, im Wirrwarr der Gegenwart Urteile zu fällen, die vielfach von der Nachwelt übernommen werden dürften. Er wäre geschaffen und berufen gewesen, als dichterisch angelegter, den gesündesten und heikelsten Naturen mit derselben Überlegenheit nachspürender Kenner einer der bemerkenswertesten Führer und Ärzte des modernen Kunstgeschmackes zu werden. Und die wenigen Bände, die bisher von seinen Studien gedruckt in die Welt gingen, dürften, durch neue, ausgiebigere Proben aus dem Nachlaß bereichert, seine Geltung immer stärker

beglaubigen, Alfred B. dicht neben Schreyvogel, Feuchtersleben und Kürnberger rücken, als österreichischen Meisterkritiker.

Wer nun gar mit dem unversieglischen Redner in jahrzehntelangem, lebendigem Gedankenaustausch stand, konnte B. nur als Geisteswirt ohnegleichen bei jeder neuen Begegnung willkommen heißen. Dramatiker, Philosophen, Politiker, Größen und Narren zeigte er, einmal in tiefgründender Betrachtung, andere Male mit einem wie Höllenstein ätzenden Witzwort, ein drittes Mal mit jugendlicher, der Berichtigung bedürftiger Überschwenglichkeit. Stets, wo er irrte und wo er ins Schwarze traf, als Mann, der nur aus dem Eigensten schöpfte.

Daß ein solcher Reichtum der Ideen und Kenntnisse, eine solche rastlose Forscherfreudigkeit seit der ersten Jugend kein höheres Ziel kannte, als Burgtheaterdirektor zu werden, ist mir — so hoch ich die Bedeutung der ersten Wiener Bühne einschätze — je länger ich mit B. zusammenlebte, desto rätselhafter geworden. Sein Abgott, Shakespeare, konnte nicht eilig genug das Globe-Theater im Stiche lassen und wie sein Prospero die Stille seiner weltabgeschiedenen Zauberinsel suchen. In dieser maßlosen Leidenschaft, Bühnenkönig zu sein, hat B. andere, höhere, seinen seltenen Naturanlagen gemäßere Lebensaufgaben vertagt: die Grillparzer-Biographie, die er mir für die Sammlung »Führende Geister« kontraktlich verbriefte, hat es nur zu Bruchstücken gebracht, wie seine Shakespeare-, Dante-, Aristoteles-Studien. So muß seine Grabschrift lauten, wie die von Grillparzer auf Franz Schubert gemünzte: Hier begrub die Kunst einen reichen Besitz und noch viel größere Hoffnungen. Besonders tief-sinnige Nekrologisten haben Alfred B., angesichts dieser und vieler anderer Unbegreiflichkeiten seines Wesens, »zwiespältig« genannt. Er war ein bischen verwickelter: tausendspältig und tausendfältig im besten und im bedenklichen Wortsinn. Wer ihn gekannt, wird ihn nie vergessen, und wer dem Sterbenden ins Auge geblickt, wie ich bei einem dreistündigen Besuch, mit dem er mich — es war wohl einer seiner letzten Ausgänge — am 12. August überraschte, durch eine aufrichtige Darstellung seiner Leiden bewegte und gleich nach einem mühsam bezwungenen Tränenerguß durch feurige Mitteilungen über kommende Arbeitspläne zur Begeisterung hinriß, weiß, daß dieser einzigen Persönlichkeit, einem der bedeutendsten und merkwürdigsten Österreicher unserer Tage, dem außerordentlichen Künstler, diesem reichen Geist nicht ein in der ersten Stunde nach dem Verlust hingeschriebenes flüchtiges Wort gerecht werden kann. Er hat sein Bestes nur ahnen lassen. Was er an Arbeiten zurückließ, ist gleichwohl ansehnlicher als die Ernten ungezählter, satter Mittelmäßigkeiten. Sein Leben und sein Lebenswerk wird eines der fragmentarischen, sibyllinischen Bücher bleiben, das der Pflege, der Liebe und der Deutung der Edlen wert und bedürftig ist. Ein Dichterwort, das er oft und gern im Munde führte:

Denn der Mensch im Leichentuch
Ist ein zugeklapptes Buch

wird sich an ihm selbst nicht bewahrheiten. Man wird oft und oft auf ihn zurückkommen, den Gedankenschatz, den er nicht geizig verschloß, ausmünzen, seine handschriftlichen wie seine weit zerstreuten gedruckten Blätter in Bände sammeln und immer fleißiger, immer dankbarer aufklappen.«

Wlassack, Chronik des Burgtheaters, 1876. — Die Theater Wiens: Weilen, Geschichte des Hofburgtheaters, 1902. — Otto Rub, Das Burgtheater. Statistischer Rückblick.

Wien 1913. — Speidel: Persönlichkeiten. (Ein Wiener in der Fremde.) — Ludwig Gabillon. Von Helene Bettelheim-Gabillon. 1900. — Anton Bettelheim. *Acta diurna*: Aus dem Burgtheater. 1899. — Wilbrandt, Erinnerungen. 1905. S. 71 ff., 189 ff. — Adolf v. Sonnenthal, Briefwechsel. 1912. (Herausgegeben von Hermine v. Sonnenthal.) — Das erste Jahrzehnt des Deutschen Schauspielhauses. Hamburg 1910. Paul Conström. — Biographenwege. Von Anton Bettelheim. (Zum 60. Geburtstag Alfred Bergers. Gedenkrede.) Paetel 1913. — Nekrologe der Wiener und Berliner Blätter, 1912. Nachrufe von Wilhelm Freiherrn v. Berger (1912) und Gisela v. Berger (24. August 1913) in der Neuen Freien Presse. — Bergers Dichtungen und Schriften sind 1912 in Kürschners Literatur-Kalender verzeichnet. Beizufügen: Aristoteles. Poetik. Übersetzt und eingeleitet von Theodor Gomperz mit einer Abhandlung: Wahrheit und Irrtum in der Katharsis-Theorie des Aristoteles von A. Freiherrn v. Berger. Leipzig 1897. — Alfred Freiherr v. Berger. Gesammelte Schriften. Aus dem Nachlaß herausgegeben von Anton Bettelheim und Karl Glossy. (I.: Autobiographische Schriften. II.: Gedichte, Oenone, Aphorismen. III.: Reden und Aufsätze.) Wien 1913.

Bilder von Krumhaar und Liebermann. Plaquette von Rudolf Marschall. Büste von Teresa Feodorowna Ries. Zeichnung von Rauchinger. Relief von Treßler (im Wiener Städtischen Museum). Büste von Kauffungen auf dem Zentralfriedhof in Wien. Büste von Romanus Andresen im Hamburger Deutschen Schauspielhaus als Gegenstück zur Kolossalbüste Hebbels, enthüllt am 23. August 1913 in Anwesenheit des gesamten Künstlerpersonals. Totenmaske von Taglang.

Anton Bettelheim.

Krümmel, J. G. Otto, * 8. Juli 1854 in Exin (Reg.-Bez. Bromberg), † 12. Dezember 1912 in Köln. — K. ist einer der bedeutendsten Führer und Forscher auf dem Gebiete der Erdkunde, besonders der Meereskunde, gewesen, in Deutschland wie im Ausland als Gelehrter geachtet und geehrt. Er besuchte das Comenius-Gymnasium zu Lissa. Darauf widmete er sich zunächst dem Studium der Medizin, dann dem der Naturwissenschaften und der Erdkunde auf den Universitäten Leipzig, Göttingen und Berlin. Nachdem er 1876 in Göttingen die Doktorwürde erlangt hatte und 1878 daselbst als Privatdozent für Erdkunde zugelassen war, erhielt er im Herbst 1883 einen Ruf als außerordentlicher Professor nach Kiel, wo er ein Jahr später ordentlicher Professor und Dozent an der Marineakademie wurde. Ein eigenartiges Geschick hat es bewirkt, daß er, der Nachfolger Theobald Fischers in Kiel, diesem 1911 auch in Marburg im Amte folgte. Er starb unerwartet an einem Schlaganfall in Köln, wo er sich vorübergehend auf seiner Ferienreise aufhielt.

Obwohl er Binnenländer war, wandte sich sein Interesse schon früh der Meereskunde zu, die durch die großen wissenschaftlichen Expeditionen der »Gazelle«, des »Challenger« und der »Tuscarora« Anfang der siebziger Jahre des 19. Jahrhunderts stark angeregt wurde. Seine hydrographische Ausbildung verdankte er indes nicht so sehr seinen akademischen Lehrern, als vielmehr dem Direktor der Deutschen Seewarte, Georg Neumayer, unter dessen Leitung er 1882—1883 ozeanographische Arbeiten ausführte. Von seinen Universitätslehrern, O. Peschel-Leipzig, K. v. Seebach und Wappaeus-Göttingen, Bastian und Kiepert-Berlin, haben der erste und der letzte nachhaltigen Einfluß auf ihn ausgeübt. Peschel, der ihn durch seinen geistvollen Vortrag besonders anzog, hat auch seine Aufmerksamkeit auf die Fragen der allgemeinen Erdkunde gelenkt, an deren Lösung K. sein Leben lang gearbeitet hat. Peschels Einfluß ist für seine wissenschaftliche Ausbildung sowohl wie für seine Forschungs-

richtung und Arbeitsweise von entscheidender Bedeutung gewesen. Für ihn war die Erdkunde in erster Linie eine exakte Wissenschaft, und die Behandlung von Fragen, die auf physikalischer oder mathematischer Grundlage ruhten, zog ihn am meisten an. Dabei fehlte ihm durchaus nicht der Sinn für die historische und staatenkundliche Seite der Erdkunde; ja er war ein guter Kenner der Geschichte der Erdkunde, der Staatenkunde und politischen Geographie, wie man es von einem der hervorragendsten Schüler Peschels nicht anders erwarten wird.

K.s Hauptforschungsgebiet war von Anfang an die Meereskunde. Hierin hat er so Bedeutendes geleistet, daß man ihn treffend als den »deutschen Ozeanographen« bezeichnet hat. Durch seine Teilnahme an der Kieler Planktonexpedition des »National« 1889 und an der mustergültigen Bearbeitung ihrer Ergebnisse, durch seine Tätigkeit als Mitglied der Kommission zur Erforschung der deutschen Meere und der internationalen Kommission zur Erforschung der Meere (seit 1899) und durch sein Hauptwerk, das »Handbuch der Ozeanographie«, hat er sich nicht nur in Deutschland, sondern auch im Auslande die Anerkennung als Autorität auf seinem Arbeitsgebiet verschafft, so daß die namhaftesten geographischen Gesellschaften (London, Petersburg, Rom, Amsterdam, Helsingfors) ihn zu ihren Ehrenmitgliedern zählten.

Sein Erstlingswerk, seine Doktor-Dissertation, behandelte »Die äquatorialen Meeresströmungen des Atlantischen Ozeans und das allgemeine System der Meereszirkulation« (1877 Göttingen). Trotzdem diese Arbeit in manchen Punkten infolge der Gewinnung neuen Beobachtungsmaterials und besserer Einsicht in die Ursachen der Meeresströmungen durch Zöppritz bald überholt wurde, enthält sie manche wertvollen Grundgedanken, besonders auch zur Morphologie der Meeresräume, einem damals noch ganz unbeackerten Gebiet. So ist in ihm auch schon der Keim zur ersten größeren Leistung, seiner Habilitationsschrift 1879, enthalten: »Versuch einer vergleichenden Morphologie der Meeresräume«. Schon beim ersten flüchtigen Durchblättern erkennt man, daß hier eine grundlegende Arbeit vorliegt. Seine darin vorgeschlagene Bezeichnungsweise hat sich auch allgemeine Geltung verschafft, und seine Bemühungen um Einheitlichkeit sind durch die Annahme seiner Grundsätze durch den Internationalen Geographenkongreß in Berlin 1899, woselbst er einen Vortrag darüber hielt, von Erfolg gekrönt worden. An der Besserung der morphologischen Zahlenwerte der Meeresräume hat er sein ganzes Leben weitergearbeitet, und nichts zeigt besser den Fortschritt der ozeanischen Morphologie als ein Vergleich der umfangreichen Tabellen der genannten Schrift von 1879 mit denen der 2. Auflage seines Handbuches 1907. Auch mehrere kleinere Abhandlungen und Aufsätze veröffentlichte K. über diesen Gegenstand: »Neue Areale der Meeresräume« (Göttingen 1881); »Tiefenkarte des Indischen Ozeans«, Kettlers Zeitschrift für wissenschaftliche Geographie Bd. 2; »Das Relief des australisch-asiatischen Mittelmeeres, Kettlers Zeitschrift für wissenschaftliche Geographie Bd. 3; »Die tiefste Depression des Meeresbodens« (Geograph. Ztschr. 1899); »Über die mittlere Tiefe der Ozeane« (Ztschr. f. wiss. Geogr. 1880).

Durch die Mitarbeit am »Handbuch der Ozeanographie« wurde K. veranlaßt, sich wieder eingehend mit der Bewegung des Meeres zu befassen. Dieses Hauptwerk der Gesamtgeographie, erschienen in Ratzels »Bibliothek geographischer Handbücher«, war Anfang der achtziger Jahre des 19. Jahrhunderts von Admiralitätsrat Prof. Dr. Georg v. Boguslawski begonnen

worden. Doch hatte zunächst ein Unstern darüber gewaltet. Nach der Vollendung des 1. Bandes 1884, der die Morphologie, Physik und Chemie der Meere enthält, war v. Boguslawski gestorben, und auch sein Nachfolger in der Arbeit, Prof. Zöppritz, war 1885 nach Herstellung einiger Abschnitte des 2. Bandes gestorben. K.s fleißiger Feder gelang es dann, in reichlich einem Jahre den 2. Band (528 Seiten) zu vollenden, so daß das Werk 1887 der Öffentlichkeit übergeben werden konnte. Zugleich gelang es ihm, die Mängel infolge des zweimaligen Wechsels des Verfassers auf ein Mindestmaß zu beschränken. Die Bedeutung des Werkes lag darin, daß zum ersten Male die reiche Ausbeute der großen Tiefsee-Expeditionen in systematischer Ordnung und in Verbindung mit den älteren Beobachtungen dargeboten war und Richtlinien für die Weiterentwicklung der Meereskunde gegeben waren. Sie erbrachten den Nachweis, daß es trotz der großen staatlichen Aufwendungen zur Förderung der Meereskunde nicht gelungen war, die alten Fragen voll zu beantworten, daß man hingegen auf viele neue gestoßen war, deren Lösung eher durch zielbewußte Untersuchung kleinerer Gebiete und Verfeinerung der Arbeitsmethoden herbeigeführt werden könne. In der Kommission zur Erforschung der deutschen Meere und der internationalen Kommission zur Erforschung der (nordeuropäischen) Meere (seit 1892) ist dieser Gedanke zur Ausführung gelangt und die daran geknüpften Erwartungen weitgehend erfüllt worden. K. hat als eines der führenden Mitglieder dieser Kommissionen, die zunächst die Beziehungen zwischen den Verhältnissen der nordeuropäischen Meere und Lebensbedingungen der Nutzfische zu untersuchen hatten, seine ganze Arbeitskraft und sein reiches Wissen in den Dienst der Sache gestellt, um ihre Ergebnisse möglichst für die Meereskunde nutzbar zu machen. Darüber hat manche andere aussichtsvolle Aufgabe zurückstehen müssen, wie z. B. eine Landeskunde von Deutschland.

Seine Tätigkeit als Mitglied der genannten Kommissionen brachte K. dazu, sich eingehend mit den Fragen der Physik und Chemie des Meeres zu beschäftigen. Besonders seine Teilnahme an der von der Deutschen Kommission unternommenen Plankton-Expedition des »National« 1889 gab K. Gelegenheit, seine Erfahrungen zu erweitern, seine Kenntnisse zu vertiefen und sein Wissen in mustergültiger Weise zur Darstellung zu bringen. Außer den geophysikalischen Ergebnissen (1893) verfaßte er auch die »Reisebeschreibung« (1892) dieser Expedition. Die Fahrt hatte ihn nach den Bermudas-Inseln, den Kap Verden, Ascension, Fernando Noronha und der Amazonas-Mündung geführt. Andere größere Reisen hat K. überhaupt nicht unternommen. Abgesehen von den Terminfahrten des »Poseidon«, den Reisen als Delegierter der internationalen Kommission oder zu den Geographentagen spielte sich sein Leben in der Studierstube ab, immer fleißig, rastlos bemüht, die Meereskunde zu beherrschen und zu fördern. Dabei begnügte er sich nicht mit der theoretischen Arbeit, sondern betätigte sich auch praktisch durch Erfindung von Apparaten (Wasserschöpfer, Refraktometer).

Außer einem Referate über die Ergebnisse der Plankton-Expedition in den »Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde« verdanken noch folgende kleineren Schriften ihre Entstehung seiner Mitgliedschaft der genannten Kommissionen: »Durchsichtigkeit des Meerwassers« (Annalen der Hyd. 1889); »Die Temperaturverteilung in den Ozeanen« (Ztschr. f. wiss. Geogr. 1887); »Über die

Bestimmung des spezifischen Gewichts des Seewassers an Bord« (Ann. d. Hydr. 1890); »Die nordatlantische Sargassosee« (Peterm. Mitteil. 1891); »Zur Physik der Ostsee« (Peterm. Mitteil. 1893); »Die Kieler Förde als Teil der Ostsee«; »Einige neuere Beobachtungen des Aräometers« (Ann. d. Hydr. 1894); »Neue physikalische Untersuchungen aus der Ostsee« (Mitteil. d. Sektion für Küsten- und Hochseefischerei 1894); »Prof. Dr. Dahls Aräometerbeobachtungen auf der Fahrt von Neapel nach Matupi« (Ann. d. Hydr. 1896); »Oberflächentemperaturen und Strömungsverhältnisse des äquator. Gürtels des Stillen Ozeans« (Peterm. Mitteil. 1896); »Über die Abhängigkeit der großen nordischen Seefischereien von den phys. Zuständen der Meere« (Mitteil. des Deutschen Seefischereivereins 1896); »Das Mißlingen der schwedischen Heringsfischerei im Winter 1896/97« (Mitteil. d. Deutschen Seefischereivereins 1899); »Neue Beiträge zur Kenntnis des Aräometers« (Wissensch. Untersuchungen d. Kommiss. z. U. d. deutsch. Meere 1900); »Die deutschen Meere im Rahmen der internat. Meeresforschung« (Veröff. d. Inst. f. Meereskunde H. 6, 1904); zusammen mit E. Ruppin: »Über die innere Reibung des Seewassers« (Wissensch. Untersuchungen d. Kommiss. z. U. d. deutsch. Meere 1905); »Bericht über die hydrographischen Untersuchungen« (1906); »Beteiligung Deutschlands an der internationalen Meeresforschung« (1908).

K.s Haupt- und Lebenswerk ist die 2. Auflage des »Handbuchs der Ozeanographie« geworden (1. Bd. 1907, 2. Bd. 1911), in Wirklichkeit keine Neuauflage des alten, sondern eine Neuschöpfung, zugleich eine der bedeutendsten Erscheinungen der geographischen Literatur in den letzten 30 Jahren, ein Werk, dem das Ausland nichts Gleiches an die Seite zu stellen vermag. Es ist »ausgezeichnet durch umfangreiche literarische Fundierung, kritische Sichtung des Materials, Klarheit der Diktion und des Urteils, glänzende Handhabung der Synthese und — was bei modernen wissenschaftlichen Büchern nicht selten zu wünschen übrig läßt — Glätte und Korrektheit des Stils« (Eckert). Die große Fülle von Anregungen, die schöpferische Formulierung neuer Probleme und die geistvollen Vorschläge zu ihrer Lösung geben dem Werk einen besonderen Wert und machen es zu einer Richtschnur für die künftigen meereskundlichen Forschungen.

Die Behandlung der Probleme geschieht meist nach dem gleichen Gesichtspunkt. Nach einem geschichtlichen Überblick über die Entwicklung der Frage und der Kenntnisse folgt die Behandlung der allgemeinen Naturgesetze, die in jedem Falle Anwendung finden, und endlich die geographische Verbreitung der Erscheinung auf der Erde. Wenn wissenschaftlich Tätige immer nach diesem Vorbilde arbeiten würden, wieviel unnötige Arbeit würde dann gespart, indem die Bearbeiter zuweilen erkennen würden, daß ihre vermeintlich »neue Theorie« schon dagewesen und vielleicht von der Kritik abgetan ist.

Besondere Sorgfalt wendete K. dem schwierigsten Abschnitt des Handbuchs, den Wellen und Gezeiten, zu, der nach zahlreichen Vorarbeiten und eingehendem Studium zu dem gelungensten Teil des ganzen gehört. Als Vorarbeiten zu dem Handbuch sind auch die zahlreichen Besprechungen von meereskundlichen Werken und Berichte über Forschungsreisen anzusehen. Zahlreiche Besprechungen von Neuerscheinungen, oft von seltener Gründlichkeit, sind in »Petermanns Geographischen Mitteilungen«, in den »Annalen der Hydrographie«, in der »Naturwissenschaftlichen Rundschau« und in der »Marine-Rundschau« erschienen. Ausführlicher berichtete K. über folgende wissen-

schaftliche Meeresexpeditionen in den »Annalen der Hydrographie«: 1883: »Tiefseelotungen des Siemensschen Kabeldampfers ‚Faraday‘ im Nordatlantischen Ozean«; 1902, 1903 und 1904: »Ozeanographische Ergebnisse der Deutschen Südpolar-Expedition des ‚Gauß‘«; 1909: »Forschungsreise des ‚Planet‘«; in den »Deutschen geographischen Blättern«: »Fahrten S. M. S. ‚Drache‘ in der Nordsee (1881, 1882, 1884)«; in »Petermanns Geogr. Mitteilungen«: 1893: »Russische Arbeiten im nordpazifischen Ozean«; 1902: »Ozeanogr. Ergebnisse der norwegischen Polar-Expedition«; »Geographisches Jahrbuch« von Wagner: 1885—1902: »Fortschritte der Ozeanographie«.

Weitere meereskundliche Abhandlungen, die als Vorarbeiten zum Handbuch angesehen werden können oder durch seine Bearbeitung veranlaßt sind: »Bemerkungen über die Meeresströmungen und -temperaturen der Falklandsee«, 1882, »Archiv der Seewarte«; »Die atlantischen Meeresströmungen«, Kettlers »Ztschr. für wiss. Geographie« IV; »Zum Problem des Euripus«, »Petermanns Mitteil.« 1888; »Über Erosion durch Gezeitenströme«, »Petermanns Mitteil.« 1889; »Gezeitenwellen«, Rede beim Antritt des Rektorats der Kieler Universität 1897; »Bemerkungen über Eisberge bei den Orkney-Inseln im Jahre 1836«, Ztschr. d. Gesellschaft f. Erdk., Berlin 1907; »Über Flaschenposten, treibende Wracks und andere Triftkörper in ihrer Bedeutung für die Enthüllung der Meeresströmungen«, Vorträge im Institut für Meereskunde, Berlin 1908; »Blick auf die neueren Theorien der Meeresströmungen«, Vortrag auf d. Deutsch. Geographen-Tag, Lübeck 1909.

Es lag nahe, daß die Herausgeber geographischer Sammelwerke sich bemühten, K. als Mitarbeiter für den Abschnitt »Ozeanographie« in ihren Werken zu gewinnen. So entstammen seiner Feder: Bd. 52 in »Wissen der Gegenwart« (»Der Ozean, eine Einführung in die allgemeine Meereskunde«), eine mehr populäre Darstellung, die 1902 ihre 2. Auflage erlebte; der Abschnitt »Die Ozeane« in Skobels »Geographischem Handbuch zu Andrees Handatlas«; der Abschnitt »Einige ozeanographische Aufgaben« in der 2. Auflage in Neumayers »Anleitung zu wissenschaftlichen Beobachtungen auf Reisen« (1888) und der Abschnitt »Allgemeine Meeresforschung« in der 3. Auflage dieses Werkes; der Artikel »Meer« im »Handwörterbuch der Naturwissenschaften« (Bd. 6, 1912).

Nicht nur in Schrift, sondern auch in Wort hat er an der Verbreitung meereskundlicher Kenntnisse mitzuwirken gesucht. Außer den schon genannten Vorträgen (»Über die Plankton-Expedition« in der Gesellschaft für Erdkunde, Berlin; Rektoratsrede; »Über Flaschenposten« usw. im Institut für Meereskunde, Berlin, und auf dem 17. Deutschen Geographen-Tag in Lübeck 1909) hielt er noch folgende, die auch im Druck verbreitet sind: »Die Abhängigkeit der Schiffswege von den herrschenden Luftströmungen«, 1884 im Kieler Verein zur Förderung von Handelsbestrebungen; »Die Meereswellen«, 1887 im Nautischen Verein; »Die Nutzbarmachung der nautischen Institute«, 1895 auf dem XI. Deutschen Geographen-Tag in Bremen; »Die einheitliche Nomenklatur für das Bodenrelief der Ozeane«, 1899, VII. Internationaler Geographenkongreß in Berlin.

In seiner jedes 4. Semester sich wiederholenden Vorlesung über allgemeine Erdkunde vermied K. es, seinem Sondergebiet einen zu großen Raum auf Kosten anderer Abschnitte einzuräumen. Zu einer meereskundlichen Sondervorlesung ist er nie gekommen. Die Provinzuniversität mit ihren beschränkteren

Forderungen und Mitteln bot hierzu sowie zu einem ozeanographischen Praktikum keine Gelegenheit. Wer indes Interesse an solchen Übungen fand, konnte jedoch auf weitgehendste Unterstützung rechnen.

Wenn K. auch in erster Linie der Meereskunde gedient hat, so würde man seiner Bedeutung nicht völlig gerecht werden, wenn man ihn nur als Ozeanographen bezeichnen wollte. In der Hauptsache verdankt er seiner Dozententätigkeit die Bewahrung vor Einseitigkeit. K.s Sinn für historische, staatenkundliche und morphologische Fragen und deren Lösung ist bereits erwähnt. Folgende zum Teil bedeutsamen Abhandlungen aus andern geographischen Gebieten verdanken ihm ihre Entstehung: »Geologische Karte von Deutschland« (Taf. 13 im physikalisch-statistischen Atlas von Andree-Peschel, 1878, Teil II); »Die Verteilung der Regen in Europa«, Zeitschr. d. Gesellschaft f. Erdk., Berlin 1878; »Das Tschernosjom und seine Verbreitung«, Deutsche geogr. Blätter, 1877; »Europäische Staatenkunde« Bd. 1 (Rußland, Skandinavien und Großbritannien), 1880, nach Peschels Vorlesungen; »Beiträge zur allgemeinen Orographie«, Ausland 1882; »Plastische Gliederung Europas«, Globus 1884; »Zur Morphologie der Seehäfen«, Verhdl. d. Gesellschaft für Erdkunde, Berlin 1883 bis 1885; »Karte der Bevölkerungsdichte von Europa«, in der 13. Auflage von Brockhaus' Konversations-Lexikon; »Die Haupttypen der natürlichen Seehäfen«, Globus Bd. 60, 1891; »Zwei Jahrzehnte deutscher Seeschifffahrt«, Preuß. Jahrbücher Bd. 74, 1893; »Die geographische Entwicklung der Nordsee«, Globus Bd. 65, 1894; »Studien über westindische Korallenbauten«, Globus Bd. 69, 1898; »Die Bestimmung des Pols der Landhalbkugel«, Petermanns Mitteil. 1898; »Bemerkungen zur nordischen Bronzekultur«, Aus allen Weltteilen Bd. 9; »Die geographische Verbreitung der Wind- und Wassermotore im Deutschen Reich«, Peterm. Mitteil. 1903; mit Credner zusammen: »Europa« in Skobels Handbuch zu Andrees Handatlas 1902; Geographischer Anzeiger 1910.

Aus seiner Dozententätigkeit hervorgegangen sind ferner zwei größere Werke: 3 Bände »Klassiker der Geographie«, 1904; »Geographisches Praktikum«, mit Prof. Eckert-Aachen zusammen 1908, Werke, die einem vielfach empfundenen Bedürfnis abhelfen sollten.

Auch einige gemeinverständliche Schriften entstammen K.s Feder. Außer dem genannten Band 52 im »Wissen der Gegenwart« sind hierher zu rechnen: »Die Ursachen der Sturmflut vom 4. bis 6. Dezember 1883 in der Kieler Bucht« (Kieler Zeitung v. 15. Dezember 1883); »Afrika«, in einigen geographischen Taschenbändchen; »Zugunsten der deutschen Lettern«, Grenzboten 1893; »Nautische Märchen und Sagen«, Deutsche Rundschau 1896.

Politisch ist K. wenig hervorgetreten. Seine Anschauungen deckten sich am besten mit denen des Nationalliberalismus; im Kieler Verein dieser Partei sprach er 1896 über »Deutschlands Beruf zur Weltmacht«. Dem Kampf des Deutschtums in Polen und Nordschleswig folgte er stets mit regstem Interesse und benutzte jede Gelegenheit, auf die staatsgefährlichen Bestrebungen der Fremdstämmigen hinzuweisen.

An Hauptvorlesungen (4stündig) las K. abwechselnd: Allgemeine Erdkunde in 2 Teilen; Ostasien und Australien; Asien und Afrika; Nord- und Ost-Europa; Amerika; Mittelmeerländer und Deutsches Reich. An Nebenvorlesungen (2stündig): Allgemeine Völkerkunde; Land- und Seekarten; Deutsche Kolonien; Geschichte der Erdkunde (Neuzeit); Allgemeine Wirtschaftsgeo-

graphie. Daneben hielt er ein Kolloquium und ein kartographisches Praktikum ab.

Unter den wissenschaftlichen Arbeiten (Dissertationen), die meist auf seine Anregung und unter seiner Leitung entstanden (etwa 26), sind 11 meereskundliche und 10 aus dem Gebiete der Länderkunde von Deutschland. Seinen Schülern war er durch seinen Fleiß und sein Streben nach möglicher Exaktheit ein treffliches Vorbild. Durch sein Lehrgeschick, durch die schlichte, klare Sprache seiner stets frei gehaltenen Vorlesungen, durch die Nutzbarmachung aller Anschauungsmittel und die Ausgestaltung seiner Übungen wurde er den Bedürfnissen seiner meist dem Oberlehrerberufe sich zuwendenden Schüler in ausgezeichneter Weise gerecht.

Nicht nur als Gelehrter und Dozent, sondern auch als Mensch besaß K. vortreffliche Eigenschaften. Der Grundzug seines Wesens war eine fast übergroße Bescheidenheit und Schlichtheit. Auf den ersten oberflächlichen Blick kalt und verschlossen erscheinend, zeigte er sich bei näherer Bekanntschaft äußerst liebenswürdig. Von seinen Gegnern sprach er stets mit Achtung. Niemals scheute er sich, einen Irrtum einzusehen und einzugestehen. Wahrheitsliebe und Gerechtigkeitssinn waren besonders stark ausgeprägt. In seinen Mußestunden im Familien- und Bekanntenkreise pflegte er die Musik, für die er ein feines Verständnis besaß. Er spielte selber geschickt Violine.

K. hatte die höchste Stufe seines Wirkens wohl erreicht, als er unerwartet im 58. Lebensjahr aus dem Leben schied. Trotzdem ist sein allzu früher Tod aufs lebhafteste zu beklagen, wo noch manche wertvolle Förderung der Erdkunde von ihm zu erwarten war. Durch Verleihung von Titeln und Orden, durch Ernennung zum Ehrenmitglied gelehrter Gesellschaften, durch die Wahl in den Vorstand der Geographentage und ihrer Kommissionen haben seine Verdienste und seine Bedeutung als Gelehrter schon zu seinen Lebzeiten Anerkennung gefunden. Man wird K. nicht nur als einen der bedeutendsten Geographen an der Wende des 20. Jahrhunderts bezeichnen können, sondern auch als einen, der der deutschen geographischen Wissenschaft zum Weltruhm verholfen hat.

Nachrufe und Lebensbeschreibungen von K. sind bisher erschienen in: *Geograph. Zeitschr.* 1913 (von Eckert) S. 545—554; *Petermanns Mitteil.* 1912 (von Meinardus) Heft XI; *Geographischer Anzeiger* 1912 (von Wegemann) S. 265—267; *Geographischer Anzeiger* 1913 (von Rohrmann) S. 251.

Prof. Dr. Wegemann-Kiel.

Marschall von Bieberstein, Freiherr Adolf Hermann, Kgl. preußischer Staatsminister, Großherzogl. badischer Kammerherr, zuletzt Kaiserl. deutscher Botschafter am Kgl. großbritannischen Hofe, * 12. Oktober 1842 zu Karlsruhe i. B., † 24. September 1912 zu Badenweiler. — Er entstammte einem alten Geschlechte aus der Markgrafschaft Meißen, dessen Zweige heute in Baden und Nassau grundgesessen sind. Sein Vater, Freiherr August v. Marschall, war bei der Geburt des Sohnes Legationsrat im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten. Zuletzt war er »Oberhofrichter« (Präsident des höchsten badischen Gerichtshofs) in Mannheim. Nach seiner Zuruhesetzung lebte er in Freiburg i. Br., im Sommer auf seinem nahegelegenen Gut Neuershausen, das durch seine Gattin, eine Freiin v. Falckenstein, in den Besitz der Familie gekommen war.

Die Kindheit verlebte M. in Karlsruhe, dann in Freiburg, wohin sein Vater als Direktor der Kreisregierung versetzt worden war. Beim Wiederezusammentritt des Bundestags nach der Revolution wurde der Vater M. zum badischen Bundestagsgesandten ernannt. Der neunjährige Knabe wurde nach Frankfurt a. M. mitgenommen, wo er das Gymnasium mit so gutem Erfolge besuchte, daß er 1861 die Reifeprüfung in Karlsruhe als Erster mit der Note »vorzüglich« ablegen konnte. Auf der Universität Heidelberg ward er zwar ein flotter Bursche im Korps der Schwaben, hat aber doch die Vorlesungen darüber nicht ganz vergessen. Er beendete seine Studien an der Hochschule zu Freiburg. Nachdem er die beiden juristischen Staatsprüfungen mit gutem Ergebnis bestanden hatte, wurde er 1871 zum Amtsrichter in Schwetzingen ernannt, und noch im gleichen Jahre zum Staatsanwalt in Mosbach, später in Mannheim. Bei der Gerichtsreorganisation im Jahre 1879 wurde er, sehr gegen seinen Wunsch und wohl auch gegen das dienstliche Interesse, in das Richterkollegium als Landgerichtsrat versetzt. Es war eine richtige »Maßregelung«; denn man konnte kaum einen andern Grund finden, als daß M. mit der aus der nationalliberalen Partei hervorgegangenen und auf diese sich stützenden Regierung politisch nicht übereinstimmte. Er war inzwischen vom grundherrlichen Adel als dessen Vertreter in die Erste Kammer gewählt worden und hatte dort aus seiner konservativen, dem Zentrum zugeneigten Gesinnung kein Hehl gemacht. Er war das geistige Haupt jener kleinen Partei, die durch ihn in Baden erst zu Bedeutung und Ansehen kam. Die besten Artikel der »Badischen Landpost«, dem damaligen konservativen Organ, sind seiner Feder entsprossen. Später (1882) machte der neue Justizminister Nöck, unter dem der Kulturkampf abzuflauen begann und die Parteigegensätze sich milderten, die Maßregelung rückgängig, indem er M. an die Stelle des Ersten Staatsanwalts in Mannheim berief. Schon vorher war er vom Reichskanzler zum Kais. Kommissar bei der dortigen Reichsbankhauptstelle ernannt worden. Es war dies nur eine nebenamtliche Beschäftigung, die ihm aber Gelegenheit gab, sich mit dem Bank- und Finanzwesen vertraut zu machen.

Zum Amt als Staatsanwalt schien er ganz besonders berufen zu sein, nicht bloß wegen seiner hervorragenden kriminalistischen Kenntnisse, sondern vor allem wegen seiner außergewöhnlichen, geradezu glänzenden Beredsamkeit. Wenn er vor dem Schwurgericht plädierte, war der Saal regelmäßig zum Erdrücken voll von Männern aller Stände und Berufe, die den haarscharfen Ausführungen des Redners andachtsvoll lauschten. Obgleich kein Polterer und sogenannter schneidiger Ankläger, hatten die Angeklagten gewaltigen Respekt vor ihm. Man erzählte sich damals in Mannheim von einem Totschläger, der vor Gericht sich ungebärdig benahm und frech seine Unschuld behauptete, nach der Schlußrede M.s aber erstaunt und geknickt ausgerufen habe: »Genau so ist's gewesen, wie der Herr Staatsanwalt gesagt hat. Das kann er nur vom Teufel wissen!« — Als im Jahre 1878 eine ungesunde Getreidespekulation zu bedenklichen Auswüchsen und zu einer Reihe betrügerischer Konkurse geführt hatte, ließ M. aus eigener Initiative, ohne Anzeigen abzuwarten, die Bankrotteure festnehmen, stellte sie vor das Schwurgericht und erwirkte ihre exemplarische Bestrafung. Mit bestem Erfolg für die Gesundung des wichtigen Mannheimer Getreidehandels.

In die große Politik geriet M., als er sich 1876 und 1878 als Reichstags-

kandidat der vom Zentrum unterstützten konservativen Partei im Wahlbezirk Karlsruhe-Bruchsal aufstellen ließ. Das erstemal fiel er durch; das zweitemal (der Reichstag war wegen Nichtannahme des Sozialistengesetzes nach den Attentaten auf den Kaiser aufgelöst worden) siegte er in der Stichwahl mit einem Mehr von fast 2000 Stimmen über seinen nationalliberalen Gegner. Es war die Zeit der Hochflut der wirtschaftlichen und sozialpolitischen Kämpfe. Die Kulturkampffragen, die bisher den Reichstag beherrscht hatten, waren mehr in den Hintergrund getreten. Die Nationalliberalen, die im Kampf mit der römischen Kurie die Hauptstütze der Regierung gebildet hatten, wurden durch die Wirtschaftsfragen auseinander gesprengt und teilweise in das Lager der Opposition getrieben. Dagegen näherten sich Konservative und Zentrum der Regierung. M. trat alsbald in die deutsch-konservative Partei ein. Diese hatte damals gerade keinen Überfluß an begabten Rednern und fleißigen Arbeitern. Um so mehr fiel der junge Süddeutsche auf durch den regen Eifer, mit dem er sich an allen Fragen und Geschäften beteiligte und allen Sitzungen von Anfang bis zu Ende beiwohnte. Selbst die manchmal sehr ausgedehnten Stunden, die er des Abends mit den Kollegen und Regierungskommissaren in der Kneipe verbrachte, gingen seiner parlamentarischen Ausbildung nicht verloren. Er wußte stets das Gespräch auf parlamentarische oder politische Vorgänge zu bringen und dergestalt aus dem Abend Nutzen zu ziehen.

Bei der zweiten Beratung des Sozialistengesetzes, am 9. Oktober 1878, ergriff er erstmals das Wort im Reichstag. Es war eine sehr geschickte »Jungferrede«. Er wußte sich alsbald das »Ohr des Hauses« zu gewinnen, das ihm von nun an stets aufmerksam zuhörte und mit wachsendem Interesse seinen klugen Ausführungen folgte. Er trat mit Entschiedenheit für die strengen Maßnahmen des Regierungsentwurfs ein, wußte aber doch schon damals sehr arbeiterfreundliche Worte dazwischen anzubringen. Man sah, er wollte nicht bloß die Unterdrückung der Auswüchse, sondern die Besserung der Lage der Arbeiter, die er als die vornehmste Aufgabe des modernen Staates bezeichnete. Noch mehr zeigte sich dies bei Beratung des Unfallversicherungsgesetzes, an der er regen Anteil nahm. Nicht minder unterstützte er die wirtschaftspolitischen Vorlagen der Regierung (Zolltarif und Tabaksteuererhöhung) mit kräftigen Worten und schlagenden Gründen. Kein Wunder, daß Fürst Bismarck schon damals auf den parlamentarischen Anfänger aufmerksam wurde.

M. sprach sehr ruhig und sachlich, scheinbar leidenschaftslos, juristisch scharf und immer von höheren Gesichtspunkten, als der Mehrzahl der Reichsboten gegeben war. Er machte Eindruck und hatte bei Anrempelungen der Gegner meist die Lacher auf seiner Seite. Er behielt immer einen vornehmen Ton. Etwas vornübergebeugt, redete er mit freiem Blick in die Versammlung, ohne Pathos, selten mit erhobener Stimme, mit wenig Gesten, lässig mit dem Bleistift spielend. Er zeichnete seine Reden niemals schriftlich auf; höchstens hatte er ein dürrtiges Gerippe zur Hand. Aber er durchdachte den Inhalt sehr sorgfältig, oft Tage oder Nächte lang, beim Spazierengehen, zuweilen auch in Gesellschaft, wo er dann nur kurz und zerstreut antwortete, wenn man ihn in seinen Gedanken störte. Mußte er unvorbereitet auf unerwartete Angriffe antworten, machte ihn sein rasches Urteil und seine Schlagfertigkeit auch dann zu einem gefürchteten Gegner, der fürwitzige Redner geschickt abzuführen wußte.

Als im Frühjahr 1883 der bejahrte und langjährige badische Gesandte in Berlin, Freiherr v. Türckheim, um seine Zurrufsetzung einkam, war die badische Regierung wegen des Nachfolgers in einiger Verlegenheit. Sie war als freihändlerisch-nationalliberal seit dem Umschwung in der Wirtschaftspolitik in einen gewissen Gegensatz zur Reichsregierung gekommen. Die badischen Stimmen im Bundesrat, auf die der Reichskanzler in den Jahren des Reichsausbaus und des Kulturkampfes unbedingt hatte zählen können, waren in den neuerlichen Fragen der Zoll- und Handelspolitik sowie des Tabakmonopols gegen die kanzlerischen Wünsche und Bestrebungen abgegeben worden. In dieser Lage war es kein ungeschickter Zug der badischen Regierung, den konservativen Schutzzöllner M. in Berlin als Gesandten und Bundesratsbevollmächtigten anzubieten. Bismarck bezeichnete dem Kaiser gegenüber die Wahl dieses Mannes als eine solche, die vielleicht geeignet sei, die etwas gespannten Beziehungen zu Baden wieder zu bessern. Der alte Kaiser, gründlich wie immer, schrieb auf den Rand des Berichtes: »Stehen wir denn schlecht mit der badischen Regierung?« Darauf schickte der Kanzler aus Friedrichsruh eine längere Anweisung, nach der die kaiserliche Anfrage beantwortet werden sollte. Es hieß darin am Schluß: »Der wirtschaftlichen Politik der Sezessionisten scheinen die leitenden badischen Minister allerdings nahe zu stehen, und sie hat von dorthier auch im Bundesrat eine gewisse Unterstützung gefunden. Es ist für die Minister nicht leicht, sich von den Parteibeziehungen, in denen sie lebenslänglich gestanden haben, zu lösen, und das badische Ministerium fürchtet offenbar, bei den Wahlen im Großherzogtum an Terrain zu verlieren, wenn es die liberale Politik nicht auch in ihren wirtschaftlichen Irrtümern mitmacht. Wir haben deshalb seine Unterstützung in den wirtschaftlichen Reformen, deren günstige Ergebnisse jetzt auch der großherzoglichen Regierung zugute kommen, entbehren und letztere auf diesem Gebiete bei wichtigen Fragen in den Reihen unserer Gegner sehen müssen. Die Ernennung des früheren Reichstagsabgeordneten Frhrn. v. M. zum badischen Mitglied des Bundesrats läßt mich hoffen, daß die großh. Regierung zu der Überzeugung gelangt ist, daß die wirtschaftliche Reichspolitik die richtige ist. Die Erfahrung wird lehren, ob dieser Schluß auf die Ernennung des Herrn v. M. ein richtiger ist.« — Der Schluß war jedenfalls insofern richtig, als es M. verstanden hat, die Beziehungen zwischen dem Reich und Baden wieder zu bessern und engeren zu gestalten. Er wußte sich in kürzester Zeit das Vertrauen der maßgebenden Kreise Berlins zu erwerben. Seiner Klugheit, Arbeitskraft und Geschäftskennntnis gelang es, im Bundesrat bald eine Rolle zu spielen, die weit über die Stellung hinauswuchs, die einem Vertreter Badens nach der Größe des Landes und nach dem Maßstab der Vorgänger an sich zukam. Namentlich hatte er dadurch Bismarcks billigende Anerkennung gefunden, daß er bei der Vertretung der sozialpolitischen Gesetze im Reichstag den Staatsminister v. Bötticher mit trefflichen mündlichen Ausführungen unterstützte, was um so mehr auffiel und gewürdigt wurde, als es bisher nicht üblich war, daß nichtpreußische Bundesratsbevollmächtigte im Reichstag aus andern Gründen als wegen Angriffs auf die heimische Regierung das Wort ergriffen. M. aber machte sich freiwillig zum Regierungsvertreter bei jenen Beratungen. Im Einverständnis mit seinem Freunde, dem Staatsminister v. Bötticher, nahm er besondern Anteil an den Kommissionsverhandlungen des Alters- und Invaliditätsgesetzes und hielt auch im Plenum ein-

gehende Reden für den Entwurf. (Vgl. besonders die Sitzungsberichte des Reichstags Nr. 9, 10, 11 vom Dezember 1888 und 48, 49, 50, 53 und 56 vom März und April 1889.) Man kann wohl sagen, daß neben v. Bötticher ihm in erster Reihe die Annahme des Entwurfs im Reichstag zu danken ist. Durch diese seine freiwillige Tätigkeit erlangte er eine genaue Kenntnis der neuen sozialen Gesetzgebung, die zunächst noch den meisten ein Rätsel blieb. Schon 1884 ward er als Delegierter des Bundesrats dem neu gegründeten Reichsversicherungsamt zugeteilt. Als solcher nahm er an den Generalversammlungen und Spruchsitzungen regen Anteil. Der gewandte und erfahrene Jurist hat äußerst wohlthätig auf die Rechtsprechung dieses ganz neuen Dienstzweiges eingewirkt. Neben dem Präsidenten Bödicker ist es ihm vornehmlich zuzuschreiben, wenn die ersten Entscheidungen dieses obersten Gerichtshofs für Versicherungssachen sich durch logische Übereinstimmung, juristische Schärfe und arbeiterfreundliche Milde auszeichneten.

Sieben Jahre blieb M. der Vertreter Badens im Bundesrat. Mit wachsendem Ansehen, so daß er mehrfach von Bismarck und andern als Kandidat in Erwägung gezogen wurde, wenn hohe Stellen im Reich oder Preußen neu besetzt werden sollten. So bot man ihm einmal die Stelle eines Reichsschatzsekretärs an, die er ablehnte. Auch für das Portefeuille des preußischen Justizministers war er in Betracht gezogen worden; doch kam es damals zu keinem förmlichen Anerbieten. Da trat das große Ereignis des endenden Jahrhunderts ein: Bismarcks Entlassung (März 1890). Die mehr oder minder ernst gemeinten Versuche, den Grafen Herbert Bismarck im Staatssekretariat des Auswärtigen Amts zu belassen, scheiterten an dessen Ablehnung. Graf Alvensleben, der Gesandte in Brüssel, der nächst dem für das dornenvolle Amt in Aussicht genommen wurde, lehnte entschieden ab, vielleicht noch andere. Nun kam man auf M., der schon einen solchen Ruf hatte, daß man ihm jedes Einarbeiten in neue und schwierige Verhältnisse zutraute. Beim Kaiser war er wohl gelitten und, was besonders wichtig schien, er war eng befreundet mit Herrn v. Holstein, jenem fast sagenhaft gewordenen Rat in der politischen Abteilung, der zunächst die auswärtige Politik insgeheim weiter leiten sollte und ohne den der in der hohen Politik ganz unerfahrene neue Reichskanzler v. Caprivi nicht auskommen zu können vermeinte. Sein Großherzog, der ihn sein Leben lang mit seinem besonderen Vertrauen beehrt hatte und dem er auch seinerseits treu ergeben war, sah ihn ungern aus dem badischen Staatsdienst scheiden, gab aber schließlich doch, wie immer, den Reichsinteressen den Vorrang vor seinen persönlichen Wünschen und riet selbst zur Annahme.

Als die Nachricht von M.s Berufung die Runde durch die Welt machte, erregte sie nicht geringes Aufsehen: Ein Außenseiter, ein der internationalen Welt völlig Unbekannter sollte der Berater des Reichskanzlers für auswärtige Angelegenheiten werden, also der Berater eines Generals, der selbst eingestanden hatte, von auswärtiger Politik nichts zu verstehen. In der zünftigen Diplomatie gingen, wie üblich, die schärfsten Witze um über diesen neugebackenen Diplomaten, der weder das Ausland noch die internationalen Gebräuche kenne und die große Politik in der Kanzlei der badischen Gesandtschaft erlernt habe. Aber hier zeigte sich M.s Klugheit auch in der Richtung, daß er sich keineswegs einbildete, dem Geschäft ohne eifriges Lernen lediglich durch die Kraft seines Intellekts gewachsen zu sein. Er hatte zunächst in Holstein

einen ausgezeichneten Gehilfen, von dem er sich anfangs willig leiten ließ und der ihn gründlich in die vielverschlungenen Pfade der internationalen Politik einführte. Auch waren sonst noch viele tüchtige Mitarbeiter aus der Bismarckschen Schule im Auswärtigen Amte, deren Kenntnisse und Arbeitskraft er vertrauen durfte, wie der spätere Gesandte Raschdau und der spätere Staatssekretär v. Kiderlen-Wächter. So wußte er sich bald Achtung in der diplomatischen Welt zu erringen, wenn auch seine hervorragende Bedeutung als Staatsmann erst in seiner Botschafterzeit klar ins Bewußtsein der Zeitgenossen kam. Solange M. im Berliner Amte war, hatte man niemals ganz aufgehört, die Hintermänner zu suchen, die man als seine Schieber und Berater vermutete. Vielfach mit Unrecht. Denn er hatte sich in überraschend kurzer Zeit in das Handwerksmäßige des internationalen Geschäfts und dessen äußere Formen eingearbeitet. Und zeigte bald eine Begabung für die Feinheiten des diplomatischen Berufs, die seine Amtsgenossen in Erstaunen setzte.

Die erste folgeschwere Tat des neuen Kurses auf dem Gebiet der auswärtigen Politik war die Nichterneuerung des sogenannten Rückversicherungsvertrags mit Rußland. Diese Tat, die unmittelbar die Annäherung Rußlands an Frankreich zur Folge hatte und schließlich zur bekannten »Entente« führte, war gewiß keine kluge Politik; aber sie war nicht die Tat M.s, sondern Holsteins. Dieser sehr geschickte, aber leidenschaftliche Politiker hatte, von blindem Haß gegen Rußland beseelt, den politisch unschuldigen General v. Caprivi zu diesem verhängnisvollen Schritt zu verleiten gewußt, und dieser hatte den Kaiser dafür gewonnen, wahrscheinlich sogar noch vor der Ernennung M.s. Jedenfalls fehlte diesem jede Möglichkeit, der von Kaiser und Kanzler neu orientierten Politik eine andere Richtung zu geben. Trotzdem wußte er diesen diplomatischen Zug sechs Jahre später äußerst geschickt zu vertreten, als die Enthüllungen der »Hamburger Nachrichten« infolge einer Interpellation des Abg. Grafen Hompesch dort besprochen wurden. (Vgl. stenogr. Bericht der 125. Sitzung vom 16. November 1896.) Unter steter Anerkennung der Bismarckschen Politik suchte er nachzuweisen, daß das Verhältnis zu Rußland unter Caprivi nicht schlechter, die Lage aber klarer geworden sei. Das hat sich wenigstens äußerlich insofern bestätigt, als die beiden Kaiser nach Bismarcks Sturz noch mehrmals zusammengekommen waren. Im Juli 1892 bei der Begegnung in Kiel und im September 1896 bei der Zusammenkunft in Breslau war M. anwesend und hatte längere Besprechungen mit dem Zaren und seinem auswärtigen Minister.

Die zweite Tat war der Sansibarvertrag mit England. Auch dieser Vertrag erfreute sich keiner allseitigen Billigung, namentlich nicht bei den Kolonialfreunden. Man fand die Opfer: Verzicht auf Witu und auf die Oberherrschaft über Sansibar, zu groß gegenüber dem Vorteil der englischen Anerkennung unserer Besitzungen in Ostafrika und der Abtretung von Helgoland. Wenn man aber bedenkt, wie es ein notwendiges Gebot unserer Politik sein mußte, uns mit England auf freundschaftlichen Fuß zu setzen, nachdem der Faden, der uns noch mit Rußland verband, durchschnitten war, und wenn man erwägt, welchen ungeheuern Nutzen die Hamburg und dem Nordseekanal vorgelagerte Insel Helgoland uns in dem gegenwärtigen Weltkrieg geschaffen hat, so wird man jenen Sansibarvertrag doch nur als weise und für uns vorteilhaft bezeichnen können. Der Kaiser war jedenfalls äußerst zufrieden. Er ernannte M. nach dem Vertragsabschluß zum Wirklichen Geheimen Rat. »Ich gratuliere Euer

Exzellenz von ganzem Herzen zu einem so forschenden Start«, schrieb er auf den Rand eines Berichts, den er dem Staatssekretär zurücksandte. Das Wort Exzellenz hatte der Kaiser unterstrichen; in dieser liebenswürdigen Form teilte er ihm seine Rangerhöhung mit.

Auch die deutsche Politik gegenüber Japan erregte seinerzeit vielen Widerspruch. Japan hatte am 17. April 1895 den Chinesen den Frieden von Schimonoseki aufgezwungen, der vor allem das Mißvergnügen Rußlands erregte. Dieses im Bunde mit Frankreich, dem sich auch Deutschland anschloß, zwang durch eine Flottendemonstration dieses »ostasiatischen Dreibundes« den japanischen Sieger, einen Teil der Beute, namentlich Port Arthur, wieder herauszugeben. Deutscherseits wird für dieses Zusammengehen wahrscheinlich der politische Grund maßgebend gewesen sein, dadurch die Beziehungen in Europa zu den beiden Nachbarmächten zu bessern, dann aber auch die handelspolitische Erwägung, daß es nicht in unserem wirtschaftlichen Interesse liege, das große chinesische Handelsgebiet dem Monopol Japans kampflos zu überantworten.

Bei den beiden wichtigsten der zahlreichen Reisen, die der Kaiser in jener Zeit unternahm, war M. als politischer Berater mitgenommen worden: im Juli 1891 stattete Seine Majestät der jugendlichen Königin der Niederlande einen Besuch ab und demnächst seiner Großmutter in London und Windsor. Namentlich in England bot sich für M. günstige Gelegenheit, mit den dortigen Staatsmännern persönliche Beziehungen anzuknüpfen. Der Aufenthalt gestaltete sich zu einem um so erfreulicheren, als die amtlichen Beziehungen beider Mächte damals (bald nach Abschluß des Sansibarvertrags) durchaus freundschaftliche waren. Im April 1893 fand die kaiserliche Romfahrt statt, die M. gleichfalls begleitete. Nach vorbereitenden Verhandlungen, die nicht ohne Schwierigkeiten verlaufen waren, wurden beide Höfe in Rom besucht.

Die Caprivi'schen Handelsverträge (erst mit Österreich-Ungarn, Italien und Belgien) brachten M. in immer schärferen Gegensatz zu seinen alten Freunden, den Konservativen. 1893 wurden weitere Verträge mit Spanien, Serbien und Rumänien abgeschlossen, denen nach hartnäckigem Zollkrieg ein Vertrag mit Rußland folgte. Der neugeschaffene »Bund der Landwirte«, der bald auf 200 000 Mitglieder anwuchs, erhob lebhaften Widerspruch, so daß der Vertrag im Reichstag nur nach erbitterten parlamentarischen Kämpfen, an denen M. lebhaftesten Anteil nahm (vgl. stenogr. Berichte des Reichstags Nr. 57, 60, 68, 69, 70 vom Februar und März 1894) mit knapper Mehrheit angenommen wurde. Die Verträge waren zwar keineswegs eine grundsätzliche Abkehr von der gemäßigten Schutzzollpolitik, die seit zwölf Jahren sich bewährt hatte und an deren Entwicklung M. selbst als Reichstagsabgeordneter und Bundesratsbevollmächtigter wesentlichen Anteil genommen hatte. Aber immerhin wurden manche Zölle nicht unerheblich gemindert und namentlich den Agrariern einige Opfer zugemutet, die diese nicht erdulden wollten und daher leidenschaftliche Opposition machten. Die Vertretung von Handelsverträgen im Reichstag war nach bisheriger Übung eigentlich nicht Sache des auswärtigen Ministers, sondern des Staatssekretärs des Innern. Aber den alten parlamentarischen Kämpfer M. ließ es keine Ruhe. Er stellte sich in die vorderste Kampfreihe und zeigte sich wiederum als schlagfertiger Redner und in allen wirtschaftlichen Fragen wohlgeschulter Sachverständiger. Es war erstaunlich, wie er die Zeit fand, neben dem eigentlichen diplomatischen Dienst in der Wilhelmstraße

keine Reichstagssitzung zu versäumen und alle Angriffe der konservativen Opposition auf sich abzulenken. Vielleicht war es nicht klug von ihm, sich dergestalt in den Vordergrund der Kämpfe zu stellen, die ihrer Natur nach doch mehr innere waren; aber es war ehrlich und pflichttreu gehandelt. Und von großem Nutzen für das Gelingen des Werkes. Das ward auch vom Kaiser anerkannt, der ihm nach Abschluß der Verhandlungen das Großkreuz des Roten Adlerordens verlieh. Aber auf der andern Seite hatten die Kämpfe die Kluft, die ihn von seinen früheren konservativen Freunden trennte, immer mehr vertieft und verbreitert. Er war allmählich bei dieser Partei, aus der er selbst hervorgegangen, zur bestgehaßten Persönlichkeit geworden. Obgleich ihm inzwischen auch am Hofe zahlreiche Feinde entstanden waren, wurde er dennoch in den Sturz Caprivis (Oktober 1894) nicht hineingezogen. Er erhielt jetzt sogar Sitz und Stimme im preußischen Staatsministerium und blieb im Vertrauen des neuen Reichskanzlers, Fürsten Chlodwig zu Hohenlohe-Schillingsfürst, dem gegenüber er den Vorteil hatte, nunmehr der eingeschulte Geschäftsmann zu sein, der dem alten und etwas bequemen Fürsten die Arbeit erleichterte. Aber die offenen und versteckten Angriffe der Gegner gingen weiter und veranlaßten M. zu jenem Schritt, der unter dem Namen der Prozesse Leckert-Lützow und Tausch bekannt genug geworden ist und den er in der öffentlichen Gerichtssitzung mit den Worten verteidigte: »Wenn diese Herren sich unterstehen, das Auswärtige Amt oder hohe Beamte oder mich anzugreifen . . . und ich erfahre davon, so flüchte ich mich in die Öffentlichkeit und brandmarke dieses Treiben.« Diese »Flucht in die Öffentlichkeit« ist seitdem ein geflügeltes Wort geblieben; aber die Flucht brachte ihm keine Ruhe. Der Ausgang der Prozesse hatte die Sachlage zu wenig geklärt, die Hintermänner nicht genug bloßgestellt, um ihm Sicherung für die Zukunft zu bieten. Von Arbeit und Aufregung zermürbt, durch eine sich hinschleppende Gallensteinkolik geschwächt, erbat er von Seiner Majestät im Frühjahr 1897 die Enthebung von seinem Amte, indem er dem Kaiser offen sagte, er habe sich durch sein entschiedenes Auftreten in der Handelsvertragspolitik die Feindschaft der Konservativen in einem Maße zugezogen, die für die Gesamtregierung, die sich doch auf jene Partei stützen müsse, bei seinem Verbleiben bedenklich werden könnte. Er habe zwar nur seine Pflicht getan und sich einen blanken Schild bewahrt; aber die erbitterte Feindschaft bestehe nun einmal, und er wolle die Schwierigkeiten der Regierung durch sein Verbleiben nicht vermehren. — Der Kaiser bewilligte zunächst nur einen Urlaub; aber am 28. Juni meldete das Wolffsche Telegraphenbureau, daß »der Gesundheitszustand des Frhrn. v. M. seine Ersetzung als Staatssekretär des Auswärtigen Amts notwendig gemacht habe« und daß der Botschafter in Rom v. Bülow vom Kaiser, zunächst vertretungsweise, mit der Leitung des Auswärtigen Amts betraut worden sei. Die Ernennung M.s zum Botschafter in Konstantinopel erfolgte im Oktober des gleichen Jahres. Titel und Rang eines preußischen Staatsministers wurden ihm belassen.

Am 12. November 1897 traf M. an seinem neuen Bestimmungsort ein, und damit begann jene fast fünfzehnjährige, von reichen Erfolgen gekrönte Tätigkeit, die das eigentliche Werk seines Lebens war. Hier hat er sich den Ruf eines hochbegabten Diplomaten und überragenden Staatsmanns erworben. Er ward bald der anerkannte Führer unter seinen Kollegen, der Mittelpunkt des tollen Intrigenspiels, das allezeit am Goldenen Horn in Blüte stand, besonders aber

unter dem klugen und ränkesüchtigen, an Verfolgungswahn leidenden Sultan Abdul Hamid. Die Aufgabe war nicht leicht; denn wenn auch der Sultan von jeher eine gewisse Vorliebe für Deutschland hatte, dessen stramme Zucht und Ordnung ihm um so mehr Eindruck machte, je weniger er beides bei sich erreichen konnte, so war doch bei M.s Eintreffen der deutsche Einfluß seit einiger Zeit hinter den englischen zurückgetreten. Aber ganz allmählich und vorsichtig vorwärts schreitend, wußte er den deutschen Einfluß wiederum an die erste Stelle zu bringen. Der mißtrauische Sultan faßte immer größeres Vertrauen zu dem deutschen Manne, dessen Ratschläge er stets bewährt fand. M. hatte den Sultan davon überzeugt, daß Deutschland die einzige Macht sei, die nach keinen politischen Vorteilen, sondern nur nach wirtschaftlicher Betätigung in der Türkei strebe und die deshalb allein in der Lage sei, uneigennützig Rat zu erteilen. Daß M. diese Vertrauensstellung zu erlangen wußte, war vielleicht nicht so schwierig, als daß es ihm gelang, dieses Vertrauen sich ungekürzt zu erhalten trotz mancher unangenehmen Zwischenfälle und trotz des berüchtigten Spionagesystems, das der Sultan in einer Ausdehnung unterhielt, wie es seit den Zeiten der alten römischen Kaiser wohl niemals mehr bestanden hatte. Mancher nicht bloß vom Sultan, sondern auch von den Gegnern Deutschlands bezahlte Spion suchte Abdul Hamids Mißtrauen gegen den deutschen Vertreter zu erregen. Immer aber gelang es diesem, die Intrige zu durchkreuzen. Der Sultan wußte eben sehr wohl, welche wertvolle Unterstützung er allezeit bei dem gewandten und weitsichtigen Diplomaten finden konnte. Jene Botschafterkonferenzen, die gerade in dieser Zeit zu einer ständigen Institution sich ausbildeten und die allemal zusammentreten mußten, wenn die Mächte oder der Sultan nicht mehr weiter wußten, griffen oft in recht bedenklicher Weise in die Selbstbestimmung der Türkei ein; aber sie hätten noch weit mehr Unheil angerichtet und die Pforte noch mehr gedemütigt, wenn nicht M. jene Konferenzen mit seiner überragenden Sachkenntnis und überzeugenden Redegewandtheit beherrscht und sich stets als williger Sachwalter der türkischen Interessen erwiesen hätte. So konnte er es denn auch wagen, gelegentlich sehr scharf aufzutreten, sogar gegen die despotischen Launen des Sultans selbst. Ging er doch schließlich gegen das gefürchtete und gehaßte Haupt der Geheimpolizei, den berüchtigten Fehim Pascha, vor, den kein Botschafter bisher anzutasten gewagt hatte. Das war ein sehr gefährliches Unternehmen. M. wußte wohl, daß er seinen ganzen Einfluß beim Sultan aufs Spiel setzte und sogar darauf gefaßt sein mußte, von den Kreaturen Fehims mit einem nächtlichen Dolchstoß bedacht zu werden. Das hielt ihn nicht ab, beim Sultan die Gefangensetzung des Verbrechers zu verlangen, als dieser sich an deutschem Eigentum vergriffen hatte. M. trat mit voller Entschiedenheit auf. Er mußte schließlich mit seiner Abreise drohen, um den Sultan gefügig zu machen. Nur unter umfassenden Vorsichtsmaßnahmen war es möglich, den berüchtigten Räuber dingfest zu machen. Man mußte erst 400 im Solde Fehims stehende Spione in der Stille verhaften, bevor man sich an den Häuptling heranwagen konnte! Ganz Konstantinopel atmete erleichtert auf, als der gefürchtete Schädling unschädlich gemacht worden war. Und M.s Ansehen und Einfluß wuchs immer mehr. Als er im Oktober 1906 nach dem Abgang des österreichisch-ungarischen Botschafters Grafen Calice Doyen des diplomatischen Korps geworden, war er auch äußerlich der Erste der fremden Vertreter, als der er schon lange innerlich ge-

wertet wurde. Seit Lord Stratford war er wieder der erste Botschafter, den man in Konstantinopel den »großen« nannte.

M. beschränkte sich nicht darauf, die Türken in ihrer Hauptstadt kennen zu lernen. Er benutzte gern jede Gelegenheit, um das Innere des weiten Reiches zu bereisen. Namentlich versäumte er kaum ein Jahr, in dem er nicht die anatolischen Bahnbauten besuchte, um sich vom Fortschritt der Arbeiten zu überzeugen, örtliche Schwierigkeiten zu beseitigen und seine Kenntnis von Land und Leuten zu erweitern. Als der deutsche Kaiser mit der Kaiserin den Orient aufsuchte, war er sozusagen der verantwortliche Leiter des Unternehmens. Nach einem fünftägigen Aufenthalt in Konstantinopel (17.—22. Oktober 1898) ging die Reise über Palästina nach Damaskus. Überall fanden die Herrschaften nicht nur freundliche, sondern geradezu begeisterte Aufnahme, wie der Botschafter vorausgesagt und verbürgt hatte. In Jerusalem hatte der Kaiser die vom Sultan ihm überwiesene sogenannte *Dormitio Mariae* (das Haus, in dem die Jungfrau Maria entschlafen sein soll) den deutschen Katholiken zum Geschenk gemacht. Zur Einweihung des Hauses und der evangelischen Ölberg-Kaiserin Auguste Viktoria-Stiftung begab sich M. im Jahre 1910 auf Befehl des Kaisers zum zweiten Mal nach Jerusalem. Er reiste über Ägypten, dessen Klima, Leben und Sehenswürdigkeiten ihm sehr zusagten. Auch den Archipel hat er auf dem deutschen Stationär bereist, insbesondere die Ausgrabungen, die damals in Milet, Didyma, Samos, Kos von deutschen Gelehrten (Wiegand u. a.) vorgenommen wurden, eingehend besichtigt und durch Rat und diplomatische Hilfe wesentlich gefördert. Seine Berichte über alle diese Ausflüge waren voll scharfer Beobachtung, mit Anschaulichkeit und oft mit Humor geschrieben. Wie denn überhaupt seine Berichterstattung sich durch einen flüssigen Stil auszeichnete, der in gutem Einklang stand zum Wert des Inhalts. Seine Berichte wurden nicht nur in Berlin gern gelesen und beachtet, sondern auch bei den Bundesregierungen, denen sie häufig zu vertraulicher Kenntnisnahme mitgeteilt wurden.

Auf wirtschaftlichem Gebiete, das M. mindestens so gut beherrschte und so gern beackerte, wie das politische, bot sich ihm in Konstantinopel ein Arbeitsfeld von ganz außerordentlicher Bedeutung. Schon in einem seiner ersten Berichte entwickelte er den Gedanken, wie Deutschland mit seiner starken Bevölkerungszunahme eine wirtschaftliche Ausstreckung brauche, vor allem neue Absatzmärkte; in diesem Sinne müsse es Weltpolitik treiben; mit unsern Kolonien könne sich eine vorausschauende Wirtschaftspolitik nicht begnügen. Wenn man sich nach fremden Ländern umsehe, die ihrer Erschließung harren, käme die Türkei für uns in erster Reihe in Betracht, und das wichtigste Mittel der Erschließung sei der Eisenbahnbau.

Es lagen bereits vielversprechende Anfänge vor. Im Jahre 1888 hatte der Sultan an eine unter Führung der Deutschen Bank stehende Gruppe die Genehmigung zum Bau und Betrieb einer Bahn von Haidar Pascha (gegenüber Stambul) bis Angora, später bis Konia erteilt. Diese Bahnen von über 1000 km Länge standen unter deutscher Leitung in Betrieb, als M. sein Amt in Konstantinopel antrat. Er gewann alsbald Klarheit darüber, daß die anatolischen Bahnen nur als Teil eines größeren Systems zu betrachten seien, dessen Ausbau unter deutscher Führung gesichert werden müsse. Mit der ihm eigenen Tatkraft griff er den großen Gedanken der Bagdadbahn auf, wobei er in dem Be-

gründer und Leiter der deutschen Eisenbahnunternehmungen in der Türkei, dem Direktor der Deutschen Bank Georg v. Siemens eine kongeniale Persönlichkeit von weitem Blick, Wirklichkeitssinn und Wagemut fand. Es handelte sich um ein Unternehmen von etwa 2500 km Bahnlänge, achtjähriger Bauzeit und um mindestens 500 Millionen Mark Kosten, da große Schwierigkeiten zu überwinden waren. Die politischen Schwierigkeiten hoffte man durch Internationalisierung des Bagdadbahnunternehmens unter deutscher Führung zu beseitigen. Mit Frankreich kam man bald zu einer gewissen Verständigung. Der kluge französische Botschafter Constans, zu dem M. sehr freundschaftliche Beziehungen unterhielt, sah wohl ein, welchen Nutzen eine gemeinsam beförderte wirtschaftliche Entwicklung der Türkei für beide Länder habe und wie wenig die zerstörenden Bestrebungen des russischen Bundesgenossen den französischen Interessen im Orient entsprachen. England stand dem Unternehmen erst mißtrauisch, später ganz ablehnend, Rußland geradezu feindlich gegenüber. Trotzdem setzte M. im Dezember 1899 die grundsätzliche und im März 1903 die endgültige Konzessionserteilung an die anatolische Bagdadgesellschaft durch. Die Finanzierung des gewaltigen Unternehmens, das ohne Zinsgarantie der Türkei bei den erst für eine ferne Zukunft zu erwartenden Erträgen unausführbar war, bot im Hinblick auf die schlechte Finanzlage natürlich die größten Schwierigkeiten. Obgleich zunächst nur Pfänder für die ersten 200 km Bahnbau zu erlangen waren, begann man doch alsbald tatkräftig mit dem Bau. Die französische Bankgruppe hielt den Wunsch und die Zusage einer Beteiligung aufrecht. Da aber diese Beteiligung nicht der von der französischen Regierung gestellten Bedingung entsprechen konnte, ohne Deutschland um die in seiner bisherigen Arbeitsleistung begründete führende Stellung zu bringen, blieb der französischen Gruppe der offizielle Pariser Markt verschlossen, und die französische Regierung fuhr fort, dem Bagdadunternehmen Schwierigkeiten in den Weg zu legen.

Die Fertigstellung der ersten 200 km (Konia—Bulgurlu) erfolgte im Oktober 1904. Der Weiterbau wurde jedoch wegen finanzieller Schwierigkeiten für eine Reihe von Jahren verhindert, während derer ein großer Teil der Arbeiten und Sorgen des Botschafters dem Kampf um die für die Fortsetzung der Bahn erforderlichen Pfänder gewidmet war. Indessen hatte die von M. eifrig geförderte Unifikation der türkischen Staatsschuld steigende Überschüsse gezeitigt, deren Freihaltung zugunsten der Bagdadbahn ihm in zäher und stiller Arbeit gelungen war, so daß 1908 der Weiterbau für eine Strecke von 840 km, die den Taurus durchquert und die fruchtbare kilikische Ebene durchschneidet, gesichert werden konnte.

Die bald darauf einsetzende jungtürkische Bewegung schien zunächst den deutschen Einfluß zugunsten Englands und Frankreichs verdrängen zu wollen. Dies zu bekräftigen, sollte in Paris (1910) eine große türkische Anleihe aufgenommen werden. Die Verhandlungen scheiterten an den übertriebenen Forderungen der französischen Finanzwelt. Da verlangte M. mit dem stärksten Nachdruck ein Eingreifen des deutschen Kapitals. Es bildete sich ein Konsortium in Berlin, das als seinen Vertreter den damaligen Direktor der Deutschen Bank (gegenwärtigen Reichsschatzsekretär) Dr. Helfferich nach Konstantinopel sandte. Diesem ausgezeichneten Finanzpolitiker und tatkräftigen Bankmann gelang es in wenigen Tagen, mit der Pforte die Anleihe abzuschließen, über die vorher in Paris monatelang verhandelt worden war. Dem raschen und kulantem

deutschen Eingreifen war es zu danken, daß M. bald darauf der deutschen Eisenbahngesellschaft zu einem Vertrag über den Weiterbau der Bahn bis Bagdad (600 km) und über eine Zweiglinie nach dem wichtigen Hafen Alexandrette verhelfen konnte. Damit war der Ausbau des großen Kulturwerks, dem M. seine beste Kraft gewidmet hatte, bei seinem Scheiden aus Konstantinopel nach menschlichem Ermessen gesichert.

Als die zweite Friedenskonferenz im Haag zusammentreten sollte (15. Juli bis 18. Oktober 1907), war man in Berlin wohl keinen Augenblick im Zweifel, daß M., der geschickte Jurist und gewiegte Diplomat, als erster Vertreter Deutschlands zu berufen sei. Und diese Berufung hat er glänzend gerechtfertigt. Seine Tätigkeit im Haag war derjenigen in der Türkei nicht unähnlich: auch hier hatte er gegen eine mächtige Koalition von Gegnern für den deutschen Standpunkt zu kämpfen. Seine siegreiche Überlegenheit im Redeturnier kam zum erstenmal vor einem Areopag der Welt zur Geltung; hatten doch 45 Staaten aller Erdteile über 200 Vertreter dorthin gesendet. »Auf der Haager Konferenz«, meinte der »Evening Standard«, »war Baron M. die dominierende Persönlichkeit. Neben ihm schienen die schlaun Slawen und die geschickten Romanen ganz nichtssagend, und selbst Mr. Choate (Vertreter Amerikas) wurde in den Schatten gestellt, während Sir Edward Fry (erster Bevollmächtigter Englands) eine trockene und pergamentgleiche Figur wurde. In dem ungleichen Wettkampf kamen wir (d. h. England) schlecht auf unsere Rechnung.« — Es wurde auf der Konferenz fleißig gearbeitet, nicht zum wenigsten von M., der seine Augen überall hatte und in den Kommissionssitzungen, an denen er fast immer teilnahm, seinen Einfluß geltend zu machen wußte. In der Frage der obligatorischen Schiedsgerichtsbarkeit erklärte M. in einer vielbemerkten Rede vom 23. Juli den Standpunkt seiner Regierung dahin, daß diese dem Grundgedanken jetzt zwar sympathisch gegenüberstehe, daß sie aber das System von Einzelverträgen einem Weltschiedsvertrag vorziehe und für nützlicher halte, und er hob mit Geschick die Schwierigkeiten hervor, die bei einer zwingenden Regelung für die ganze Welt noch zu überwinden seien. Deutlicher ward er in der Sitzung vom 5. Oktober. Zwar in der mildesten Form, aber mit wichtigen Gründen wies er namens der Minderheit (zu der außer Deutschland nur Österreich-Ungarn, Belgien, die Schweiz und einige Balkanstaaten gehörten) nach, daß »ein obligatorisches Weltschiedsverfahren bloß auf dem Papier stehen und praktisch nichts leisten« würde. Dagegen wurde die Errichtung eines ständigen Schiedshofs im Haag (aber ohne Zwang zur Anrufung) auch von Deutschland gutgeheißen und im Grundsatz von der Versammlung angenommen. Den gleichfalls angenommenen Antrag auf Errichtung eines internationalen Prisenhofs hatte M. zuerst gestellt, während England widerwillig nachhinkte. Der Abrüstungsantrag, den England und Amerika zu einer großen Frage aufzubauschen beabsichtigten, um Deutschland zu isolieren und in den Augen der Welt zum Friedensstörer zu stempeln, wurde durch eine lange Rede Frys eingeleitet, der aber keine Beratung folgte; denn M.s eifriger Arbeit hinter den Kulissen war es gelungen, solche zu verhindern. Der Antrag ward sang- und klanglos zu Grabe getragen. So war die Konferenz dank der Umsicht und Geschicklichkeit M.s und der andern deutschen Vertreter nicht ungünstig für uns verlaufen, wenn auch die Ententemächte und Amerika sehr geneigt waren, Deutschland die Schuld zuzuschreiben, daß nicht mehr erreicht worden ist. Immerhin waren die Ergebnisse

der Konferenz mit ihren 13 besonderen »Konventionen« an sich durchaus beachtenswert. Freilich zeigt uns leider der gegenwärtige Weltkrieg, wie geringen Wert völkerrechtliche Abmachungen haben, wenn die Leidenschaften aufgewühlt sind und ein mit allen Mitteln der modernen Technik geführter Vernichtungskampf die Völker ins Notwehrrecht zwingt.

Nach Beendigung der Konferenz erhielt M. als Zeichen der kaiserlichen Zufriedenheit die höchste Ordensauszeichnung, die ihm noch zuteil werden konnte: den Schwarzen Adlerorden. Nach Ablauf eines an die Haager Tätigkeit anschließenden Urlaubs begab er sich im Dezember über Berlin nach Wien, um mit dem neu ernannten deutschen Botschafter v. Tschirschky und dem österreichischen Minister Baron Aehrenthal die Lage im Orient und die gemeinsam zu wahrenden Interessen zu besprechen. Die Lage schien bedenklich genug. Die jungtürkische Partei hatte inzwischen an Boden gewonnen. Dem Botschafter entging es nicht, daß das Abdul Hamidsche System gründlich abgewirtschaftet hatte und vor dem Zusammenbruch stand. Schon im darauf folgenden Juli (1908) war es denn auch so weit gekommen, daß die Jungtürken, die sich auf mindestens zwei Armeekorps sicher verlassen konnten, den geängstigten Sultan zum Erlaß eines Irads zwangen, der die Begnadigung aller politischen Verbrecher und Wiederherstellung der Verfassung von 1876 verhiess. M. war gerade auf Urlaub. Als er am 25. August nach Konstantinopel zurückkehrte, war die Macht des Sultans gebrochen; er war schon damals fast ein Gefangener in seinem Palaste. Eine von ihm angezettelte Gegenrevolution mißlang; der jungtürkische General Mahmud Schefket rückte an der Spitze von 30 000 Mann am 24. April 1909 in die Hauptstadt ein. Drei Tage später ward Abdul Hamid durch Beschluß des Senats und der Kammer und unter Billigung des Scheich ül Islam abgesetzt und nach Saloniki verbracht. Der Militärgewaltige Mahmud Schefket machte Marschall gleich nach seinem Einzug einen freundschaftlichen Besuch. Den Sultan hatte der Botschafter seit dem mißglückten Putsch nicht mehr gesehen.

Nachdem solchergestalt die jungtürkische Herrschaft gefestigt war, hielt man allgemein die Stellung Deutschlands in der Türkei oder doch mindestens die seines Vertreters für schwer gefährdet. War doch M. der fremde Diplomat, dem der entthronte Sultan stets das meiste Vertrauen gezeigt, dessen Ratschläge er am liebsten befolgt hatte. Wie sollte er sich mit den Todfeinden Abduls, der neuen Türkei abfinden können? Mußte er dieser doch fast als eine übriggebliebene Verkörperung der verhaßten bisherigen Sultanswirtschaft erscheinen. Man glaubte damals in weiten Kreisen, daß M. wohl selbst seine Abberufung beantragen werde, in der Erkenntnis der Unmöglichkeit, mit den Gegnern seines bisherigen Gönners und Freundes in ein gutes Verhältnis zu kommen. Aber es kam ganz anders. Vielleicht war es M.s glänzendste Probe diplomatischen Geschicks, daß es ihm in kaum Jahresfrist gelang, sich bei den Leuten der neuen Ära ebenso beliebt und unentbehrlich zu machen wie unter dem alten Regime und die anfängliche Hinneigung des »konstitutionell« gewordenen Staates zu dem Lande parlamentarischer Erbweisheit, England, und zu dem Lande republikanischer Freiheit, Frankreich, immer mehr zu erschüttern. Freilich mußte die neue Freundschaft bald recht schwere Belastungsproben bestehen. Hatte schon die mit Unterstützung Deutschlands erfolgte Eingliederung von Bosnien und der Herzegowina in die österreichisch-ungarische Monarchie M.s Aufgabe

schwierig gestaltet, so wurde sie, wie man glaubte, schier unlösbar durch den Ausbruch des türkisch-italienischen Krieges (Herbst 1911). Italien gehörte zum Dreibund, und die Türkei hatten wir allezeit unserer Freundschaft, wenn auch ohne Vertragsverhältnis, versichert. Da war es nicht leicht, nach beiden Seiten gleich wohlwollend neutral zu sein. Für M. kam noch die ärgerliche Pflicht dazu, die zahlreichen, nicht immer lautereren Elemente der italienischen Kolonie in der Türkei unter seinen Schutz nehmen zu müssen. Das führte oft zu recht peinlichen Auseinandersetzungen mit der Pforte, die gegen das treulose Vorgehen Italiens naturgemäß sehr erbittert war. Aber es gelang seinem Takt und seiner Geschäftskennntnis, aller dieser Schwierigkeiten Herr zu werden und das Freundschaftsverhältnis der Türkei zu Deutschland immer mehr zu befruchten und zu befestigen.

Zu Anfang des Jahres 1912 hatte die ungeheure Aufbauschung der Agadirangelegenheit, die einen ziemlich kläglichen Ausgang für die Ententemächte nahm, zu einer gewissen Ernüchterung in England, und in Frankreich sogar zu einem Ministerwechsel geführt. Poincaré trat an Stelle von Caillaux an die Spitze des französischen Kabinetts, und selbst die Stellung Sir Edward Greys schien bedenklich ins Wanken zu kommen. Die englische Regierung hielt für klug, zur Beruhigung der öffentlichen Meinung ein gewisses Entgegenkommen gegen Deutschland an den Tag zu legen. Man entsandte den Kriegsminister Haldane nach Berlin. Aber die Verhandlungen scheiterten, trotz des besten Willens auf deutscher Seite, an der formellen Fassung der Verständigungsklausel; man konnte deutlich wahrnehmen, daß das englische Kabinett für eine ehrliche Neutralität sich nicht binden und zu einer Änderung in der grundsätzlichen Richtung seiner Politik sich nicht entschließen wollte. Die gescheiterte Mission erhöhte die Verstimmung auf beiden Seiten. Dazu kam die deutsche Flottennovelle, die in England sehr übel aufgenommen wurde. In dieser Zeit sollte für den abgehenden deutschen Botschafter in London ein Nachfolger gefunden werden. Es war natürlich, daß man dafür an den befähigsten Diplomaten zuerst dachte. Der Kaiser ließ Herrn v. M. den Posten anbieten, und der Reichskanzler schrieb ihm aus Korfu, welchen Wert er darauf lege, M. in London zu wissen, »da ich« (wie er wörtlich fortfuhr) »für Gegenwart und Zukunft die Gestaltung unserer Beziehungen zu England für den Angelpunkt unserer Politik ansehe. Die gegenwärtig eingeleiteten Besprechungen werden momentan zu keinem Abschluß führen; ich halte aber einen freundschaftlichen Modus vivendi zwischen beiden Ländern so sehr für eine historisch-politische Notwendigkeit, daß die Arbeit an seiner Verwirklichung unsere besten Kräfte in Anspruch nehmen muß.« Das Bedenken, daß M.s Abberufung aus Konstantinopel mitten im türkisch-italienischen Kriege recht unerwünscht sei, glaubte man gegenüber der Wichtigkeit des Londoner Postens zurücktreten lassen zu müssen. Man sieht, es waren große Erwartungen, die an seine Berufung geknüpft wurden, und zwar nicht bloß auf dem Auswärtigen Amte, sondern auch in der breiten Öffentlichkeit. Diese erwartete nichts geringeres von ihm als eine Aussöhnung und Ausgleichung der deutsch-englischen Gegensätze, eine Aufgabe, die fast an die Quadratur des Kreises erinnerte. Indessen er war jetzt im In- und Auslande eine allgemein gekannte und gewürdigte Persönlichkeit geworden, der man die Lösung auch der schwierigsten Probleme zutraute. Er hatte als Diplomat einen Weltruf erlangt, den Diplomaten außer-

halb ihres Landes sich selten erwerben können. In England war M.s Ernennung sehr günstig aufgenommen worden. Die englische Presse begrüßte ihn ausnahmslos mit sympathischen Artikeln. Es kam ihm jetzt zustatten, daß er auf der Haager Konferenz die englischen Journalisten sich nähern ließ und viel und gern mit ihnen verkehrte. Er war bei ihnen geradezu populär geworden. Die *«Daily Mail»* schrieb: *«It is a common saying in Constantinople that Baron Marschall could put all the other European representatives in his waistcoat pocket and forget all about them.»*

Die Annahme der ehrenvollen Berufung war für den siebzigjährigen Staatsmann ein schwerer Entschluß. Er wußte wohl, was er sich aufbürdete. »Mein Weg ist steil und steinig«, sagte er bei einer Abschiedsfeier in Konstantinopel, »aber ich werde ihn gehen, getreu dem Befehl meines kaiserlichen Herrn.« Nicht leichten Herzens verließ er den Ort, an dem er ein halbes Menschenalter gewirkt, ein angenehmes Leben geführt, einen Weltruf erworben und manche politische Triumphe gefeiert hatte. Beim Abschied zeigte sich die große Beliebtheit, der er sich sowohl in den türkischen Regierungskreisen als auch beim dortigen diplomatischen Körper erfreute. Die deutsche Kolonie Peras war geradezu bestürzt über M.s Versetzung. Beim Abschiedsfest der *«Teutonia»* bemerkte deren Vorsitzender, daß »nie zuvor so enge und herzliche Beziehungen zwischen einem deutschen Botschafterpaar und der Kolonie bestanden hätten« und daß es die Deutschen immer mit Stolz und Freude erfülle, wenn Mitglieder anderer Kolonien »auf das einzigartige schöne Verhältnis zwischen unserem Botschafterpaar und uns« hinwiesen.

Am 18. Juni traf M. in London ein, mitten in der *«season»*. Er legte Wert darauf, sich allsogleich mit Gattin und Tochter in den Strudel der großen Geselligkeit zu begeben. Er wollte sich die günstige Gelegenheit nicht entgehen lassen, die Londoner Gesellschaft, in der sich so viele Politiker bewegten, möglichst bald kennen zu lernen.

Nicht ganz sieben Wochen war M. in London tätig. Selbstverständlich konnte er in dieser kurzen Zeit an der politischen Lage nichts ändern. Er konnte nur seine künftige Tätigkeit tastend vorbereiten, wertvolle Bekanntschaften anknüpfen, die Stimmung in den regierenden und in den derzeit oppositionellen Kreisen beobachten, die Leiter und Hintermänner der Presse kennen lernen usw. Das hat er in seiner gründlichen Beharrlichkeit fleißig getan, auch noch die ersten Schritte unternommen, um mit England zu einer Verständigung über die Fortführung »seiner« Bagdadbahn bis zum Persischen Meerbusen zu gelangen. Dann war er am 5. August mit der frohen Zuversicht heimgereist, daß es ihm im folgenden Winter jedenfalls gelingen werde, gute persönliche Beziehungen zu der Londoner Welt zu gewinnen. Besten Mutes fuhr er nach Neuershausen. Aber seine Gesundheit, die schon seit einem Jahre nicht die beste war, hatte in diesen durch Arbeit und Geselligkeit verhetzten Wochen doch einen Stoß erhalten. Der Arzt schickte ihn zur Kur nach Badenweiler. Erst schien er sich gut erholen zu wollen. Bald aber trat eine nicht unbedenkliche Verschlimmerung ein. Am 16. September besuchte ich ihn an seinem Krankenzimmer. Ich fand sein Aussehen nicht gut; er war aber bester Stimmung und plauderte mit seiner alten Frische und dem alten Humor über Großes und Kleines seiner ersten Londoner Eindrücke, über die freundliche Aufnahme beim König und der Königin, die ihn mit seiner Frau vor ihrer Abreise zu einem in-

timen Essen zu Vieren im Buckinghampalast eingeladen hatten, und von den glänzenden Bällen und Festen mit dem späten Beginn und der langen Nachtdauer. Man hatte das alte Londoner Botschaftshaus gründlich herrichten lassen, und er freute sich auf den herbstlichen Einzug. Er besprach viel die Pflichten der Repräsentation, die er sehr ernst nahm, nachdem seit 40 Jahren keine Frau in der Deutschen Botschaft gewaltet hatte. Ich merkte, er fühlte sich bereits heimisch auf englischem Boden. Er hatte aus seinem ersten kurzen Aufenthalt in London das sichere Gefühl geschöpft, dort etwas leisten, aber auch angenehm mit seiner Familie leben zu können. An einem jener Abende saß ich fast bis Mitternacht an seinem Bett. Er sprach unermüdlich von den englisch-deutschen Beziehungen und deren Verbesserungsmöglichkeiten. Ich hatte fast den Eindruck, als ob er mit mir eine Art Generalprobe hielt dessen, was er dem britischen Minister bei seiner Rückkehr sagen wolle. Es war alles klar und offenbar in dem Gedanken vorgetragen, daß er mit Ablauf seines Urlaubs, also in etwa drei Wochen, wieder in London in voller Tätigkeit sein werde. Vier Tage später entschlief er sanft vor Tagesanbruch. Am Abend vorher war unerwartet große Herzschwäche eingetreten, die einen schlimmen Ausgang fürchten ließ.

Die Beisetzung erfolgte in Neuershausen. Die Beteiligung an der schlichten ländlichen Feier war sehr rege. Der Großherzog von Baden war persönlich erschienen. Der Reichskanzler folgte zwischen den Söhnen des Verstorbenen dem Sarg, zugleich als Vertreter des Kaisers. Auch der König von England hatte einen persönlichen Vertreter entsendet. Rührend war die lebhafteste Beteiligung der ländlichen Bevölkerung, die wohl wußte, was sie an dem Verstorbenen verlor. Der katholische Ortspfarrer hielt nach der offiziellen Feier seinem protestantischen Patron eine Nachrede, die dessen Verdienste um das Dorf in rührend einfacher Weise wahrheitstreu schilderte.

Was Bismarck vom Geschick nicht erreichen konnte, unserem M. ward es beschieden: er ist in den Sielen gestorben. Dahingeshieden mit dem Blick auf die letzte große Aufgabe, zu der man ihn an der Schwelle des Greisenalters noch berief und deren Größe ihn nicht erschreckt hatte. In ganz Deutschland herrschte aufrichtige Trauer, und Anteilnahme in der ganzen Welt, besonders aber in England und der Türkei. Der entthronte Abdul Hamid, der gerade damals auf der »Loreley« von Saloniki nach Begler Beg verbracht wurde, war tief erschüttert, als er die Kunde vernahm, und bezeichnete ihn als seinen besten Freund. Die englische Presse widmete ihm wieder freundliche Artikel, wie sie ihm vor wenigen Monaten erst einen herzlichen Empfang entboten hatte. Selbst die französischen Zeitungen fanden anerkennende Worte. Die »Liberté« meinte, die deutsche Diplomatie habe wohl den schwersten Verlust erlitten, der sie hätte treffen können.

M. war auf dem Umweg über das Parlament in die staatsmännische Laufbahn gekommen. Seine hohe Begabung, sein scharfer Verstand, seine gründliche Bildung, sein erstaunliches Gedächtnis, nicht zuletzt seine große Rednergabe haben ihm die Wege zu seinem ungewöhnlichen Lebensgang geebnet. Schon in der äußeren Erscheinung war er auffallend: groß, breitschultrig und schwer, fast zu schwer für den Unterbau mit den kleinen schmalen Füßen, mit einem gewaltigen Kopf, in dem ein Paar kluge Augen leuchteten. Wie viele geschickte öffentliche Redner, war er kein »causeur« im französischen Sinn.

In Damengesellschaft verhielt er sich meist still, wenn er im Salon nicht etwa einen Mann fand, mit dem er sich in einen Winkel zurückziehen und über Politik plaudern konnte. In kleiner intimer Gesellschaft konnte er freilich gelegentlich harmlos heiter sein wie ein Kind und dann auftauen und recht interessant erzählen. Aber im ganzen war er in der Geselligkeit gern der stille Zuhörer, versank wohl auch einmal in tiefes Schweigen und vergaß im Nachdenken über eine Sache, die ihn beschäftigte, die ganze Umgebung. Wo ein Mensch ihn interessierte, wußte er sehr geschickt aus ihm herauszuholen, was er wissen wollte. Mancher Diplomat, der kam, um ihn auszukunden, mancher Journalist, der ihn »interviewen« wollte, merkte es gar nicht, daß er selber gründlich ausgeholt worden war und dafür recht wenig erfahren hatte. In der Behandlung der Presse war er Meister. Er war ein guter Artikelschreiber, verstand es aber ebensogut, die Herren der Presse für sich arbeiten zu lassen und seine Gedanken ihnen einzupflanzen. Er hatte immer eine offene Tür, empfing sie höflich und ohne Pose und machte keinen Unterschied nach der Parteistellung des Blattes. So hatte er denn auch stets das, was man in der Zeitungssprache eine »gute Presse« nennt. Besonders nach seinem Tode wußte fast jedes Blatt jeder Richtung, in Deutschland so gut wie in Konstantinopel und in London, von seinem Korrespondenten ein persönliches Erlebnis zu bringen, ein Zusammentreffen mit ihm zu schildern, bei dem seine Liebenswürdigkeit und Offenheit besonders gerühmt wurden.

Seine Interessen gingen keineswegs im Dienste auf. Er war sehr musikalisch und spielte gut Klavier, mit weichem Anschlag. Mitten in der Arbeit stand er wohl plötzlich auf und setzte sich an den Flügel. Ob er nun einen Chopinschen Walzer spielte oder aus Richard Wagners Werken ganze Stücke, die er auswendig konnte, — man merkte dem feinen Spiel nicht an, daß er meist mit den Gedanken in einer viel realeren Welt weilte. Nicht minder liebte er das Schachspiel, das er meisterlich beherrschte. Schon in seiner Mannheimer Zeit konnte er stundenlang über dem königlichen Spiele brüten oder sich in Gesprächen in seine Theorien vertiefen. Aber auch noch in Konstantinopel machte er regelmäßig eine Schachpartie nach dem Tee. Gegenüber dem Einwand, daß sein Gehirn wahrhaftig genug Arbeit habe und er ihm deshalb nicht auch noch die Denklast beim Spiel zumuten solle, behauptete er hartnäckig, das Schachspiel entlaste ihm die andern Gehirnzellen und ruhe daher aus vom politischen Denken.

In seiner Jugend liebte er das Reisen. Es war durchaus unrichtig, wenn die Spötter bei seiner Berufung ins Auswärtige Amt meinten, der Mann sei ja nie aus Deutschland herausgekommen. Er hatte den größten Teil von Europa bereist, im Norden bis nach England, Schottland und Schweden, im Süden bis Florenz, und im Vergleich zur kurzen Zeit seiner Aufenthalte jedenfalls weit mehr gesehen und gelernt, als dies dem Durchschnitt der Reisenden eignet.

In späteren Jahren brachte er seine spärlichen Ferientage auf dem Gute Neuershausen zu, das er höchstens für wenige Tage verließ, um dem Rigi und dem tüchtigen Wirt von Rigi-First, Herrn Bon, einen Besuch abzustatten. Das im Stil Ludwigs XVI. erbaute, gemütliche Neuershausen hatte er in steter Anpassung an die Bauweise der Zeit gründlich ausbessern, mit bequemen neuzeitlichen Einrichtungen versehen, den etwas verwilderten Garten ausroden und mit seltenen Rosen und auserlesenem Spalierobst neu anlegen lassen. Er war

mählich ein Rosenkenner geworden, der von den ersten Handelsgärtnern willig als gleichberechtigter Sachverständiger anerkannt wurde. Eine Teerose, die Lambert in Trier gezüchtet, trägt seinen Namen. Sein vortreffliches Obst, das dem besten französischen nicht nachstand, war weithin angesehen. Während des Urlaubs gab er sich ganz den Freuden seines Gartens hin. Da konnte er die große Welt, in der er zehn Monate des Jahres wirkte und lebte, über seiner geliebten Kleinwelt ganz vergessen. Wer ihn da unter seinen Rosen wandeln sah, in grauer bequemer Joppe, den riesigen Strohhut auf dem Kopf, die unvermeidliche Gartenscheere in der Rechten, ein breites behagliches Lächeln auf den Lippen, der würde in dem glücklichen ländlichen Besitzer schwerlich einen Städter und Staatsmann vermutet haben. Nicht leicht war es, ihn in dieser Umgebung in ein politisches Gespräch zu verwickeln. Immer wieder irrten Blick und Gedanken zu seinen geliebten Rosen. In den letzten Jahren freute er sich um so mehr auf die Neuershausener Tage, als er nur dort mit seiner ganzen Familie vereinigt war. Seine »drei Buben« mußten der Erziehung wegen in Deutschland bleiben. Nur seine Gattin und Tochter begleiteten ihn regelmäßig nach der Türkei. Er hatte sich verhältnismäßig spät (mit fast 45 Jahren) vermählt. Aber seine Ehe mit Marie Luise Freiin von und zu Gemmingen war eine um so glücklichere. Die feinsinnige kluge Frau verschönte und erheiterte ihm das Leben. Sie vereinigte die Eigenschaften einer still waltenden frommen deutschen Hausfrau in glücklichster Weise mit der Weltdame, als welche sie den Pflichten ihrer Stellung in Berlin und Konstantinopel mit Anmut und Liebenswürdigkeit nachkam. Jetzt (1915) lebt sie in Neuershausen und widmet sich mit der herangewachsenen Tochter der Fürsorge und Pflege der Verwundeten. Die Söhne kämpfen draußen fürs Vaterland, alle drei Offiziere des gleichen Regiments, alle drei geschmückt mit dem Eisernen Kreuz. —

An der Schwelle des biblischen Alters, aber noch mitten in seiner Tätigkeit, hat der Tod den Staatsmann abgerufen. Und wenn der Psalmist recht hat, daß das Leben köstlich gepriesen werden muß, das Mühe und Arbeit gewesen, so hat M. ein wahrhaft köstliches Leben geführt. Denn es war nicht nur Mühe und Arbeit, sondern auch mit höchstem Erfolg gekrönte Arbeit. Er hat zuletzt die allgemeinste Anerkennung seiner Talente und geistigen Kraft gefunden, so einmütig und unbezweifelt, wie es mitten im Kampf stehenden Staatsmännern selten zuteil wird. Sein staatsmännisches und diplomatisches Wirken im einzelnen kann freilich erst dann umfassend geschildert werden, wenn die Archive der auswärtigen Ministerien sich dereinst öffnen. Bis dahin können nur seine äußeren Lebensschicksale und die unmittelbar sichtbaren Erfolge, die beim Diplomatengeschäft nicht die Hauptsache sind, zur Darstellung gelangen. Wer seinerzeit die Geschichte der Jahrhundertwende, also der Zeit von der Entlassung Bismarcks bis zum Weltkrieg von 1914, zu schreiben unternimmt, wird vielleicht zu der Auffassung kommen, daß wenige Menschen auf die Gestaltung der Dinge in Deutschland und im Orient in diesem merkwürdigen Abschnitt der Entwicklung Deutschlands zur weltmächtlichen Geltung so entscheidenden Einfluß ausgeübt haben als der Staatssekretär und Botschafter v. M. Er wäre, so haben bei seinem Tode und schon vorher manche gesagt, der richtige Reichskanzler gewesen. Er selbst meinte freilich, sein schlechtes Verhältnis zu den Konservativen stände dem im Wege. Ob er aber bei längerem Leben nicht doch noch an die erste Stelle des Reichs berufen worden wäre?

Die gegenwärtigen Kriegsergebnisse haben M.s Wirken und Bedeutung wieder in den Vordergrund gerückt. Man hat sogar die Frage aufgeworfen, ob, wenn er länger am Leben geblieben, der Weltkrieg hätte vermieden oder verschoben werden können oder doch die Neutralität Englands erreichbar gewesen wäre. Die Frage ist müßig, weil sie nicht beantwortet werden kann. Wohl aber dürfen wir der fünfzehnjährigen Tätigkeit M.s am Goldenen Horn das größte Verdienst daran zusprechen, daß wir heute die Türkei als zuverlässigen Freund und tapfern Bundesgenossen an unserer Seite haben. Und wenn die Türkei, die im ersten Balkankrieg dem völligen Zusammenbruch nahe schien, durch ihre Widerstandskraft und Schlagfertigkeit unsere Bewunderung erregt, so haben wohl den ersten Anteil daran unsere dorthin entsandten Offiziere, in zweiter Reihe die hervorragenden Leistungen der von den Deutschen in ehrlicher Verwaltung erbauten und betriebenen türkischen Bahnen. Diese aber sind letzten Endes auf M.s erfolgreiche und unermüdliche diplomatische Arbeit zurückzuführen.

Karlsruhe.

v. Brauer.

Resch, Alfred, *D. theol.*, Kirchenrat und Oberpfarrer in Zeulenroda (Reuß ä. L.), * 21. April 1835 in Greiz, † 22. Dezember 1912 in Klosterlausnitz. — Im Landpfarrhause zu Tschirma, wohin sein Vater 1839 versetzt wurde, erzogen, besuchte er 1848—1853 die Thomasschule zu Leipzig mit glänzendem Erfolge, studierte 1853—1857 in Leipzig und Erlangen, seinem Landsmann Prof. Kahnis nahtretend und von dem Dogmatiker Liebner tiefe Anregungen empfangend. 1857—1859 verlebte er als erster Lehrer am Privatgymnasium in Wiborg (Finnland), mit seinen Schülern eng verbunden, segensreiche und interessante Jahre und wirkte 1860—1863 in Greiz zuerst als Lehrer an der Bürgerschule, später als einziger Lehrer am Seminar, im Nebenamt als *Collaborator ministerii* tätig. Von Haus aus pädagogisch begabt sammelte er in diesen sechs Jahren seiner Lehrtätigkeit reiche Erfahrung im Unterrichtswesen, die ihm für seine Lebensaufgabe zustatten kamen, lieferte auch in seinem Schriftchen »Das Schulwesen der Stadt Greiz« den ersten Beweis seiner Organisationsgabe. 1863 ward er Oberpfarrer in Zeulenroda und in jugendlichem Alter mit der schweren Aufgabe betraut, dieser gewerbfleißigen, aber unter der Ungunst der äußeren und inneren Verhältnisse zurückgebliebenen Stadt neues Leben einzuhauchen. Durch seine geisterfüllten, lebendigen Predigten, durch Wiederbelebung der Kasualreden, durch treueste Übung der in Vergessenheit geratenen Seelsorge vorzüglich an den Kranken, durch praktische Organisation des kirchlichen Gemeindelebens (Gründung von Männer-, Frauen-, Jünglings-, Jungfrauenvereinen), durch nie ermüdende Fürsorge für die Armen, Kranken, verwaisten und verwahrlosten Kinder, durch Regelung der in Unordnung geratenen behördlichen Verhältnisse, durch Erbauung einer zweiten Kirche, nicht am wenigsten durch völlige Reformierung des Schulwesens, das er aus einem verfallenen zu einem blühenden umgestaltete ¹⁾, übte er einen mächtigen Einfluß auf seine Gemeinde aus, der er auch für ihre nicht unbedeutende äußere Entwicklung (z. B. durch erfolgreiche Bemühung um die Erbauung einer Eisenbahn) die Wege ebnete.

Als Gegengewicht gegen die zahllosen und zermürenden Kämpfe und

¹⁾ Vgl. seine Schrift »Das Zeulenrodaer Schulwesen«.

Schwierigkeiten, die Unverstand und Kirchenfeindschaft ihm bereiteten und die er mit eiserner Energie bis zuletzt zu überwinden mußte, suchte er intensive wissenschaftliche Beschäftigung. Die von ihm gegründete und geleitete Zeitschrift »Concordia« zwar, durch die er der Diaspora des Luthertums einen Mittelpunkt geben wollte, mußte infolge der von den Behörden erhobenen Forderung einer hohen Kautio ihr kurzes Erscheinen (1867—1868) einstellen und ihr Material an ihre Nachfolgerin, die »Allg. Ev.-Luth. Kirchenzeitung«, abgeben. Aber für R. war sie die Veranlassung, sich mit den Prinzipien der lutherischen Kirche eingehender zu beschäftigen: 1868 gab er eine Gegenschrift gegen die Hengstenbergischen Aufstellungen »Die lutherische Rechtfertigungslehre« heraus, und noch tiefer grub er in seinem »Formalprinzip des Protestantismus«, in welchem er die Unzulänglichkeit des Dogmas von der Verbalinspiration aufzeigte und auf das von Luther aufgestellte Prinzip: »Was Christum treibet« als das eigentliche Formalprinzip der lutherischen Kirche nachdrücklich hinwies. — Durch die in seiner Gemeinde gelesenen und diskutierten Schriften von Schenkel, D. Fr. Strauß u. a. fühlte er sich getrieben, über die Grundlagen des Christentums, »unbekümmert um ihre Resultate«, selbständige Untersuchungen anzustellen und vor allem in die Probleme der Evangelienforschung sich zu versenken. Er erkannte als den Hauptfehler der Tübinger Schule F. Chr. Baur, daß sie ein Gebäude der historischen Kritik des N. T. errichtet habe, ohne vorher den festen Grund der neutestamentlichen Textkritik und Literarkritik gelegt zu haben. Die Hauptaufgabe der Literarkritik schien ihm eine doppelte zu sein. Einerseits die fortgehende Begründung und organische Weiterführung der von Storr, F. Chr. Weiße, H. Holtzmann, B. Weiß u. a. aufgestellten synoptischen Zweiquellentheorie (Abhängigkeit gewisser Partien des Matthäus und Lukas von Markus und dem Urevangelium), andererseits die Fundamentierung des Paulinismus durch die Erforschung seiner Quellen. Als die Hauptaufgabe der Textkritik erkannte er die Herstellung und Würdigung des sogenannten »Western-Textes«, der, vom *Codex Cantabrigiensis*, den ältesten Übersetzungen und Vätern vertreten, nach R.s Meinung dem ursprünglichen Text näherkomme als der gegenwärtig gebrauchte revidierte Text des 4. Jahrhunderts und viele Fragen des N. T., besonders in den synoptischen Evangelien und der Apostelgeschichte, in eine andere Beleuchtung zu rücken imstande sei. Er suchte daher zunächst die Zweiquellentheorie durch neue Nachweise zu vertiefen und durch eine neue Begründung der Hypothese zu befestigen, daß auch Markus und größere Partien des Matthäus und Lukas vom Urevangelium abhängig und daß der vielgeschmähte Lukas nicht als ein Tendenzschriftsteller, sondern als der Historiker des N. T. zu betrachten sei. Hand in Hand mit diesen Untersuchungen gingen R.s Textforschungen. Er förderte aus Kodizes, Übersetzungen und Patristikern eine große Zahl bis dahin unbekannter außerkanonischer Paralleltexte zu den Evangelien zutage und suchte sie für seine literarischen Aufstellungen zu verwerten. Die erste Frucht seiner langjährigen mühevollen Forschungen und Sammlungen waren die *Agrapha*, eine Zusammenstellung solcher Worte, die als Jesusworte bezeichnet werden, aber nicht in den kanonischen Evangelien überliefert sind (1889, 2. Aufl. 1906). Hieran schlossen sich in rascher Aufeinanderfolge 5 Bände der außerkanonischen Paralleltexte zu den Evangelien (Text- und quellenkritische Grundlegungen (1893), Außerkanonische Paralleltexte zu Matthäus und Markus (1894), zu

Lukas (1895), zu Johannes (1896), Das Kindheitsevangelium (1897), bis er (1898) in der Schrift »Die Logia Jesu« den Versuch veröffentlichte, das sogenannte Urevangelium in hebräischer und griechischer Sprache zur Darstellung zu bringen, Werke, die auch dem zu andern kritischen Resultaten gelangenden Forscher reiches exegetisches Material darbieten. Einen noch größeren Ertrag für die Exegese des N. T. gewährt das auf derselben Linie liegende Werk »Der Paulinismus und die Logia Jesu« (1904). Zurückkehrend zu der im Formalprinzip gegebenen Aufstellung, daß die Verfasser der neutestamentlichen Briefe, in erster Linie Paulus, mit den Logia Jesu bekannt gewesen und von ihnen mächtig beeinflusst worden seien, suchte er durch ebenso minutiöse wie großzügige Untersuchungen darzulegen, wie die wichtigsten paulinischen Ausführungen — so besonders die über die Versöhnung und Rechtfertigung — erst durch das Zurückgehen auf die synoptische Grundschrift, vor allem ihre Gleichnisse, feste Grundlagen und volles Verständnis gewinnen. Seine letzten Studien widmete er dem »Galiläa bei Jerusalem« (Das Galiläa bei Jerusalem 1910; Der Auferstandene in Galiläa bei Jerusalem 1911).

Neben diesen exakten Forschungen widmete R. Kraft und Interesse auch den praktisch-kirchlichen Fragen. Von großer Liebe zu seiner kleinen heimatlichen Landeskirche beseelt, begründete er 1862 die Konferenz Reußischer Theologen, war er an der Schaffung einer Kirchenvorstandsordnung und einer Agende in hervorragender Weise beteiligt, gab auch für das Gesangbuch ein Melodienbuch heraus. Für die alle thüringischen Landeskirchen umfassende »Thüringer Kirchliche Konferenz« regte er eine Reorganisation an, die glücklich gelang und unter seinem Einfluß für die positiven Kreise Thüringens je länger je mehr der geistige Mittelpunkt geworden ist. Aus ihrem Schoße gingen auch die von ihm angeregten Bestrebungen hervor, welche auf die in den thüringischen Landeskirchen notwendigen Verfassungsreformen (Einrichtung von Konsistorien, Kirchenvorständen und Synoden) abzielten. Vor allem lag ihm aber an der Zusammenfassung des gesamten Luthertums, dem er in innerer Freiheit und Weitherzigkeit mit ganzer Seele anhing und dessen Zerrissenheit er tief beklagte. Er nahm im Alter seine Jugendpläne auf, die er durch die Zeitschrift »Concordia« nicht hatte verwirklichen können, und suchte die Allgemeine Lutherische Konferenz für seine Gedanken zu gewinnen. Es waren hoffnungsreiche Zeiten, als er 1901 bei der großen Tagung dieser Konferenz in Lund durch einen Vortrag neue Anregungen geben und bald von den verschiedensten lutherischen Kreisen ihre freudige Aufnahme erleben durfte, als lange getrennte Freikirchen sich vereinigten, Vertreter der verschiedenen deutschen und außerdeutschen lutherischen Kirchen sich eng zusammenschlossen, um am »Lutherischen Einigungswerk« — so lautete die von R. 1902 geschriebene Broschüre — mitzuarbeiten, das nach R.s Gedanken nach und nach zu einem inneren Bündnis des gesamten deutschen und außerdeutschen Protestantismus den Grund legen sollte: »ein fernes Ziel, ein weiter Weg«. Daß auf die Frühlingsnacht ein Reif sich legte und das begonnene Werk gleich im Anfang des Weges scheiterte, war der Schmerz seiner letzten Lebensjahre, der ihn bis in die Todesstunden begleitet hat. Auf dringenden Wunsch seiner Gesinnungsgenossen trat er an die Spitze des »Lutherischen Bundes«, der durch seine periodisch erscheinenden »Mitteilungen« reiche Befruchtung von ihm empfing und durch innere Geschlossenheit seinem Sinn entsprach.

Tschirma (Reuß ä. L.).

G. Resch.

Ergänzungen und Nachträge.

Dilthey, Wilhelm¹⁾, * 15. November 1833 in Biebrich, † 1. Oktober 1911 in Seis am Schlern. — Universitätsprofessor der Philosophie, Geh. Regierungsrat. Er studierte in Berlin (Trendelenburg, Ranke, Ritter, Boeckh) und in Heidelberg (Kuno Fischer), habilitierte sich in Berlin, wurde 1866 als Professor nach Basel berufen, 1868 nach Kiel, 1871 nach Breslau und wirkte seit 1882 an der Berliner Universität; 1887 wurde er Mitglied der Preußischen Akademie der Wissenschaften.

In den 22 Jahren von 1858 bis 1879 widmete sich D. ausschließlich historischen Arbeiten. Es sind meist biographische Skizzen, die größtenteils in Westermanns Monatsheften unter den Decknamen Wilhelm Hoffner, Karl Elkan, W. v. Kleist erschienen sind; sie behandeln Dichter, Philosophen, Theologen, Historiker, auch Politiker und Feldherren. Sein Hauptwerk aus dieser Zeit ist das »Leben Schleiermachers« (1867/1870 I. Band).

Diese Zeit biographischer Historie meinte D., als er in seiner Antrittsrede in der Akademie sagte, er sei von der Geschichte gekommen. Man kann hinzufügen, daß er der Geschichte auch fernerhin treu blieb. Denn auch die zweite Hälfte seiner schriftstellerischen Tätigkeit, die 32 Jahre von 1880 bis 1911, zwar der Philosophie gewidmet, ist mit unvermindertem Interesse der Geschichte zugewandt: dies zeigt nicht nur die Zahl seiner biographischen und kulturhistorischen Abhandlungen, sondern vor allem die innigste Verknüpfung seiner Philosophie mit der geschichtlichen Betrachtung. Seine wichtigsten philosophischen Schriften sind die »Einleitung in die Geisteswissenschaften« (1883) und die Abhandlungen: »Die Einbildungskraft des Dichters« (1887), die »Ideen über eine beschreibende und zergliedernde Psychologie« (1894), »Das Wesen der Philosophie« (1908), »Aufbau der geschichtlichen Welt in den Geisteswissenschaften« (1910), »Typen der Weltanschauung« (1911).

D.s philosophische Gesamtüberzeugung ist vor allem durch die Ablehnung aller Metaphysik charakterisiert. Er ist hierin Kant vergleichbar, nur daß in den Kritiken der theoretischen und der praktischen Vernunft doch metaphysische Negationen, Postulate und versteckte Annahmen enthalten sind. Auch an Comtes Positivismus erinnert diese Stellungnahme D.s. Aber auch Comtes Philosophie ist metaphysisch gefärbt, besonders in der Auffassung des Seelenlebens, indem dort die Psychologie in der Physiologie aufgeht und die Soziologie nach dem Vorbild der Naturwissenschaften konstruiert ist, mit einem Wort naturalistische Hypothesen aufgestellt werden. Aus diesem Grunde sagte D. einmal, er habe »positivistischer« sein wollen als Comte.

¹⁾ Totenliste 1911, Bd. XVI, 17*.

Am nächsten stand D. der jüngeren Generation der Romantik, also Schleiermacher und Humboldt und den übrigen Begründern der historischen Schule der Geisteswissenschaften, die durch die Namen Boeckh, Niebuhr, Savigny, Bopp, Grimm, Ranke charakterisiert ist. D. selbst spricht sich über diesen Kreis folgendermaßen aus: »Die neue Bewegung wird in der Regel als Romantik bezeichnet. Der Name grenzt allzusehr die beiden Schlegel, Tieck, Novalis, Wackenroder, Schelling, Solger von den andern Personen der jüngeren Generation ab, in denen dieselben Grundzüge in milderer Mischung auftreten. Dieses neue Geschlecht wendet sich gegen die Metaphysik und Theologie der Transzendenz und gegen die Trennung des Sinnlichen vom Sittlichen. Hierin ist es dem französisch-englischen Naturalismus, Positivismus und Materialismus verwandt, aber in der Grundkonzeption des Lebens steht es diesem mit deutschem Tiefsinn gegenüber. Es vertritt die Immanenz des Ideals ... in der Weltwirklichkeit, ... in den Geisteswissenschaften den Fortschritt von den natürlichen Systemen zu einem geschichtlichen Standpunkt« (Schleiermacher, Allg. dtsch. Biographie, 31. Bd., S. 426).

Bei D. ist die Stellungnahme gegen die Metaphysik zum Teil durch die historische Einsicht in die Relativität der Systeme bedingt, deren raschlebiges Entstehen und Vergehen im Gegensatz steht zu dem stetigen Wachstum der Einzelwissenschaften. Die Metaphysik als Wissenschaft ist, nachdem ihre Unmöglichkeit erkannt ist, überlebt; aber die »metaphysische Stimmung«, aus welcher die Versuche einer wissenschaftlichen Metaphysik hervorgingen, bleibt »als persönliche Erfahrung« zurück. Die »metaphysische Wissenschaft ist ein historisch begrenztes Phänomen, das metaphysische Bewußtsein der Person ist ewig«.

Ist demnach diese Seite der Philosophie der Wissenschaft entzogen und dem persönlichen Erleben, der Moral, der Religion, der Dichtung überlassen, so besteht die Hauptaufgabe der wissenschaftlichen Philosophie in der Grundlegung der positiven Einzelwissenschaften.

Die Naturwissenschaften haben seit Jahrhunderten ihre festgegründete, von aller Metaphysik unabhängige Stellung: Induktion sinnlicher Erfahrungen, unterstützt durch Experimente und verbunden mit exakten Messungen und mathematischen Berechnungen ermöglichen die fortschreitende Festigung der zunächst hypothetischen Kausalzusammenhänge bis zur Sicherheit von Naturgesetzen.

Die Geisteswissenschaften dagegen ermangelten einer Grundlegung. Die sogenannte »natürliche« Theorie, die im 17. und 18. Jahrhundert herrschte und ins 19. Jahrhundert herüberwirkte, war eine abstrakt-rationalistische Konstruktion eines »vernünftigen« Rechts-, Staats-, Moral- und Religionssystems, das zugleich als ursprünglich, d. h. im Naturzustand gegeben gedacht wurde. Dieser Auffassung der Geisteserzeugnisse gegenüber kam im Anfang des 19. Jahrhunderts das historische Bewußtsein zur Herrschaft, das die einzelnen Geisteswissenschaften (Geschichte, Rechts-, Sprachwissenschaft usw.) in umfassenden Forschungen zur Ausbildung brachte. Eine philosophisch-systematische Grundlegung dieser Arbeiten der historischen Schule fehlte; denn die dialektische Metaphysik, die es versuchte, war bald zusammengebrochen. Wohl drangen um die Mitte des Jahrhunderts die logischen Theorien Comtes und Mills nach Deutschland, die die Geisteswissenschaften im Gegensatz zu aller Metaphysik

zu konstituieren unternahmen; aber ihre den Naturwissenschaften nachgezeichnete Methodologie widersprach den geisteswissenschaftlichen Methoden, die tatsächlich in Übung waren.

D. übernahm es nun, »das Prinzip der historischen Schule und die Arbeit der durch sie gegenwärtig durchgehends bestimmten Einzelwissenschaften der Gesellschaft philosophisch zu begründen und so den Streit zwischen dieser historischen Schule und den abstrakten Theorien zu schlichten« (Vorrede zur Einleitung in die Geisteswissenschaften XIV). Er wendet sich vor allem gegen jeden Analogieschluß von den Wissenschaften der Natur auf die des Geistes. In den Naturwissenschaften sind »die Tatsachen von außen, durch die Sinne, als Phänomene und einzeln gegeben«, in den Geisteswissenschaften dagegen werden sie »von innen, als Realität, als ein lebendiger Zusammenhang originaliter« erfaßt (Beschreibend-zergliedernde Psychologie 1313). Während also die Naturwissenschaften den Kausalzusammenhang erst durch Hypothesen feststellen und so zu einer »Erklärung« in immer abstrakter werdenden Formeln fortschreiten, ist im Seelenleben der innere Zusammenhang primär vorhanden. Sein Erfassen im Erlebnis heißt »verstehen«; seine wissenschaftliche, zergliedernde Bestimmung heißt »Selbstbesinnung« oder »psychologische Analyse«.

Die Geisteswissenschaften sind aus dem »Verständnis« des Seelenlebens geschaffen worden: die Romantik hatte eine Kunst des Verstehens ausgebildet, die auf die historische Schule überging. Die wissenschaftliche Begründung der Geisteswissenschaften hat also von der Selbstbesinnung, von der beschreibend-zergliedernden Psychologie auszugehen. Alle Geisteswissenschaften bedürfen psychologischer Erkenntnisse; »ohne psychologische Analyse können sie nicht eingesehen werden«; »ohne die Beziehung auf den psychologischen Zusammenhang sind sie ein Aggregat, ein Bündel, aber kein System« (Beschr.-zergl. Psych. 1318).

Die Psychologie, die diese Aufgabe zu erfüllen hat, darf natürlich selbst nicht nach Art der Naturwissenschaft verfahren und unter Voraussetzung von Hypothesen etwa aus einer beschränkten Anzahl von Empfindungsatomen und deren Assoziation das Seelenleben konstruieren wollen. Jede Psychologie muß die Naturbedingtheit des Seelenlebens feststellen; die Annahme eines durchgängigen psychophysischen Parallelismus dagegen ist eine Hypothese.

Die methodische Psychologie soll alle Hypothesen ans Ende ihrer Arbeit stellen; sie soll beschreiben und zergliedern, soll den inneren Zusammenhang im Seelenleben darstellen. Alles Erleben: äußere und innere Wahrnehmung ist von schweigendem Denken durchzogen (gleichfinden, unterscheiden, Grade der Verschiedenheit erkennen, trennen, verbinden, herausheben). Diese elementaren logischen Funktionen sind wesensgleich mit dem diskursiven, sprachvermittelten Denken; sie sind aber aus dem Ganzen der Wahrnehmung unlösbar. Diese Intellektualität der Auffassung bedingt das Verstehen im Erleben wie die psychologische Forschung, die ja »aus dem Erleben entsteht und mit ihm verbunden bleibt«. Denn jeder »einzelne Vorgang ist von der ganzen Totalität des Seelenlebens im Erlebnis getragen, und der Zusammenhang, in welchem er in sich und mit dem Ganzen des Seelenlebens steht, gehört der unmittelbaren Erfahrung an«. »Das Auffassen des Ganzen ermöglicht und bestimmt die Interpretation des einzelnen« (1318, 1341/2).

Die innere Struktur des seelischen Zusammenhangs ist vor allem gekennzeichnet durch die Beziehungen zwischen den drei in sich verbundenen Verhaltensweisen: dem Wirklichkeitsauffassen, dem Wertfühlen, dem Zweckstreben. Jeder dieser Verhaltensweisen entspricht eine bestimmte Beziehungsart: Wahrnehmung — Gegenstand, Gefühl — Wert, Streben — Zweck; und innerhalb eines jeden Bereichs bestehen regelmäßige Beziehungen zwischen zeitlich getrennten Erlebnissen: z. B. innerhalb der ersten Beziehungsart, die Wahrnehmen, Erinnern, Vorstellen und sprachliches Denken umfaßt, das Verhältnis des Repräsentierens, das des Begründens, ferner innerhalb der dritten Beziehungsart das Verhältnis von Zweck und Mittel, das von Entschließung und Bindung. Dem strukturellen Gesamtzusammenhang wohnt eine subjektiv immanente Zweckmäßigkeit inne, die das Seelenleben in einer bestimmten Entwicklungstendenz vorwärtstreibt und so einen festen Zusammenhang, gleichsam eine »Gestalt der Seele«, herbeiführt. Der »erworbene Zusammenhang« wirkt auf jeden Akt des Bewußtseins ein.

Die beschreibend-zergliedernde Psychologie soll sich nach D. nicht nur mit dem allgemeinen Bilde des menschlichen Seelenlebens, sondern insbesondere auch mit »den individuellen Differenzen« befassen; diese spezielle Disziplin, die »vergleichende« Psychologie, hat die »regelmäßige Verbindung individuell differenzierter Züge zu typischen Grundformen« darzustellen: »die beiden Geschlechter, die Rassen, die Nationalitäten, die landschaftlichen Besonderheiten, die Verschiedenheit des mitgegebenen Naturells, die elastische Fülle ausgebildeter Unterschiede ...« (Studium der Individualität 295).

Das Individuum ist der »Grundkörper der Geschichte«, des gesellschaftlichen Lebens; es wird durch »Blutsverwandtschaft, örtliches Zusammenleben, Zusammenwirken in der Arbeitsteilung, Machtbeziehung in Herrschaft und Gehorsam zum Gliede der Gesellschaft«. Aus der immer gleichen Struktur im Einzelbewußtsein entstehen innerhalb der Gemeinschaft überall dieselben Zweckzusammenhänge: die Kultursysteme des Rechts, der Religion, der Kunst, der Wissenschaft, der Naturbeherrschung, der Wirtschaft. Organisationen der Gesellschaft (Staat, Kirche, Verband usw.) dienen ihnen. Materielle Dinge werden zu ihren sichtbaren Trägern. Dadurch beharren die Kultursysteme, während die einzelnen Individuen verschwinden.

Wie wir das Seelenleben fremder Personen, deren Gestalt und Ausdrucksbewegung wir wahrnehmen, auf Grund eines Nachbildungsvorgangs erfassen, den man in roh-schematischer Weise als Analogieschluß bezeichnen kann, so können wir auch in der Betrachtung eines objektiven Geisteserzeugnisses das Erlebnis, aus dem es hervorging, in uns lebendig machen. Nacherleben und unmittelbares Verstehen sind in eins verbunden. Dieses verstehende Nacherleben der psychischen Totalität ist »der mütterliche Boden, aus dem auch die abstraktesten Operationen der Geisteswissenschaften immer wieder ihre Kraft ziehen müssen« (St. d. Individualität, 311).

D.s Grundlegung der Geisteswissenschaften darf nichts weniger als psychologisch-empiristisch gedeutet werden; das Allgemeine ist hierin nicht aus induktiver Sammlung von Fakten abgeleitet, sondern Ergebnis der Bewußtseinsanalyse, hervorgegangen aus dem analytischen Verstehen im vollen Erleben selbst.

Diese Durchdringung von Verstehen und Erleben, von Allgemeinem und

Individuellem, von Abstraktem und Konkretem, von Philosophischem und Historischem ist für D. charakteristisch: »In der geisteswissenschaftlichen Methode liegt die beständige Wechselwirkung des Erlebnisses und des Begriffs. In dem Nacherleben der individuellen und kollektiven Strukturzusammenhänge finden die geisteswissenschaftlichen Begriffe ihre Erfüllung, wie anderseits das unmittelbare Nacherleben selbst vermittelt der allgemeinen Formen des Denkens zu wissenschaftlicher Erkenntnis erhoben wird. Wenn diese beiden Funktionen des geisteswissenschaftlichen Bewußtseins zur Deckung gelangen, dann erfassen wir das Wesenhafte der menschlichen Entwicklung. Kein Begriff soll in diesem Bewußtsein sein, der sich nicht geformt hat an der ganzen Fülle historischen Nacherlebens« (Wesen d. Phil. 3). Das Allgemeine ist darum so innig an das Historisch-Konkrete gebunden, weil sich das Erleben »nicht ganz in Begriffe auflösen« läßt, vielmehr ein irrationaler Rest zurückbleibt: eine stete Aufgabe für die Geisteswissenschaften, der lebendigen Wirklichkeit durch fortschreitende Analyse näher und näher zu kommen.

D.s historische Arbeiten erfassen das Allgemeine in der Geschichte in immer weitergreifenden Kreisen: Ziel der Biographie ist das Verstehen des notwendigen Zusammenhangs im Wechselwirken von Individuum und dessen geschichtlich-gesellschaftlicher Umgebung; allgemeinere Zusammenhänge treten hervor in der Betrachtung der kulturhistorischen Eigenart von ganzen Zeitaltern und Völkern, und endlich ergeben sich von einem universalgeschichtlichen Standpunkt aus gewisse Typen, die in der allgemeinen Menschennatur begründet sind (z. B. in der Philosophie: Naturalismus, Idealismus der Freiheit und objektiver Idealismus).

Als Philosoph hat D. das unvergängliche Verdienst der Grundlegung der Geisteswissenschaften und der Feststellung des beschreibend-zergliedernden Verfahrens in der allgemeinen und speziellen Psychologie. Als Historiker (Kultur-, Literaturhistoriker) ist er den größten Meistern vergleichbar in der feinsinnigen Intuition für die Individualität und für den Charakter der Zeistile; in der Darstellung der Entwicklung und des Zusammenhangs von Religion, Philosophie und Dichtung ist er unübertroffen.

Die vollständigste Übersicht von D.s überaus zahlreichen Arbeiten: Arch. f. Gesch. d. Phil. Neue Folge 18. Bd., 154—161. Hier kann nur eine kurze Skizzierung geboten werden:

Zunächst seien die Namen derer aufgezählt, die in biographischen und literarhistorischen Skizzen behandelt werden: Theologen: Schleiermacher, Baur; Philosophen: Bruno, Voltaire, Hamann, Kant, Schelling, Hegel, Schopenhauer, Mill, Überweg, Zeller; Dichter: Dante, Milton, Klopstock, Lessing, Bürger, Goethe, Hölderlin, Novalis, A. W. Schlegel, Tieck, Heine, Alfieri, Dickens, G. Sand, Balzac, Uhland, Groth, Wagner, Ludwig; Historiker: Gibbon, Grote, Joh. v. Müller, Niebuhr, Schlosser, Dahlmann, Raumer, Carlyle, Ribbeck, Scherer; Politiker: Stein, Hardenberg, Humboldt, Gneisenau, Scharnhorst.

Die wichtigsten Schriften (Arch. = Archiv für die Geschichte der Philosophie, S. Akad. = Sitzungsberichte d. preuß. Akad. d. W.): *De principiis ethices Schleiermachers* (Dissertation). Berlin 1864. — Leben Schleiermachers Berlin. 1867/70. (Erster, einziger Band.) — Über das Studium der Geschichte der Wissenschaften vom Menschen, der Gesellschaft und dem Staat. Philos. Monatshefte XI. Bd., 1875. — Einleitung in die Geisteswissenschaften. Leipzig 1883. (Erster, einziger Band.) — Die Einbildungskraft des Dichters. Bausteine für eine Poetik. (In »Philos. Aufsätze«, Ed. Zeller gewidmet.) Leipzig 1887. — Über die Möglichkeit einer allgemeingültigen pädagogischen Wissenschaft. S. Akad. 1888. — Archive der Literatur in ihrer Bedeutung für das Studium der Geschichte der Philosophie. Arch. II. Bd., 1889. — Beiträge zur Lösung der Frage vom Ursprung unseres Glaubens an die Realität

der Außenwelt und seinem Recht. S. Akad. 1890. — Auffassung und Analyse des Menschen im 15. und 16. Jahrh. Arch. IV/V, 1891/2. — Das natürliche System der Geisteswissenschaften im 17. Jahrh. Arch. V/VI, 1892/3. — Die Autonomie des Denkens, der konstruktive Rationalismus und der pantheistische Monismus nach ihrem Zusammenhang im 17. Jahrh. Arch. VII, 1893. — Ideen über eine beschreibende und zergliedernde Psychologie. S. Akad. 1894. — Beiträge zum Studium der Individualität. S. Akad. 1896. — Die Entstehung der Hermeneutik (in »Philos. Abhandlungen«, Sigwart gewidmet). Tübingen 1900. — Der entwicklungsgeschichtliche Pantheismus nach seinem geschichtlichen Zusammenhang mit den älteren pantheistischen Systemen. Arch. XIII, 1900. — Die Funktion der Anthropologie in der Kultur des 16. u. 17. Jahrh. S. Akad. 1904. — Studien zur Grundlegung der Geisteswissenschaften. S. Akad. 1905. — Das Wesen der Philosophie (in »Kultur der Gegenwart« I, 6). Leipzig 1907. — Der Aufbau der geschichtlichen Welt in den Geisteswissenschaften. Abhdlg. d. Akad. 1910. — Die Typen der Weltanschauung und ihre Ausbildung in den metaphysischen Systemen (in »Weltanschauung«). Berlin 1911.

Neudrucke bei B. G. Teubner, Leipzig: Erlebnis und Dichtung. Lessing, Goethe, Novalis, Hölderlin (Aufsätze aus den Jahren 1867, 1877, 1865, 1867). 1. Aufl. 1905, 4. Aufl. 1913 (mit dem Bildnis Diltheys). Ergänzungsband in Vorbereitung. — Gesammelte Schriften in 6 Bänden (in Vorbereitung): 1. Bd. Einleitung in die Geisteswissenschaften. 2. Bd. Weltanschauung und Analyse des Menschen seit Renaissance und Reformation (Ende 1913 erschienen). 3. Bd. Die Jugendgeschichte Hegels. 4. Bd. Die geistige Welt. 5. Bd. Der Aufbau der geschichtlichen Welt in den Geisteswissenschaften. 6. Bd. Aus dem handschriftlichen Nachlaß. — Ferner: Leben Schleiermachers (ergänzt aus dem Nachlaß), in Vorbereitung. — Studien zur Geschichte des deutschen Geistes (aus dem Nachlaß), in Vorbereitung.

Walther Schmied-Kowarzik.

Regelsberger, Ferdinand Aloys Friedrich Woldemar¹⁾, deutscher Rechtslehrer, * 10. September 1831 zu Gunzenhau in Mittelfranken, † 28. Februar 1911 zu Göttingen. — Das vorjüngste Kind des Landgerichtsassessors Friedrich R., der mit bescheidenen Mitteln eine zahlreiche Familie zu ernähren hatte, besuchte er nach der Elementarschule seiner Vaterstadt von Ostern 1842 ab das Gymnasium in Ansbach, das er im Herbst 1849 mit dem Zeugnis der Reife verließ, um in Erlangen die Rechte zu studieren. Seine Mitgliedschaft im Korps der Ansbacher hinderte ihn nicht, von Anfang an seine Zeit zu fleißigem Studium zu benutzen. Nach zwei Semestern ging er nach Leipzig, und die dort verbrachten anderthalb Jahre wurden für seine juristische Ausbildung einflußreich. Der Anziehungspunkt war Theodor Mommsen gewesen. Als R. nach Leipzig kam, war Mommsen suspendiert; und anstatt des geist- und charaktervollen Romanisten, den die sächsische Reaktion bald darauf aus seiner Lehrtätigkeit vertrieb, mußte R. die Pandekten bei Marezoll hören. Was Mommsen ihm nicht werden konnte, wurde ihm der Germanist Albrecht. Er hörte alle seine Vorlesungen, deutsches Privatrecht und Rechtsgeschichte, Staatsrecht und Kirchenrecht. Sorgfältig geführte Hefte bezeugen seinen Fleiß. In den Erinnerungen an Leipziger Rechtslehrer, welche die Deutsche Juristenzeitung zum Jubiläum der Universität 1909 veröffentlichte, hat R. von Albrechts Lehrmethode und seinem akademischen Wirken anschaulich berichtet. Unter allen Lehrern, die R. kennen lernte, war keiner, der es gleich ihm verstand, die Zuhörer juristisch zu erziehen. Was er vortrug, war vor ihnen erwogen und wurde, gleichsam als das Resultat gemeinsamen Nachdenkens, in das Diktat aufgenommen. Er sagte

¹⁾ Totenliste 1911, Bd. XVI, 62*.

nie etwas, als was zur Sache gehörte, und das in knappster Form. Im Staatsrecht war nur von Recht und gar nicht von Politik die Rede, so sehr die Jugend von damals nach Politik lechzte, zumal sie einen der unvergessenen Göttinger Sieben vor sich hatte. Aber mit andern dankte es ihm R. nachher, daß er sie Recht und Politik zu scheiden gelehrt hatte. R. war schon als Student kein einseitiger Jurist; dankbar genoß er, was Leipzig an literarischer und künstlerischer Anregung bot. Ostern 1852 nach Erlangen zurückgekehrt, fand er an dem eben von München berufenen Brinz einen nicht minder anregenden Lehrer als Albrecht. Er hörte bei ihm im nächsten Winter ein Pandektenpraktikum; der Lehrer wurde sein Freund, ebenso wie der neuberufene Vertreter der Nationalökonomie Makowiczka, dem seine kleindeutsche Haltung in Frankfurt die Wiederanstellung in der österreichischen Heimat abgeschnitten hatte. Im Herbst 1853 bestand R. das erste Examen, und, nachdem er erst beim Landgericht Heidenheim, dessen Vorstand sein Vater geworden war, dann beim Kreis- und Stadtgericht Ansbach gearbeitet hatte, im Dezember 1855 die zweite große Staatsprüfung in rühmlichster Weise: unter 32 Kandidaten erhielt er den ersten Platz. Seine praktische Tätigkeit fortsetzend, promovierte er am 12. August 1857 bei der Erlanger Juristenfakultät, bei der er sich auch zu habilitieren gedachte. Aber zuvor wollte er sich durch eine Reise ins Ausland eine Anschauung der Rechtsausübung in den für die Entwicklung des modernen Rechts wichtigsten Ländern verschaffen. Es ist bezeichnend für die freie Auffassung des jungen, von hoher Verehrung des römischen Rechts erfüllten, Gelehrten, daß er es nur im Zusammenhang mit dem modernen Recht verstand, und in der Rechtsvergleichung das beste Mittel für die Erkenntnis und die Fortbildung des vaterländischen Rechts erblickte, eines Mittels, dessen er sich nicht durch das Studium toter Bücher, sondern durch die lebendige Beobachtung der Gerichte in England und Frankreich zu versichern vorhatte. Seine Bitte an die bayrische Regierung, ihm die Mittel zu einer solchen Reise zu gewähren, blieb jedoch ohne Erfolg. So begann er in Erlangen die Tätigkeit eines Privatdozenten, las über Handelsrecht, veranstaltete ein fünfstündiges Konversatorium, in dem er gründlich die Bedürfnisse der juristischen Jugend kennen lernte, und erhielt einen Lehrauftrag für juristische Enzyklopädie und Methodologie. Den Eintritt in die akademische Laufbahn erleichterte ihm das damals in Erlangen herrschende frische Leben; in fast allen Fakultäten war eine Anzahl junger Lehrkräfte vorhanden, die alle das gleiche ideale Streben erfüllte. Das Gebiet, dem R. sein erstes wissenschaftliches Interesse zuwandte, war das Hypothekenrecht. Seine Doktorarbeit wie seine Habilitationsschrift waren ihm entnommen, und die erste literarische Leistung, mit der er vor ein größeres Publikum trat, behandelte den Altersvorzug der Pfandrechte (1859). Sie begründete seinen wissenschaftlichen Ruf und verschaffte ihm Ostern 1862 eine außerordentliche, nach Jahresfrist in eine ordentliche umgewandelte, Professur in Zürich an Stelle von Dernburg, der nach Halle übersiedelte. R. vertrat das römische Recht in den üblichen Kollegien, nur daß er von den Pandekten das Obligationenrecht als gesonderte Vorlesung ausschied. Neben den theoretischen Kollegien hielt er abwechselnd ein Exegetikum, ein Konversatorium oder ein Zivilrechtspraktikum. Der sechs Jahre, die R. in Zürich verlebte, hat er immer rühmend gedacht. Die junge Universität hatte in allen Fakultäten berühmte Namen aufzuweisen; und in der juristischen standen neben den älteren

Mitgliedern, wie Osenbrüggen, Temme, Rüttimann, jüngere Kräfte, wie Heinrich Escher, der Germanist Julius Hillebrand und Heinrich Fick, der Handels- und modernes Verkehrsrecht vertrat und mit R. besonders befreundet wurde. Was ihm England und Frankreich nicht gewähren sollten, verschaffte ihm die Schweiz, die lebendige Anschauung der Züricher Rechts- und Verkehrsverhältnisse. Der Kanton erfreute sich seit etwa zehn Jahren einer Kodifikation von Bluntschlis Hand. So gelungen sie war, das wirtschaftliche Leben erzeugte neue Rechtsfragen, zu deren Beantwortung sie nicht ausreichte und die durch F. L. v. Keller geschulte Juristenwelt das römische Obligationenrecht in freier Anwendung heranzog. Der Vorgang lehrte R. die historische Erscheinung der Rezeption verstehen und bestärkte ihn in seiner praktischen Auffassung von der Verwertung des römischen Rechts im modernen Recht, nicht weil es das römische Recht war, sondern weil es die Lebens- und Verkehrsverhältnisse in unvergleichlich tiefer und gerechter Weise erfaßt hatte oder zu erfassen lehrte. Das Privatrecht in diesem Sinne zu betreiben, war für R. das jetzt eben zum Abschluß gelangende deutsche Handelsgesetzbuch, das in glücklichem Ausgleich einheimisches und fremdes Recht miteinander verband, ein neuer Beweggrund. Aus den Anregungen der Züricher Zeit erwuchs das Buch: »Zivilrechtliche Erörterungen: die Vorverhandlungen bei Verträgen« (Weimar 1868). Es nennt sich erstes Heft, ist aber ein Band von 236 Seiten und hat nie ein zweites Heft zum Nachfolger erhalten. »Achtung vor dem römischen Recht, aber auch Anerkennung eines Fortschritts in der Rechtsentwicklung; Bewahrung und Verwertung des von der Vorzeit gesammelten Schatzes, soweit er noch brauchbar, aber auch offenes Auge und Empfänglichkeit für die Erzeugnisse der Neuzeit«, so hat der Verf. selbst den Grundzug seiner Arbeit bezeichnet.

Der Züricher Aufenthalt diente in jeder Weise zur Erweiterung des Gesichtskreises. R. lernte Land und Leute der Schweiz kennen; Reisen führten ihn in die Nachbarschaft, nach Oberitalien und im Jahre der Ausstellung 1867 nach Paris. Die bewegte und mannigfach zusammengesetzte Bevölkerung des Kantons gab Gelegenheit zu Bekanntschaften weit über den Kreis der Kollegenschaft hinaus. Von den zahlreichen Flüchtlingen, die die Wogen der deutschen Revolution nach Zürich geworfen hatten, kam mancher in seinen Gesichtskreis, ohne ihm politische Sympathien abzugewinnen. R. gehörte zu den Deutschen im Auslande, die, aufmerksam auf die Vorgänge der Heimat, sich der seit 1859 neuerwachten nationalen Bewegung anschlossen. Sie bildeten eine Vereinigung im Sinne des Deutschen Nationalvereins, hielten Versammlungen, zu denen auch Nichtmitglieder Zutritt hatten, wie denn der Dichter Gottfried Keller einmal das Wort ergriff, um in der Debatte über die Proklamation der Reichsverfassung die Deutschen vor dem demokratischen Legitimus zu warnen. Der Züricher Nationalverein, 50 bis 60 Mitglieder zählend, umfaßte sehr verschiedenartige Persönlichkeiten, wie den Braunschweiger Georg Fein, einen Flüchtling aus der vormärzlichen Zeit; den Berliner Nauwerck, Frankfurter Angedenkens; den Hamburger François Wille, den Studiengenossen Bismarcks; den alten Lichtfreund Gustav Adolf Wislicenus und seinen Sohn Johannes, Professor der Chemie. Man begleitete die Versammlungen des Nationalvereins und die Sitzungen des Preußischen Abgeordnetenhauses in der Konfliktszeit mit dem größten Interesse, sammelte für die deutsche Flotte und für Schleswig-Holstein und ließ sich durch den Spott von Radikalen wie

Herwegh, Rüstow und Kinkel, die sie das Wasserparlament schalten, nicht irremachen. Das Präsidium wechselte halbjährlich und brachte auch den Vater Wislicenus und R. an die Spitze. Mit dem Hause des Pfarrers Wislicenus, der wegen seiner Schrift: *Die Bibel im Lichte der Bildung unserer Zeit* (1853) vom Kreisgericht zu Halle zu zweijähriger Gefängnisstrafe verurteilt, sich mit seiner Familie nach Amerika geflüchtet und sich 1856 in Fluntern bei Zürich niedergelassen hatte, wurde R. nahe befreundet und verlobte sich mit der dritten Tochter Anna. Während er das Rektorat der Universität bekleidete, gelangte der Antrag in seine Hände, Nachfolger Jherings, der einen Ruf nach Wien angenommen hatte, in Gießen zu werden. Ostern 1868 kehrte R. in die deutsche Heimat zurück, verheiratete sich im Mai 1869 und vertrat sein Lehrfach neben Kollegen wie dem Kanzler Birnbaum, dem Kanonisten Wasserschleben und dem Prozessualisten Oskar Bülow, der ihm ein Freund fürs Leben wurde. Nach diesem ersten Ortswechsel folgten ihrer mehrere rasch hintereinander. 1872 ging R. von Gießen nach Würzburg, von da 1881 nach Breslau, das er im Herbst 1884 mit Göttingen vertauschte, wo durch Gustav Hartmanns Berufung nach Tübingen die eine Pandektenprofessur frei geworden war. Als die juristische Fakultät erfuhr, daß R., der einen heranwachsenden Sohn in Breslau verloren hatte, einem Ortswechsel nicht abgeneigt sein würde, berief sie ihn an Jherings Seite, dem ein Kollege von der Bedeutung und der wissenschaftlichen Richtung R.s sehr willkommen war. So verschieden die beiden Männer in ihrem Wesen waren, so erfreulich gestaltete sich ihr Zusammenwirken und ihr persönlicher Verkehr. Die literarische Arbeit dieser Jahrzehnte knüpfte an die der Erlanger und Züricher Zeit an. Das Hypothekenrecht des römischen Rechts in Vergleichung mit dem bairischen hatte er in Würzburg wiederholt zum Gegenstand einer öffentlichen Vorlesung gemacht; in denselben Jahren schrieb er für die von Meibom veranstaltete Sammlung deutscher Hypothekenrechte eine eingehende Darstellung des bairischen Hypothekenrechts (1874—1877), ein in Theorie und Praxis sehr geschätztes Buch, das 1895 und 1897 neue Auflagen erlebte. Der umfassende Beitrag: *Über die Handelsgeschäfte*, den er zu Endemanns Handbuch des Handelsrechts Bd. II (1882) beisteuerte, nahm die Themata der »zivilrechtlichen Erörterungen« wieder auf und führte sie weiter. Den Gipfel seiner wissenschaftlichen Leistungen bezeichnet das Lehrbuch der »Pandekten«, das er für die Bindingsche Sammlung der Handbücher deutscher Rechtswissenschaft verfaßte. Leider ist von dem großartigen Werk nicht mehr als der 1893 veröffentlichte Band, der den allgemeinen Teil enthält, erschienen. Ein nach Form und Inhalt gleich ausgezeichnetes Buch, daraus der Leser neben stets neuer Belehrung ästhetischen Genuß schöpft, so wenig sich der Verf. von seinem Gegenstand, »dem alten und immer wieder jungen Ackerfelde«, entfernt und ihm andere als juristische Seiten abzugewinnen sucht. Er wollte mit dem Buche für das geltende Recht arbeiten. Als es sich dem Abschluß näherte, schritt das Bürgerliche Gesetzbuch seiner Vollendung entgegen. Er hatte nicht, um sein Buch vor dem Veralten zu schützen, auf die abweichenden Bestimmungen des werdenden Gesetzbuches Rücksicht genommen, sondern in der bisherigen Weise fortgearbeitet und durfte sich, als beide fertig vorlagen, daran erfreuen, daß von den durch ihn verfochtenen Ansichten gar manche in das Gesetzbuch Aufnahme gefunden hatten und, nachdem es in Kraft getreten war, sein Buch, der letzte Repräsentant des gemeinen Rechts, nichts weniger als überholt erschien,

sondern sich als eine fortwirkende Quelle für Lehre wie für Anwendung des Rechts bewährte. Eine große Zahl von Aufsätzen, Rezensionen, einzelne Gutachten gingen neben der Pandektenarbeit her oder folgten ihr nach, in der Münchener »Kritischen Vierteljahrsschrift«, im »Archiv für zivilistische Praxis«, nachher meistens in den »Jahrbüchern für die Dogmatik des römischen und des deutschen Rechts« veröffentlicht, deren Redaktion er nach Jherings Tode gemeinsam mit V. Ehrenberg übernahm. Die Gewissenhaftigkeit und Sorgfalt, mit der er die aufzunehmenden wie die zu beurteilenden Schriften prüfte, war ein Kennzeichen seines ganzen Wesens. Wie ernst nahm er es mit seiner Pflicht als Examinator, ohne darüber das Wohlwollen gegen den Kandidaten vermissen zu lassen! Nicht minder als mancher Kandidat gestanden die Konexaminatoren aus seiner Prüfung gelernt zu haben. Den gleichen Ernst zeigte seine Lehrtätigkeit; er hielt am längsten aus, wenn andere strebten, früh Ferien zu machen. Dabei hatte seine Gesundheit während der letzten beiden Jahrzehnte seines Lebens stark gelitten, und die langwährende Krankheit seiner Frau, die mit deren Tod im Sommer 1891 endete, sein Gemüt tief ergriffen. Gerade als das Ableben Jherings im Sommer 1892 erhöhte Anforderungen an seine Lehrtätigkeit stellte, befahl ihm ein schweres Kehlkopfleiden, das einen Winteraufenthalt im Süden rätlich erscheinen ließ. Die kluge Erwägung seines Arztes, des Professors Ebstein, besorgte, daß der etwaige Vorteil des Klimawechsels für den Körper verschwinden würde gegen die schädliche Einwirkung der fremden Umgebung auf das Gemüt des Patienten, den zudem die Trennung von der Heimat an dem Abschluß seiner großen schriftstellerischen Arbeit gehindert haben würde. R. blieb in Göttingen, schränkte seine Lehrtätigkeit ein und las in seinem Hause, in dessen größtes Zimmer Tische und Bänke aus dem Auditoriengebäude verpflanzt wurden, morgens 8 Uhr über den allgemeinen Teil der Pandekten vor einer kleinen Schar fleißiger Zuhörer. Die Schonung wirkte so vorteilhaft, daß er im nächsten Jahre seine Tätigkeit wieder im alten Umfange aufnehmen konnte, und im Sommer Institutionen oder, wie sie nachher hießen: System des römischen Privatrechts, und im Winter Pandekten I, d. h. den allgemeinen Teil, Sachen- und Obligationenrecht las und daneben das Pandektenpraktikum hielt. Erst zu Ende der neunziger Jahre gab er die Pandekten auf. An dem neu eingerichteten Kursus des bürgerlichen Rechts beteiligte er sich nur einige Semester mit Vorlesungen über das Erbrecht oder mit einem öffentlichen Kolleg, in dem er ausgewählte Lehren des römischen Privatrechts mit ihrer Behandlung im Bürgerlichen Gesetzbuch verglich. Von 1907 ab war er bis auf ein zweistündiges Kolleg von der Vorlesungspflicht entbunden, das er im Sommer zum Exegetikum, im Winter zum Praktikum verwendete. Die Lehrtätigkeit setzte er fast bis zum letzten Atemzuge fort, und die mühevollen Arbeit, die die Korrekturen des Praktikums erforderten, reichte bis in den Schluß seiner Tage. R. war ein vortrefflicher Dozent; es war eine Lust, ihm zuzuhören. Der großen Einfachheit und Klarheit seines Vortrags kam seine natürliche Lebhaftigkeit und sein süddeutsches Naturell zustatten. Er bewegte sich nicht, wie die norddeutschen Redner, in starr begriffsmäßiger Entwicklung, sondern verstand sich auf die Kunst plastischer Darstellung, griff zu einem Bilde und belebte den Zusammenhang der Rechtssätze durch stete Bezugnahme auf die von den römischen Juristen behandelten oder vor den Gerichtshöfen der Gegenwart abgeurteilten Rechtsfälle. Seine vielseitige Bildung gab ihm Gewandtheit. Er war nichts

weniger als ein steifer Jurist. Mit Vorliebe pflegte er historische Lektüre, und alle die großen geschichtlichen und biographischen Werke der Neuzeit ließ er sich abends, da er auf Schonung seiner Augen bedacht sein mußte, vorlesen. So vorsichtig er mit seiner Gesundheit umzugehen genötigt war, er fuhr fort zu wirken und zu schaffen. Seine große Gestalt blieb gerade und aufrecht bis zuletzt, wie sein Haupthaar seine schwarze Farbe behielt, nachdem der Bart früh ergraut war. Ein Mann von der schlichsten Lebensweise, einer Bedürfnislosigkeit, wie sie unter modernen Menschen selten ist, war er nichts weniger als ein stiller Gelehrter, der sich nur innerhalb seiner vier Wände und auf dem Katheder wohl fühlt. An allen Angelegenheiten der akademischen Korporation nahm er lebhaft teil, und seine Erfahrung, seine juristische Gewandtheit, sein Fleiß machten ihn zum hochgeschätzten Mitglied in den verschiedenen Ämtern der Selbstverwaltung. Das Rektorat hatte er sich verboten. Nicht weniger als die Universität lag ihm die Gemeinde und der Staat am Herzen. Die Entwicklung der Reichs- und Landesgesetzgebung, nicht bloß in ihren privatrechtlichen Teilen, verfolgte er aufmerksam. Die soziale Fürsorge des modernen Staats fand an ihm einen warmen Fürsprecher. Bei Errichtung des Schiedsgerichts für die Invaliditäts- und Altersversicherung 1890 übernahm er für einige Jahre die Stelle des Vorsitzenden. Überall, wo er gemeinnützig wirken konnte, half er mit Rat und Tat, in dem Bau- und Sparverein, in dem Christlichen Verein junger Männer, in dem Literarischen Museum. Als ihn seine Gesundheit zwang, sich von dem geselligen Leben zurückzuziehen, hielt er an der Mittwochsgesellschaft fest, von der ich im Leben Plancks berichtet habe, und erfreute sie durch die Gediegenheit und Vielseitigkeit seiner Vorträge. In der Politik war er ein treues Mitglied der nationalliberalen Partei und beklagte nichts so sehr als die deutsche, namentlich unter den Liberalen verbreitete, Sucht, sich immerfort in kleine und kleinste Teile zu zersplittern. Als in einer Stichwahl zwischen Welfen und Sozialdemokraten zu entscheiden war, trat er öffentlich gegen die Stimmenthaltung auf und mahnte die Wähler mit dem Beispiele des Generals Lamoricière, der noch mit einem Arme zu fechten entschlossen war, ihre Rechte zu verteidigen. Aus einer gemischten Ehe stammend, war er gleich seinem Vater ein aufrichtiger Protestant, kirchlich liberal, aber voll Teilnahme für kirchliche Interessen. Die deutsche Einheit, das Zusammenhalten des Nordens und des Südens ging ihm über alles. Er liebte es deshalb nicht, wenn vom protestantischen Kaisertum gesprochen wurde. Ein getreuer Leser der Augsburger, nachher Münchener »Allgemeinen Zeitung«, bedauerte er es sehr, als das eigenartige, vielseitige Blatt einging. Seine großdeutsche Richtung hat er nie geteilt; die Sympathie seines Lehrers und Freundes Brinz für Österreich war ihm fremd. Als er aber die Adresse der Göttinger Juristenfakultät zu Ungers 50jährigem Doktorjubiläum (4. November 1902) zu entwerfen hatte, rühmte er ihn, der die trennende Schranke zwischen deutscher und österreichischer Rechtswissenschaft beseitigt habe. »Hier ist das Wort zur Tat geworden: kein Österreich, kein Preußen mehr, sondern ein einiges Deutschland.« Er hat immer groß von dem Jahre 1848 gedacht. »Es ist wie eine Jugendliebe«, sagte er mir, als ich ihm eine das Frankfurter Parlament berührende Arbeit wenige Wochen vor seinem Tode übergab.

In der Jurisprudenz zollte er Savigny, dem Altmeister der zivilistischen Wissenschaft, die höchste Verehrung. Sie galt nicht seiner Besitzlehre, nicht

seiner Gegnerschaft gegen die Kodifikation, sondern dem System des heutigen römischen Rechts, dem parteilosen Bestreben nach der rechten Verbindung des römischen mit dem modernen Recht und seinen Bedürfnissen. Von früh auf hat er der wissenschaftlichen Erforschung des Rechts eine große Rolle im Leben zugewiesen, in ihr einen Ersatz der mangelnden Gesetzgebung, »was kaum zu bedauern«, erblickt. Wie ihm aber das allgemeine deutsche Handelsgesetzbuch eine willkommene Erscheinung war, so dankbar war er auch dem Bürgerlichen Gesetzbuch, und den Männern, die bei seiner Schaffung tätig waren, wie Planck und Jacubezky, war er in inniger Freundschaft und Verehrung zugetan. Er arbeitete sich in das Gesetzbuch ein, und alle seit seiner Geltung erschienenen Aufsätze zeugen von der Gründlichkeit, mit der er sich in das neue Recht vertieft hatte. Er wußte aber zu gut, wie wenig lückenlos selbst das sorgsamste Gesetzbuch ist, und wie das Leben fortschreitet, während das Gesetzbuch stillsteht. Es macht die Rechtswissenschaft nicht nur nicht überflüssig, sondern erweckt sie zu neuer Tätigkeit. R. hat immer große Stücke auf die Rechtsübung gehalten, die im Gewohnheitsrecht sich ausprägende wie die in der Judikatur sich betätigende. Wenige Schriftsteller haben so eingehend wie er die Rechtsprechung berücksichtigt. Eine praktische Natur, legt er alles Gewicht auf die Rechtsanwendung. So gut er in der Geschichte seines Faches zu Hause war, seine Arbeiten galten alle dem praktischen Recht. In der Erziehung der Zuhörer für die Rechtsanwendung sah er die Aufgabe des Rechtslehrers. Die Krone seiner akademischen Tätigkeit bildete das Praktikum. In dankbarer Erinnerung hat einer seiner Schüler von der Gründlichkeit und vorbildlichen Sorgfalt berichtet, mit der er hier die Rechtsfälle behandelte. Das Lob der Gründlichkeit wurde nicht durch Buchstabeninterpretation noch durch bloße juristische Logik, das Rechnen mit Begriffen, erreicht, sondern durch das Zusammenhalten des Rechts mit den Verhältnissen des Lebens. Die hohen Anforderungen, die er an sich selbst stellte, stellte er auch an die Zuhörer. Von dem heiligen Eifer, der ihn für seinen Beruf beseelte, suchte er auch etwas auf sie zu übertragen; sein Vortrag sollte sie »packen«. Die angebliche Weltfremdheit des Richters widerlegte R. durch sein Beispiel. Jedes neu aufkommende Verhältnis des Verkehrs unterzog er seiner juristischen Analyse, den Schrankfachvertrag wie die Offerte durch den Fernsprecher. Die rechtsschöpferische Natur der Jurisprudenz zu begründen und zu begrenzen, war die letzte Aufgabe, die er sich setzte und in der Abhandlung: »Gesetz und Rechtsanwendung« (Jherings Jahrb. Bd. 58, 1910) in dem Sinne löste: die Jurisprudenz hat nicht bloß das Gesetz auszulegen und anzuwenden, sondern auch es in seinem Geiste nach den Bedürfnissen des praktischen Lebens auszubauen. Die Rechtswissenschaft war ihm eine Kunst, und die Meisterschaft der römischen Juristen in der Behandlung praktischer Fragen das Vorbild für die moderne Rechtswissenschaft bei Lösung ihrer Aufgaben. Er rief die deutsche Rechtswissenschaft auf, sich selbst zu vertrauen und, gestählt in der zivilistischen Schulung, das geltende Recht in dem großen Zusammenhang fremden und nationalen Rechts zu erfassen, aus dem es erwachsen ist. Das war der Wunsch und das Ziel seines Lebens und Strebens.

Paul Knoke, Jherings Jahrb. 60 (1911) S. 1 ff. — K. Beyerle, Gött. Ztg. v. 3. März 1911. — Regelsberger, krit. Vierteljahrsschr. f. Gesetzgebung Bd. 30 (1888), S. 1 ff. — Deutsche Juristenzeitung 1909, S. 938. — Mitteilungen der Familie und eigene Erinnerungen.

F. Frensdorff.

Fürth, Emil Ritter von, Sozialpolitiker, *7. September 1863 zu Strakonitz in Böhmen, † 17. August 1911 in Hornbäck; Sohn des Fabrikbesitzers, Reichsrats- und Landtagsabgeordneten Josef Ritter von Fürth und seiner Gattin Wilhelmine geborenen Forchheimer. F. widmete sich nach Beendigung der Gymnasialstudien, die er privat absolvierte, an den Universitäten Wien und Prag den Rechtswissenschaften. In Prag war er Ausschußmitglied der Lese- und Redehalle der deutschen Studenten in den kritischen Tagen der Opposition der Deutschen gegen die Taaffesche Regierung. 1886 wurde er zum Doktor der Rechte promoviert und trat hierauf in die Dienste der Finanzprokuratur in Wien. Dort machte er sich bald bemerkbar und bearbeitete die neuen Personaleinkommensteuer-Gesetzesentwürfe in der Schrift »Die Einkommensteuer in Österreich und ihre Reform«, Leipzig 1892. Seine Berufung in das Finanzministerium war schon angebahnt, scheiterte aber an seinem Widerstande, seine politische und religiöse Unabhängigkeit zu opfern und durch die Taufe seinen Glauben zu wechseln. So wendete er sich im Jahre 1893 dem freien Berufe des Rechtsanwaltes zu.

Im Kreise der Berufsgenossen erfreute er sich bald höchster Achtung, so daß er schon im Jahre 1899 in den Ausschuß der niederösterreichischen Advokatenkammer berufen wurde und bis 1905 dieser Vertretung angehörte.

Seinem tiefen sozialen Verständnis und warmen Empfinden genügte aber die Arbeit in der Advokaturkanzlei nicht. Bald beteiligte er sich an allen Bestrebungen, die auf Verwirklichung sozialpolitischer Ideen abzielten.

Zunächst im Wiener Volksbildungsverein als Obmannstellvertreter tätig, entfaltete sich voll sein organisatorisches Talent. Die Entwicklung dieses Vereins, der in Österreich eine hervorragende Stellung errungen, dankt ihm manchen Erfolg. Die Gesellschaft der »Fabier«, welche sozialpolitische Vorträge und Sprechabende veranstaltete, zählte F. zu ihren Gründern. Im Sozialpolitischen Verein, in der Kinderschutz- und Rettungsgesellschaft hatte er sich von Anfang an beteiligt. Nicht minder an der Gründung und Leitung der »Freien Schule«. Für diesen Verein, dessen Entfaltung seiner freiheitlichen Tendenzen wegen großen Schwierigkeiten begegnete, hat er vielfache juristisch interessante Beschwerden und Rekurse gegen behördliche Verfügungen verfaßt, welche gegen die Bestrebungen, die liberale Volksschulgesetzgebung in klerikalem Sinne zu handhaben, ankämpften.

Als Delegierter der österreichischen Gesellschaft für gesetzlichen Arbeiterschutz, deren Leitung er angehörte, nahm er bei den Tagungen der internationalen Arbeiterschutzgesellschaft eine führende Rolle ein, zuletzt noch beim Kongresse in Lugano (1910).

Frühzeitig hatte er sein besonderes Interesse den Wohnungsfragen gewidmet, und im Jahre 1905 erschienen in den Schriften des Vereins für Sozialpolitik seine Studien »Wohnungsämter und Wohnungsinspektion«.

Er trat 1908 in das Verwaltungskomitee der Kaiser Franz Josef I.-Jubiläumstiftung für Volkswohnungen und Wohlfahrtseinrichtungen ein, übernahm unentgeltlich die Rechtsvertretung dieser Stiftung geradeso, wie er bei den andern Vereinigungen, denen er angehörte, die advokatorische Vertretung selbstlos besorgte.

Seine Teilnahme an den internationalen Wohnungskongressen führte dazu, nach dem Lütticher Kongresse 1905 im Verein mit Maresch und Rauchberg

die Zentralstelle für Wohnungsreform in Österreich ins Leben zu rufen. Ihre Satzungen waren von F. verfaßt, und er übernahm die Stelle des Generalsekretärs in dieser Organisation und die eines Hauptredakteurs der von der Zentralstelle veröffentlichten »Mitteilungen«. Dieser Institution galt nun vorwiegend seine Tätigkeit. Hier hatte er bei den Fragen der Einführung des Erbbaurechtes in Österreich und der Reform des Mietrechtes, bei den eingehenden Beratungen über die Gebäudesteuerreformentwürfe regsten, anregenden und richtunggebenden Einfluß genommen, und viele der späteren Erfolge der Wohnungsreformbewegung verdanken seiner Vorarbeit die Grundlage. Im Jahre 1910 ward er Generalsekretär des IX. internationalen Wohnungskongresses in Wien. Er erstattete den Bericht über »die Fortschritte des Wohnungswesens in Österreich« und trug viel bei zu dem glänzenden Verlauf dieser Tagung. Im Zusammenhang mit seiner Tätigkeit in der Zentralstelle stand auch sein Eintritt in den Aufsichtsrat der Baugenossenschaft »Wienerwald«, die Beteiligung an der Gründung des allgemeinen Mietervereins und die Vorbereitung zur Gründung der »Gemeinnützigen Aktiengesellschaft für Kleinwohnungsbau«.

Im Jahre 1904 entsendete ihn der erste Wahlkörper der City in den Wiener Gemeinderat. Er hatte sich im politischen Leben jenem Flügel der deutschen liberalen Partei zugewendet, welcher das vollste Verständnis für die soziale Frage besitzt und daher so viele Berührungspunkte auch mit der sozialdemokratischen Partei hat, und wurde Mitbegründer des »Deutsch-demokratischen Vereins«, in welchem er sodann die Stelle des Obmannstellvertreters bekleidete. Im Gemeinderate stand er unter den Führern der freisinnigen Minorität und vertrat in allen sozialpolitischen Fragen fortgeschrittene Auffassungen. Als sein Mandat als Gemeinderat 1910 ablief, stellte er sich zur Wiederwahl zur Verfügung, wurde aber von einem Teile der liberalen Vereine im Stich gelassen, so daß er das Mandat nicht mehr erhielt.

Noch auf einem andern Gebiete sehen wir F. tätig, auf dem Gebiete der Frauenbewegung, im Frauen-Rechtsschutzverein und Frauenstimmrechtskomitee an der Seite seiner Gattin.

F. war einer der markantesten Vertreter der bürgerlichen Sozialreformer. Schon im Elternhause war ihm das Verständnis für soziale Fragen geworden. Sein Vater, ein Industrieller von altem Schlage, seine Mutter, eine Frau von seltener Güte und reichem Verständnis für soziale Tätigkeit, öffneten ihm die Augen, und die günstigen materiellen Verhältnisse, in denen er aufwuchs, konnten sie nicht trüben. Seine Geistesbildung vereinigte sich mit großem Idealismus, ein scharfer Verstand paarte sich mit Herzensgüte und strengem Pflichtgefühl. So wurde er ein guter, scharfsinniger Jurist und ein weitblickender Sozialpolitiker, der seinen Beruf in der Hingabe an ideale Aufgaben und als Anwalt im Kampfe gegen Unrecht und im Schutze des Schwachen und Kleinen gegen die Großen und Mächtigen erblickte. Im einengenden Kreise der Beamtenlaufbahn konnte er kein Betätigungsfeld sehen, und als er Anwalt wurde, da fühlte er sich gedrängt, seine überschüssigen Kräfte dem Gemeinwohl zu widmen. Seine Lauterkeit der Gesinnung, seine völlige Uneigennützigkeit, sein Arbeitsfleiß und seine Arbeitswilligkeit, die auch nicht die einfachste Tätigkeit zu gering erachteten, machten ihn zu einem um so wertvolleren und um so gesuchteren Mitarbeiter, als ihm auch jede Eitelkeit fern lag und er gern im Hintergrunde bleibend doch die führenden Arbeiten besorgte. Seine Lebens-

würdigkeit im Auftreten, seine Gründlichkeit in der Lösung der ihm gewordenen oder von ihm geschaffenen Aufgaben machten ihn unentbehrlich und gewannen ihm treue Mitarbeiter und Freunde, die vor allem seinen trefflichen Charakter schätzten. F. war kein glänzender Redner, aber gern ergriff er das Wort und sprang ein, wo der Ruf an ihn erging, und seine Reden fesselten durch die klare Darstellung und den logischen Aufbau. Ideenreichtum und organisatorische Begabung brachte er in all die Vereine und Gesellschaften mit, denen er beitrug oder die er selbst schuf. Und damit hatte er sich eine anerkannt Achtung gebietende Stellung errungen. Hilfreich und freigebig stand er den Bedürftigen bei, und energisch und unentwegt verfocht er seine Ansichten. Die Sozialreformer Österreichs und die Sache der Wohnungsreform verloren in ihm einen der wertvollsten Charaktere, als er mitten in neuen Entwürfen im Seebade Hornbæk in Dänemark beim Baden am 17. August 1911 verunglückte. F. war mit Ernestine Kisch, der Tochter des Prager Universitätsprofessors Dr. Kisch, vermählt und hatte an seiner Frau eine tatkräftige Stütze in seinen idealen Bestrebungen. Er hinterließ auch einen Sohn in jungen Jahren.

(Bericht über die Trauergedenkefeier am 18. Oktober 1911.)

Dr. Rudolf Maresch.

Zenger¹⁾, Max, Dr., k. b. Professor der Musik, Komponist und Musikschriftsteller, * in München 2. Februar 1837, † ebenda 16. November 1911. — Z.s Eltern waren der Professor des römischen Rechts an der Universität München Dr. Fr. X. Zenger und dessen Gattin Karoline geb. v. Zaiger. Nach Absolvierung des Maximiliansgymnasiums in München besuchte Z., der eigentlich Jurist werden sollte, ein Jahr lang (als Studierender der Philosophie) die dortige Universität und war beim Korps Isaria aktiv. Sein ausgesprochenes Talent zur Musik — er konnte schon als Kind jeden gespielten oder gesungenen Ton mit absoluter Sicherheit bezeichnen — wies ihn aber von der Bahn der Wissenschaft alsbald auf die der Kunst. Schon während seiner — nicht sehr eifrigen — Universitätsstudien hatte er einige Stunden in Harmonielehre und Kontrapunkt bei Ludwig Stark, dem bekannten Mitverfasser der Klavierschule Lebert und Stark, genommen. Hierauf beschränkte sich sein theoretischer Unterricht, und er blieb Autodidakt, auch in Leipzig, wohin ihn sein Vater im Herbst 1859 schickte. Die dortigen Professoren, namentlich Richter, der Kompositionsunterricht gab, erklärten ihn nämlich auf Grund der mitgebrachten Arbeiten, u. a. einer Symphonie, als technisch fertigen Musiker. Er trat daher nicht in das Konservatorium ein, sondern wohnte nur allen Proben und Konzerten des Gewandhauses unter Julius Rietz bei und erweiterte dadurch seinen Gesichtskreis. Nach München zurückgekehrt, brachten ihm seine ersten Lorbeeren zwei schon im 22. Lebensjahr komponierte Szenen aus Faust, »Unter der *mater dolorosa*« und »Meine Ruhe ist hin« (für Sopran und Orchester), welche die Hofopernsängerin Sophie Diez in einem Konzerte der Musikalischen Akademie unter Fr. Lachners Leitung meisterhaft sang, und eine in Leipzig entstandene Symphonie in *es*, über die König Ludwig I. ihm lautes Lob erteilte. Z. wirkte nun von 1860—1868 in München als Komponist, Schriftsteller und Dirigent.

¹⁾ Totenliste 1911, Bd. XVI, 88*.

Insbesondere leitete er in dieser Zeit mehrere Jahre hindurch die Bürgersängergesellschaft, die ihn dann zu ihrem Meistersänger erkor, und führte eine Zeitlang das Konzert- und Opernreferat der Süddeutschen Zeitung, sowie 1865—1868 das Musikreferat für die Münchener Neuesten Nachrichten. Diese Referententätigkeit schuf ihm für später manchen unerbittlichen Gegner. Seine erste Oper, »Die Foscari«, zu der sein Bruder Gustav in Verbindung mit Felix Dahn den Text geschrieben hatte, wurde 1863 in München gegeben und hatte in drei Aufführungen den für ein Erstlingswerk wünschenswerten Erfolg; sie erwarb ihm die Sympathie des damaligen Kronprinzen Ludwig. Den größten und nachhaltigsten Erfolg brachte ihm aber das am Palmsonntag 1867 von der Musikalischen Akademie unter seiner persönlichen Leitung zum ersten Male in München aufgeführte Oratorium »Kain« (Text nach Byron von K. Th. Heigel), das nach kurzer Zeit seinen Namen in Deutschland und auch über die deutschen Grenzpfähle hinaus (in Amsterdam, Innsbruck und Hermannstadt) bekannt machte. Von 1868 bis 1869 war Z. Kapellmeister am Stadttheater in Regensburg. In diese Zeit fiel die erste Aufführung seiner zweiten Oper »Ruy Blas« (Text nach V. Hugo von K. Th. Heigel), die ihm in Mannheim (unter Vinz. Lachner), München, Regensburg und Breslau einen schönen Erfolg brachte, aber die Krise, welche eben durch das Erscheinen der Wagnerschen Meistersinger im deutschen Opernwesen hervorgerufen war, nicht überwinden konnte, da sie nicht als fortschrittlich genug angesehen wurde. Vom 16. November 1869 an bis 30. September 1872 wirkte Z. als k. Musikdirektor an der Münchener Hofbühne und folgte dann einem Rufe nach Karlsruhe, wo er als Hofkapellmeister an H. Levis Stelle trat. Ein eigenes Mißgeschick wollte es nun, daß sich gerade um diese Zeit bei dem damaligen Intendanten des Karlsruher Theaters (Dr. Köberle) die ersten Anfänge der geistigen Erkrankung zeigten, die später diesem Manne ein trauriges Ende bereitete. Es kam infolge dieses Zustandes zwischen ihm und Z. zu Konflikten, die bei diesem zu einer schweren Nervenerkrankung führten, so daß er gezwungen war, nach kurzer Zeit sein Amt niederzulegen. In Karlsruhe hatte Z. seine erste Ehe geschlossen. Nun lebte er in München einige Jahre ausschließlich der Komposition, insbesondere seiner dritten Oper »Wieland der Schmied« (Text nach Simrock von Ph. Allfeld). 1877 übernahm er die musikalische Direktion des Akademischen Gesangvereins und 1878 die des Oratorienvereins in München. 1880 wurde er zum Lehrer an der Akademie der Tonkunst ernannt, zunächst für Chorgesang; später übernahm er Sologesang, Harmonielehre und Musikgeschichte. In demselben Jahre wurde seine Oper »Wieland der Schmied« zum ersten Male in München aufgeführt. (Sie erlebte damals sechs Aufführungen und, nachdem sie 1894 umgearbeitet, d. i. von vier Akten in drei zusammengezogen worden war, noch zwei Aufführungen. Trotz der vollen Würdigung, welche die Oper, namentlich in der neuen Gestalt, im Kreise des Publikums und in der Kritik fand, wurde sie doch liegen gelassen, bis der Tod Heinrich Vogls, des für das Werk begeisterten Trägers der Titelrolle, der Aufführung wirklich ein ernstes Hindernis bereitete.) 1882 verlieh ihm König Ludwig II. »auf Grund seiner Verdienste um die Musik« den Titel eines k. Professors der Musik. Aus Anlaß seines 60. Geburtstages (1897) wurde Z. wegen seiner Verdienste um die Musik als Komponist und Schriftsteller von der philosophischen Fakultät der Universität München durch Verleihung des Ehrendoktors ausgezeichnet. In eben diesem Jahre trat er aus

Gesundheitsrücksichten in den Ruhestand und übersiedelte nach Gries bei Bozen. Dort schenkte ihm im Herbst seine junge zweite Frau (die erste war Ende der achtziger Jahre gestorben) als drittes Kind einen Sohn, dessen Geburt ihr aber das Leben kostete. Der Schmerz über diesen jähen Verlust, verbunden mit der Sorge für die kleinen Kinder, die auf dem alternden Manne schwer lastete, ließ ihn fast zusammenbrechen. Doch gewann er im Kampfe mit dem Schicksal allmählich wieder die Oberhand. »Die Musik allein ist meine Trösterin,« schrieb er an den Verfasser dieser Zeilen. Aus ihr erwuchs ihm auch neue Schaffenskraft. Der Aufenthalt in Gries wurde ihm durch manche Dinge, nicht zuletzt durch die Einsamkeit, die ihn in der bescheidenen Villa weit vom Ort mitten in den Weinbergen umgab, verleidet. So zog er im Herbst 1898 wieder nach München. Dort waren es nun hauptsächlich Geldsorgen, was ihn peinigte. Der kärgliche Ruhegehalt, durch andere Einnahmen nur wenig vermehrt, reichte bei noch so großer Beschränkung der Bedürfnisse zum Unterhalt der Familie kaum aus. Eine kleine Besserung erfuhr seine Lage, als zu Anfang 1901 seine vierte Oper »Eros und Psyche« (Text von K. Schriefer) in München zum ersten Male und dann noch öfter zur Aufführung gelangte. Auch diese Oper hatte, obwohl ihre Inszenierung den Intentionen des Dichters und des Komponisten nicht entsprach, einen entschiedenen Erfolg und erhielt sich eine Reihe von Jahren (bis 1908) auf dem Repertoire, was um so bemerkenswerter ist, als ihr einige Jahre vor ihrem Erscheinen in der Öffentlichkeit bei der Bewerbung um den Luitpoldpreis dieser versagt worden war und gerade die Opern, die man als preiswert befunden hatte, bei der Aufführung wenig oder gar keinen Erfolg erzielten. Im Winter 1902 traf den Meister ein neuer schwerer Schicksalsschlag. Er verlor seine beiden jüngsten Kinder, darunter den so schwer erkauften Sohn, an Diphtherie und Scharlach in rascher Folge. Im Herbst 1902 verlegte er seinen Wohnsitz nach Nierdaschau (in den bayrischen Alpen); 1904 kehrte der Ruhelose nach seiner Vaterstadt München zurück. In diesen und den folgenden Jahren widmete er sich, ohne das musikalische Schaffen ganz zu vernachlässigen, vornehmlich schriftstellerischer Tätigkeit, und zwar der Ausarbeitung seiner »Geschichte der Münchener Oper«. Sein 70. Geburtstag (1907) wurde im Hoftheater mit einer Aufführung von »Eros und Psyche« und in zahlreichen musikalischen Vereinigungen durch Wiedergabe verschiedener seiner Werke festlich begangen. Im selben Jahre wurde er zum Ritter des Maximiliansordens für Kunst und Wissenschaft vom Kapitel dieses Ordens gewählt, vom Regenten ernannt und damit einer der höchsten Auszeichnungen teilhaftig. In den letzten Jahren seines Lebens ward ihm noch die Freude, daß seine Rezitative zu Mehuls Oper »Joseph in Ägypten«, die er 1872 geschrieben hatte, endlich an einer Reihe von Bühnen, und zwar mit durchschlagendem Erfolge zur Aufführung gelangten. Voran ging zu Beginn des Jahres 1909 Dessau; es folgten u. a. Berlin (wo der Kaiser mit seiner Familie der Aufführung mit lebhaftem Interesse anwohnte), Augsburg und erst im März 1911 München, das etwa 30 Jahre früher das Werk schon zur Aufführung erworben hatte. Der greise Meister konnte noch den jubelnden Beifall entgegennehmen — es war der letzte große Erfolg, den er erlebte. Schon in den letzten Jahren hatte sich, nachdem er sich von einem im Sommer 1901 erlittenen leichten Schlaganfall so ziemlich erholt hatte, ein Leiden bemerkbar gemacht, das zu ernststen Bedenken Anlaß gab. Ein mehrwöchentlicher Landaufenthalt im Sommer 1911 brachte nicht die erhoffte

Besserung. Die Kräfte verfielen allmählich, und am 16. November abends machte ein sanfter Tod dem reichbewegten Leben ein Ende. Am nächsten Tage verkündeten Straßenanschlüge das Hinscheiden des Meisters, und in den »Münchener Neuesten Nachrichten« stand an der Spitze des ausführlichen Nachrufs: »München hat einen ausgezeichneten Musiker verloren.« Es war mit ihm aber auch ein vortrefflicher Mensch dahingegangen, ein edler Charakter mit warmem Empfinden und echt deutscher Denkart, dessen Hauptfehler darin bestand, daß er stets sagte, was er dachte — vielleicht mitunter allzu deutlich —, auch da, wo die freie Aussprache ihm schaden mußte. Bezeichnend für seinen Freimut ist, daß er 1865 dem jungen König Ludwig II., der eben Richard Wagner berufen hatte, nach seiner innersten Überzeugung offen sagte, er erwarte, wenn die Grundsätze der Reform Wagners durch Mißverständnis seiner Nachahmer auf allen Gebieten der Musik Anerkennung fänden, eine Schädigung der Musik als einer selbständigen Kunst, worauf der König antwortete: »Das ist ein Standpunkt; ich habe einen anderen, aber ich weiß es Ihnen sehr zu Danke, daß Sie gegen Ihren König aufrichtig sind; bleiben Sie dabei.« Und König Ludwig hat — im Gegensatz zu kleineren Herren, die dem Künstler aus seinem Freimut einen Strick drehten — sich stets als Z.s Gönner erwiesen.

Wenden wir uns nun dem künstlerischen Schaffen Z.s zu. Hier ist eines sicher: dieses Schaffen bewegt sich nicht auf eigentlich modernen Bahnen im Sinne der völligen Abkehr von den älteren Formen und Klangweisen. Z.s musikalisches Wesen hatte seine Wurzel im Boden der klassischen Schule, in der er aufgewachsen und deren großen Meistern (darunter ganz besonders Mozart) er stets mit glühender Verehrung zugetan war. Aber er blieb darum durchaus nicht etwa von modernem Fühlen unberührt, wie vielfach sein harmonisches Gestalten und vor allem der Aufbau seiner späteren dramatischen Werke beweist. Alle seine Werke durchzieht — das haben auch die ihm weniger freundlichen Kritiker stets anerkannt — ein tief innerliches, jeder Trivialität abholdes Empfinden; sie bekunden eine reiche und natürliche, den geborenen Musiker ver ratende melodische Erfindung. Den ersten Rang unter seinen Kompositionen nehmen unstreitig die Vokalwerke ein. Z. verstand es wie wenige, für die Singstimme zu schreiben, er war selbst zu sehr Sänger (verfügte er doch bis ins hohe Alter über eine klangvolle Stimme), als daß er nicht genau gewußt hätte, was sich gut singen und womit sich gesanglich eine schöne Wirkung erzielen läßt. Namentlich seine Werke für gemischten und für Männerchor gehören größtenteils unbestritten zu dem Besten, was in neuerer Zeit auf dem Gebiete der Vokalmusik geschaffen ist. Das bedeutendste von den vorwiegend für Chor geschriebenen Werken ist das schon oben erwähnte Oratorium »Kain«, von dem Kretzschmar in seinem »Führer durch den Konzertsaal« (2. Abt. S. 270) treffend sagt: »Aus der Tonsprache dieses Werkes läßt sich eine vornehme Künstlernatur von überlegener Bildung vernehmen, die sich in gewählten Formen mit Einfachheit ausdrückt und bei äußerlicher Ruhe warm empfindet. Die eigensten und fesselndsten Töne hat Z. für die Engelchöre und für die Partien der Adah und des Kain gefunden.« Hinzuzufügen ist nur, daß auch die Chöre der Dämonen in der Unterwelt mit ihrer eigenartig düsteren Klangfarbe (erzielt u. a. durch Weglassen des Soprans und der Violinen) und die dramatischen Vorgänge, besonders die Auflehnung Kains gegen Gott und die große Szene des Brudermordes, dem Komponisten vorzüglich gelungen sind. Von anderen größeren

Chorwerken sind zu nennen aus dem Gebiete der Kirchenmusik ein gewaltiges *Te Deum*, ein *Stabat mater* und ein »Vater unser«, beide achttimmig, ein (vom Münchener Oratorienverein oft gesungenes) vierstimmiges *Miserere*, eine *Missa solemnis*, mehrere Messen und ein Requiem *à capella*; dann von weltlichen zyklischen Kompositionen das »Altgriechische Liederspiel« für Chor und Soli, das »Mädchen vom Walde« für Soli, Frauenchor, Deklamation und Klavier, ein Balladenzyklus »Der Spielmann« für ähnliche Besetzung und eine Violine; ferner mehrere große Chöre mit Orchesterbegleitung: »Die Heinzelmannchen«, »Das Tal des Espingo« (P. Heyse), »Das Lied von der deutschen Flotte« (Herwegh), diese beiden vom Münchener Lehrergesangsverein glänzend aufgeführt, zwei Konzertgesänge für gemischten Chor. Sehr groß ist die Zahl der einzelnen kleineren Chorlieder (weit über 100 in etwa 25 Heften). Viele davon hatten sich bald großer Beliebtheit und Verbreitung zu erfreuen. In allen Chorliedern verbindet sich fließende Melodik mit meisterlicher Stimmführung, charakteristischem Ausdruck und richtiger Deklamation. Auch wer nach Tonmalerei sucht, wird staunend manchen Schatz darin finden. Z. erreicht Klangwirkungen, die an die ewigen Werke der alten Italiener (Palaestrina, Lotti usw.) erinnern. Den Männergesang wollte Z. innerhalb der den Männerstimmen gezogenen Grenzen veredeln und verfeinern; den Stempel dieses Strebens tragen seine Männerchöre durchweg an sich. In ihnen sind wohl alle für diese Musikform geeigneten Stimmungen vertreten: Vaterlands- und Freiheitsliebe, die Liebe zum Weibe, Humor, Tanzfreude und derbe Lustigkeit, ohne daß auch nur in einem einzigen Falle der sogenannten »Liedertafel« Raum gegeben wäre. Überaus treffend schrieb Frhr. v. d. Pfordten über Z.s Chorwerke: »Hätten wir wirklich blühende Pflege des Chorgesanges ohne Begleitung, wie sie ja oft erstrebt, leider aber nie erreicht worden ist — hier wäre bestes und schönstes Aufführungsmaterial zu holen.« Den hohen Wert gerade dieser Schöpfungen Z.s haben denn auch alle ohne Unterschied der Richtung in der Musik anerkannt. Aber auch unter den Liedern für eine Singstimme — über 80 — finden sich viele edle Blüten musikalischer Lyrik; sogar schwäbische und oberbayrische Texte hat Z. vertont. Nicht zu vergessen sind die Duette für Sopran und Alt.

Unter den dramatischen Werken Z.s gebührt wohl der Oper »Wieland der Schmied« die erste Stelle. Sie erscheint auch heute noch nichts weniger als »rückständig«. Bei allem Festhalten an dem Charakter der älteren Opernmusik in dem Sinne, daß das melodische Element durchweg zu seinem Rechte kommen soll, ist Wieland der Schmied in vieler Beziehung sehr modern. Die Musik macht sich darin nirgends bloß um ihrer selbst willen geltend, überall schreitet sie mit der Handlung vorwärts und paßt der von dieser geschaffenen Situation und Stimmung ihren Ausdruck an. Wo sie sich breiter entfaltet und mehr lyrischen Charakter annimmt (wie z. B. in dem wunderschönen Terzett im dritten Akt, das stets rauschenden Beifall auf offener Szene hervorrief), ist auch dies durch die jeweilige Stimmung gerechtfertigt. Wo anderseits die Handlung kräftige dramatische Akzente erfordert, da versagen die Ausdrucksmittel Z.s durchaus nicht, im Gegenteil finden sich, besonders im ersten und dritten Akte, dramatische Wirkungen von hoher Kraft; es sei zum Belege hierfür nur auf den gewaltigen Schluß des ersten Aktes und die mit hinreißender Leidenschaft ausgestattete Szene zwischen Wieland und Bathilde im dritten Akt hingewiesen.

Auch das Leitmotiv hat Z. nicht ganz verschmäht, wenn er es auch sehr maßvoll verwendet. Die Musik zu Wieland läßt somit gewisse Einflüsse Wagners zweifellos erkennen, aber von einer Nachahmung dieses Meisters, wie sie die meisten Opern der Neuzeit zur Schau tragen, ist die Arbeit Z.s weit entfernt. Die Oper ist, wie mit Recht von ihr gesagt wurde, »echt Zengerisch« und würde zweifellos jetzt, wenn sie gut vorbereitet gegeben würde, viel besser und richtiger verstanden werden als bei ihrem ersten Erscheinen, das gerade in die Periode des Kampfes um Wagner fiel. Weit mehr als »Wieland der Schmied« schließt sich an die klassische Oper Z.s letztes Bühnenwerk »Eros und Psyche« an. Der griechisch-mythologische Stoff wies gewissermaßen selbst auf das Vorbild Gluck hin, dessen Wesen aber in Z.s Oper nicht etwa eine direkte Nachahmung, sondern vielmehr eine selbständige Fortbildung und weitere Entwicklung gefunden hat; denn wenn auch im Grundcharakter der Oper der Glucksche Stil unverkennbar ist, so geht doch in melodischer und harmonischer Hinsicht Z. auch hier wie überall ganz seine eigenen Wege, und in den hochdramatischen Szenen des zweiten Aktes, in der großartigen Unterweltsszene im dritten Akte und sonst noch an manchen Stellen macht sich moderner Geist deutlich bemerkbar. Die Oper hat auch mit jeder Aufführung an Interesse des Publikums gewonnen. Sie fand namentlich bei ihrer letzten Wiedergabe (Juni 1908) eine glänzende Aufnahme, und es ist völlig unverständlich, warum sie seitdem nicht mehr ans Licht gezogen worden ist. Zwischen den beiden Opern liegt die Musik zu den beiden Teilen von Goethes »Faust«. Hier kam, wie v. d. Pfordten in einem Aufsatz über Z. sehr richtig bemerkt, dem Tondichter seine hohe literarische Bildung und Intelligenz sowie sein eminentes Stilgefühl zugute, und so gelang es ihm, eine »Faust-Musik« zu schreiben, die an musikalischem Werte und zugleich Verwendbarkeit für die Bühne vielleicht über allen steht, die bisher erschienen sind. Leider ist sie, weil nicht gedruckt, nicht allgemein zugänglich. Z. selbst hat in mehreren Artikeln der Münchener »Allgemeinen Zeitung« (Jahrg. 1896, Nr. 94, 97, 99) erläuternde Winke über seine »Faust-Musik« gegeben und darin insbesondere die Schwierigkeit betont, die darin liegt, daß die Musik der einzig dastehenden Bedeutung und Tiefe des Gedichtes entsprechend ebenfalls bedeutend und tief sein, also imponieren müsse, andererseits aber nicht den Hörer vom gesprochenen Wort ablenken dürfe, also eine untergeordnete Rolle zu spielen habe. Man kann wohl sagen, daß es Z. vollkommen gelungen ist, diese Schwierigkeit zu überwinden und beiden Forderungen gerecht zu werden. Die Münchener Hofbühne hat in einer längeren Reihe von Jahren den »Faust« nur mit dieser Musik aufgeführt, und es kam diese der bühnenmäßigen Wirkung, zumal des zweiten Teils, der ganz wesentlich auf die Musik angewiesen ist, sehr zustatten. (Beachtlich ist das Urteil des Dichters Hermann Lingg: »Nur mit dieser Musik ist der II. Teil auf der Bühne möglich.«) Das Werk hat aber auch im Konzertsaal schon wiederholt eine bedeutende Wirkung erzielt. Eine besonders eigenartige künstlerische Leistung Z.s war die Schaffung der Rezitative zu Mehuls Oper »Joseph in Ägypten«. Als er sie (1872 in Karlsruhe) komponierte, verfolgte er die Absicht, das edle Werk von der Last seines überlangen Dialoges zu befreien, es in die Sphäre des heutigen Musikdramas, worauf sein Stoff hinweist, zu erheben und es dadurch einer späteren Zukunft zu retten. Mehul selbst hatte ja ursprünglich die Absicht, eine Oper mit Rezitativen zu schreiben. Als er sich aber mit der Pariser »Großen Oper« über-

warf, mußte das Werk den Bedürfnissen des Feydeau-Theaters, wo Rezitative ausgeschlossen waren, entsprechen. So kam wider den ursprünglichen Willen des französischen Meisters der Dialog in die Oper. Die Aufführung mit den Z.schen Rezitativen hat den Gedanken an sich und seine Durchführung glänzend gerechtfertigt. Das allgemeine Urteil ging dahin, daß es Z. in geradezu genialer Weise gelungen ist, sich in den Geist des alten Meisters hineinzuleben, daß das Ganze den Eindruck eines durchaus einheitlichen Kunstwerkes macht, da das Neue mit dem Alten völlig organisch verwachsen erscheint, so daß es selbst dem mit Mehuls Musik vertrautesten Ohre kaum gelingt, die Grenze zwischen dem Original und der Zugabe zu finden (vgl. insbesondere Berichte in der »Augsburger Abendzeitung«, in der Berliner »Schaubühne« u. a.). Vielfach verwertet Z. Mehulsche Motive, die er an manchen Stellen, so in der herrlichen Erzählung Jakobs, in einer Weise ausbaut und verarbeitet, daß er damit hohe dramatische Wirkung erreicht. Mit Recht wurde von verschiedenen Seiten (so von Prof. Wilhelm Weber, Augsburg, im »Kunstwart«) ausgesprochen, daß man sich künftig den Joseph ohne die Z.schen Rezitative nicht mehr denken könne.

Mit dem bisher Besprochenen erschöpft sich Z.s musikalisches Schaffen noch lange nicht. Wertvolles findet sich auch unter seinen rein instrumentalen Werken, so die »Tragische Ouvertüre«, zwei Streichquartette, ein Klaviertrio, eine viel gespielte Sonate zu vier Händen, vier Charakterstücke für Klavier, Konzerte bzw. Konzertstücke für Violine, Klarinette, Violoncell je mit Orchester, ein Konzertstück für Harfe, Violine, Horn und kleines Orchester, eine Sonate für Horn (oder Cello) und Klavier, eine Festouvertüre (zum 80. Geburtstag des Prinzregenten Luitpold von Bayern) usw. Für König Ludwigs II. Separatvorstellungen schrieb Z. zu drei Balletten aus der Zeit Louis XIV. und XV. die Musik im Stil der damaligen Komponisten (Rameau, Gluck). Sie enthält viele reizvolle Nummern, insbesondere ein prächtiges Menuett, das unter den »Sechs Unterhaltungsstücken« für Violine und Klavier erschienen ist. Weiter sind zu erwähnen die Musik zum »Krippenspiel« von Greinz und die melodramatische Begleitung zu Schillers »Kraniche des Ibykus« (bei Deklamationen Possarts öfter aufgeführt). Mehrere Symphonien aus seiner Jugendzeit ließ Z. selbst später nicht mehr gelten.

Zum Schlusse ist noch seiner schriftstellerischen Tätigkeit zu gedenken, insbesondere seiner zahlreichen Musikreferate in der Münchener »Allgemeinen Zeitung«, seiner (größtenteils in der Beilage dieses Blattes erschienenen) vorzüglichen biographischen Aufsätze über J. S. Bach, Händel, Gluck, Mozart, Schubert, Weber, Lortzing, Meyerbeer, Fr. Lachner u. a., seines Grundrisses der Musikgeschichte, der »Meditationen über Sprechton, Ausdrucksweise und Leitmotiv« (in der Beilage zur »Allgemeinen Zeitung«), einer Schrift über Entstehung und Entwicklung der Instrumentalmusik (zwei Hefte) und besonders seiner groß angelegten, mit zehnjährigem Bienenfleiß geschriebenen Geschichte der Münchener Oper, die noch der Herausgabe harret.

Dieser Überblick dürfte genügen, um zu zeigen, wie sich bei Z. mit hoher Begabung eine überaus reiche Schaffenskraft verband, die auch in dem schweren Kampfe mit den vielen ihm beschiedenen Widerwärtigkeiten und Enttäuschungen nicht erlahmte. Er hat eben den Glauben an sich zum Glück nie verloren. Eine Menge in seinem Nachlasse sich findende Zuschriften begeisterter Verehrer und Verehrerinnen aus allen Gesellschaftskreisen bestärkten ihn immer von

neuem in seiner idealen Kunstanschauung. Wohl konnte er sich an vielen schönen Erfolgen erfreuen; aber — es darf und muß gesagt werden — zu der Anerkennung, die ihm gebührte, ist er im Leben nicht durchgedrungen. Die Mitwelt hat viel an ihm gesündigt — wird die Nachwelt die Schuld einlösen?

Erlangen.

Philipp Allfeld.

Gött, Emil Servatius¹⁾, Dichter und Bauer; * 13. Mai 1864 zu Jechtingen am Kaiserstuhl, † 13. April 1908 zu Freiburg i. B. — Seine Abstammung ähnelt der Goethes: die Mutter, eine lebhaft, noch im hohen Alter allen Eindrücken zugängliche Frau, die für den Lahrer »Hinkenden Boten« Kalendergeschichten schrieb, vererbte ihm das Temperament und die Lust zum Fabulieren; der Vater, ehemaliger Feldwebel in Karlsruhe und später Grundbuchbeamter in Freiburg, war ein Mann von strengem, unerbittlichem Sinn. Was seine Jugendzeit von der des Frankfurter Patriziersohnes wesentlich scheidet, ist die katholische Luft der Umgebung und die durch eine große Geschwisterschar vermehrte Enge und Dürftigkeit der häuslichen Verhältnisse. Trotz dieser durfte er auf sein inständiges Bitten das Gymnasium in Freiburg besuchen. Anfänglich ein guter Schüler, geriet er später in Konflikt mit der Lehrerschaft; denn er war ein eigener Kopf, nicht unbegabt, aber keinesfalls mit knöcherner Faust unterzukriegen. Das Abitur bestand er, nach seinem Durchfall in Freiburg, in Lahr i. B. Damals schon entwarf er eine Verfassung für die Burenstaaten. Von 1884—88 studierte er in Freiburg und Berlin Philologie, Geschichte und Philosophie. Den Vater, der ihm lange grollte, weil er sich zu keinem festen Beruf entschließen konnte, verlor er im Jahre 1889.

Entscheidend für seinen Lebensgang war die Freundschaft mit Emil Strauß, den er im Freiburger akademischen Turnverein »Markomannia« kennen lernte. Zur Abstinenz geneigt, wurde er durch ihn auch überzeugter Vegetarier und Anhänger der Naturheilmethode. Von diesem Standpunkt schrieb er seine ketzerische Betrachtung gegen R. Kochs Tuberkulin.

Poetische Arbeiten entstanden: in Berlin im Wintersemester 1887/88 »der Erstling seiner Schmerzen«, das Studentenstück »O *Academia*«, das auch den Vater von seiner dichterischen Begabung überzeugte. Ein zweites Drama, »*Bianca Capello*«, ist nicht erhalten, es wanderte wohl wie die andern Entwürfe aus dieser Zeit in den Ofen. Dagegen entstand im Frühjahr 1889 das Lustspiel »*Freund Heißsporn*«, nach der Erzählung »Der ungeduldige Freyer« (im Lahrer »Hinkenden Boten« von 1817), deren Held dort Ehrenfried Blitz heißt. Das Stück wurde am 6. Februar 1890 im Stadttheater zu Freiburg mit gutem Erfolg aufgeführt, wenn auch die Kritik die Gründung des Lustspiels auf einen unwahrscheinlichen Charakter beanstandete. Aber gerade das Ungestüm des Helden bei der raschen Werbung erst um die jüngere, dann um die ältere Tochter einer befreundeten Familie verrät schon echt göttisches Temperament.

Schon Januar—Februar 1890 schuf er an einem neuen Lustspiel. Aus einer im Auftrag des Freiburger Akademisch-dramatischen Vereins begonnenen Bearbeitung des Cervantesschen Zwischenspiels »Höhle von Salamanca« (*Cueva*

¹⁾ Totenliste 1908, Bd. XIII, 33*.

de Salamanca) wurde ein selbständiges Werk, das zunächst den Titel »Der Adept« führte. Die Freiburger Bühne, die das Stück aufführen wollte, stand von dem Vorhaben aus Furcht vor einem Universitätsskandal wieder ab, als Gött seine Broschüre gegen das Kochsche Tuberkulin veröffentlichte. Auch fand es keine Gunst beim Lesekomitee des »Deutschen Theaters«, wo er es im Winter 1890/91 anzubringen hoffte. Nach einer Umarbeitung versuchte er es im Frühling 1893 am Kgl. Schauspielhaus in Berlin. Hier ging es in einer von Max Grube nach der ersten Fassung besorgten Bühneneinrichtung unter dem Titel »Verbotene Früchte« erfolgreich über die Bretter und nahm von da aus seinen Weg über die meisten deutschen Bühnen. Die von Gustav Manz besorgte Buchausgabe (bei Cotta 1894) zog G., verstimmt über die vorgenommenen Änderungen, später aus dem Handel zurück. In der von ihm selbst im November 1905 endgültig redigierten Fassung mit dem nunmehr festgelegten Titel »Der Schwarzkünstler« erlebte es den 8. Februar 1906 die zweite Uraufführung am Stadttheater zu Freiburg unter jubelndem Beifall der Zuschauer, den der Dichter nicht ungerührt entgegennahm.

Sein Leben war inzwischen eigene Wege gegangen. Denn G.s geistige Struktur wurde, abgesehen vom Dichterwesen, durch sein denkerisches Ringen und seinen praktischen Helferwillen bestimmt. Sie zeichneten ihm die Lebensaufgabe vor, der er mit aller Glut eines reformatorischen Geistes nachstrebte. Sein Ziel war: sich selber vollenden und der Menschheit ein Führer zu neuen Höhen werden. Für ihn galt es, die Synthese Nietzsche-Tolstoj zu vollziehen, — und was seine Tragik ist, macht auch seine Größe: daß er sich unter steten Krisen und inneren Blutungen titanisch mühte, die beiden widerstrebenden Pole zur Einheit zu binden und aus Askese und Lust seine Selbstwerdung herauszutreiben. So ward er der typische Vertreter jener Übergangsepoche, jener Zeit der Umwertungen, schmerzhaft emporgetrieben von den Schraubengewinden seiner Überwindungen, immer bestrebt, die Menschheit mit sich emporzuziehen. Der letzte Schluß seiner Weisheit gipfelte in seinem unabbringbaren Willen zur Güte. »Das eigene Leben herrisch leben, dem Ganzen dienend untergehen«, war seine mannhaft durchgehaltene Devise. Es ist klar, daß ein solches Leben auch äußerlich die Bahn des Herkommens verlassen mußte.

Der Denker G., in dessen Adern alemannisches Bauernblut rollte, wählte den Beruf der größten Naturnähe; er wurde Bauer. Denn er glaubte, seine Ideale auf diese Art am ehesten verwirklichen zu können. Im Februar 1891 trat er bei einem Landwirt in Gailingen (Kreis Konstanz) eine Stelle an. Dieser erste Versuch, seine schlummernden Pläne ins Leben zu übersetzen, war entscheidend für den äußeren Fortgang seiner Existenz. Sein eigentliches Tun war nun Bauen, Graben, Schmieden, Ackern, Denken und Erfinden. Das Dichten war die zeitweilig aufblühende und dann mit Wollust genossene erhöhte Form des Daseins.

Die ersten Erfahrungen in der Landwirtschaft verliefen ungut. Er machte sie gemeinsam mit Emil Strauß, mit dem er auch bald zu der Erkenntnis kam, daß sie beide sich selbständig machen und als Landwirte vom Vieh unabhängig werden mußten. Denn seine Tierliebe hatte die Peitsche verbannt. Noch in späteren Jahren predigte er gegen die Grausamkeit und Dummheit, den Lebensgehilfen und Ernährer zu schinden. Als Ideal blieb die »Spatenkultur« in einem gesegneten Landstrich. Vorher galt es noch, den Druck des »Heißsporn« zu

bezahlen und die Mutter von dem Gläubiger zu befreien. Dann machte er sich in Begleitung von Strauß mit einem Fonds von 50 M. auf, um jenseits der Alpen einen geeigneten Flecken unter milderem Himmel zu finden. Zu Fuß gelangten sie im Sommer 1891 in zehn Tagen von Basel über den Gotthard nach Lugano und Como. Hier trennte sich G. von Strauß und zog allein nach der Steiermark und von da nach Meran, bei Vegetariern als Gärtner für seinen Unterhalt arbeitend. Bald merkte er aber, was ihn auf den Gründen seiner Weltanschauung von den Pflanzenessern unterschied, und daß er seinem Ziel allein, ohne Weggenossen, zumarschieren müsse. Er wollte sein Leben, das er schon anfang, als verpfuscht zu empfinden, wieder ins Geleise bringen, und zwar auf dem Boden der Heimat. Die Wanderschuhe trugen ihn ins Breisgau zurück. Nach kurzem Aufenthalt auf dem Klostergut »Karthause« bei Freiburg suchte er, wieder gemeinsam mit Emil Strauß, auf dem Landhaus »Buck« bei Breisach seine Pläne zu verwirklichen: im Sommer die Scholle bebauend, im Winter die Feder führend. Er wollte etwas für die freien Volksbühnen schaffen. Aber mit zersplitterter Kraft gelang ihm der große Wurf nicht. Nach etwa einem Jahr (im Februar 1893) zog er wieder von dem kleinen Gut ab. Des Verdienstes wegen schrieb er *Kalendergeschichten*, die mit seinem Humor und seiner Kenntnis des alemannischen Bauerntums getränkt sind. Daneben beschäftigte ihn die erste seiner größeren Erfindungen: ein Rettungsapparat für die Feuerwehr. Da kam die Nachricht von der Annahme seines »Adepten« am Berliner Königlichen Schauspielhaus. Er reiste (im Mai 1893) den Rhein hinab bis nach Köln, von da über Hannover nach Berlin, beileibe nicht des Stückes wegen, sondern um seinen Rettungsapparat anzubringen. Vergebens. Er war schon erfunden. Der Plan, nach Rußland zu Tolstoj zu wandern, wurde wieder aufgegeben. Dafür tauchte der Gedanke zu einem neuen Lustspiel »voll Wetterleuchten« auf, — es wurde später in langjährigem Gießen und Umgießen das »Edelwild« daraus. Wieder daheim, lebte er zunächst darbend und von inneren Krisen durchschüttelt in einem Häuschen auf dem Freiburger Schloßberg, die schimmernde Stadt tief zu seinen Füßen. Was ihn am Leben hielt, war die Überzeugung von seinem Künstlertum und das Bekanntwerden mit Nietzsches Schriften, die seinen Lebenswillen aufs höchste anfachten. Der Mangel an Geld — er konnte sich kein Holz für den Winter anschaffen — trieb ihn vom Schloßberg herab zu einem Freunde nach Säckingen, dessen Garten zu vergrößern. Ein Schaufelstiel in der Hand dünkt ihm etwas wunderbar Wonniges.

Da brachte der Februar 1894 die Aufführung des »Adepten« und mit ihm die Besserung seiner Lage. Endlich — G. war 30 Jahre alt — konnte er seinen alten Herzenswunsch erfüllen und auf eigener Scholle ein eigenes Haus zimmern, in der Hoffnung, es bald mit einer Frau teilen zu dürfen. Von den Erträgen des »Adepten« erwarb er sich die »Leihalde« bei Zähringen, eine halbe Stunde von Freiburg, diesen herrlichen Erdenfleck von 4 Hektar Wiesen, Reben, Wald, Ödung mit 200 Obstbäumen und drei Quellen. Voll innern Jubels zog er dort auf, legte den Gemüsegarten an, pflanzte Rosen und ging an den Bau des Hauses. Innen wurde es getäfelt, das Bett aus Birkenholz selbst gezimmert, das Bad geräumig angelegt, im Garten ein Weiher gegraben und die klare Schwarzwaldquelle hineingeleitet. Mit dem ersten Spatenstich draußen wollte er den ersten drinnen tun und die neue Dichtung beginnen.

Aber auch diese Blümenträume wollten nicht reifen. Auf der Leihalde

war er nun eingewurzelt, allein die äußern und innern Stürme ließen nicht ab, ihn bis ins Mark zu schütteln. Der Ertrag seines Stückes reichte nicht hin, ihn von Schulden freizuhalten, die ihn bald wieder so bedrängten, daß er Geld aufnehmen und sparsam sein Hund wegtun und die Zeitung abbestellen mußte. Die äußere Lebensführung war entsprechend karg. Mehr wie einmal sah er im Lauf der Jahre die Gefahr, von der geliebten Scholle wieder lassen zu müssen, in erschreckender Nähe. Seine wirtschaftlichen Unternehmungen — wie das Ausbeuten einer Sandgrube — rentierten nicht. Doch nur unter heftigen Qualen konnte er das Inserat aufsetzen, das sein Gütchen zum Verkauf stellte, und erleichtert atmete er auf, wenn angeknüpfte Verhandlungen sich wieder zerschlugen. Lieber schleppte er sich mit dem »Blutacker« weiter, ohne die mitschaffende Gehilfin, in vollkommenster Einfachheit von den Erträgen seines Landes lebend. Dabei teilte er aus, wo Hilfe nötig war. Tag und Nacht war sein Haus unverschlossen; Brot, Kartoffeln und Äpfel standen jedem — auch dem Fremdling — zur Verfügung. Einem Handwerksburschen, der in einer Winternacht heimlich im Speicher nächtigte, holte er eine Decke, als er ihn über sich hörte: »Mensch, hast du den Verstand verloren? Wer nichts hat als sein bißchen Arbeitskraft, legt sich der ohne Decke hierher und erfriert die Glieder?«

Von seinem Weltwinkel aus verfolgte er die großen Ereignisse draußen, mehr wie einmal versuchend, in das Rad der Geschichte einzugreifen. Er setzte sich mit der Feder für das von Amerika brutal bedrängte Spanien ein, er stellte sich im Herbst 1899 den Buren zur Verfügung, wurde aber von Dr. Leyds im Haag nicht angenommen. Er dachte daran, seine von der Kampfesstimmung der Zeit erfüllte Dichtung »Fortunatas Biß« durch den Hofschauspieler M. Pohl dem Kaiser vorlesen zu lassen und sich diesem vollständig zur Verfügung zu stellen. Im Juni 1905 schrieb er an den Zaren und an das »vom Christentum bedrohte« Japan einen flammenden Brief. Für Bismarcks politische Schöpfung erwärmte er sich in den letzten Lebensjahren derart, daß er sein Sänger, seine geistige Ergänzung werden wollte; er trug sich mit dem Plan zu einer »Reichsschmied«-Dichtung. Aber all diese Versuche, ins Große zu wirken, blieben so gut wie fruchtlos, sie hatten nur einen subjektiven Wert.

Außer jener Reise im Jahre 1899 nach Berlin und Holland brachte ihn der Herbst 1903 wiederum nach Berlin, als sein Stück »Edelwild« aufgeführt werden sollte. Er hörte damals Vorlesungen an der Universität und war vor allem von Simmels »Neuere deutsche Philosophie von Fichte bis Nietzsche« begeistert. Von solchen Unterbrechungen abgesehen, blieb er auf der Leihalde, bald beglückt, bald zerstückt vom Wechsel der Zeiten, als Landwirt tätig und Fachartikel verfertigend, in denen er auf die Bauern wirken, Veraltetes abschaffen und für Neues werben wollte, unablässig über technischen Problemen brütend und Erfindungen ausheckend, sehnsüchtig auf die ihm ebenbürtige Frau hoffend, die tiefsten Gedanken über Gott, Welt und Mensch immer und immer wieder zerfasernd: ein reiches schweres Leben, welches das Gefäß, in dem es gährte, vorzeitig zerbrechen mußte.

Sein kaum mittelgroßer Körper war von Haus aus nicht stark; die Hände und Füße klein, fein gebildet und fast frauenhaft; der Kopf mächtig, hoch- und breitgestirnt, mit dichtem, rötlich schimmerndem Bart und Haar; die kurz-sichtigen braunen Augen leuchteten von tiefem Glanz; seine Rede floß eindring-

lich, fast umständlich, immer um die Sache bemüht; im Umgang mit Freunden entfaltete sich sein Menschentum zu wahrer Größe; stets war er ein vortrefflicher Kamerad, voll lustiger Geschichten, aber allem Zweideutigen oder gar Zotigen feind; ein leidenschaftlicher Wanderer und, da er vom Vegetarismus abgekommen war, auch kein Verächter eines guten Weines, mit Maß genossen; in der Nähe von schönen und geistigen Frauen, deren er viele zu seinen Freundinnen zählte, blühte er in voller Männlichkeit auf. Er reagierte heftig auf das Aroma des echten Weibes, aber er bezähmte, oft unter unbändiger Qual, die Glut des Verlangens, um sich der ersehnten Gattin rein zu erhalten.

Denn über nichts dachte er größer und erhabener als über die Heiligkeit der Ehe. Sie war ihm der mit innerster Notwendigkeit geschlossene Bund zweier ebenschultrigen Menschen. Die Frau sollte Erfüllung und »Mutter« des Mannes sein. Wenn er sich in etwas von Nietzsche trennte, so war es in der Beurteilung des Weibes. Der höhere Mensch war für G. Weib und Mann. Das Herrlichste, was er über das wunderbare Reich der Frauenseele gedacht hat, ist in seinem dramatischen Gedicht »Fortuna's Biß« ausgesprochen. Mit diesem Werk hoffte er einst die Braut zu grüßen. Und es liegt wohl ein Hauch von Tragik darin, daß dieser Frauenlob die Erfüllung seines Traumes nicht fand, daß er alles weib- und glücklos vollbringen mußte. Einmal streckte er seine Hand nach einem geliebten Mädchen aus — es war im Sommer 1903 — und mußte sie ungefüllt wieder zurückziehen. Er reifte auch an diesem Verlust, der ihm freilich eine nie verheilende Wunde schlug. Oft seufzte er mit Goethes Hermann: »Ich entbehre die Gattin«. Aber wenn er auch die Hohlheit an seiner Seite schmerzlich fühlte, tröstete ihn doch zuletzt die herbe Erkenntnis, daß kein Weib seine Lebensentwicklung ausgehalten hätte.

Ein Umstand, der ihn je und je stutzig machte und den er nur im Überschwang einer guten Stunde leicht in den Wind schlug, war seine mangelhafte Gesundheit. Sein zarter, wenn auch durch Turnen und Arbeit gekräftigter Körper beherbergte ein krankes Herz. Ein organischer Fehler war im Lauf der Jahre immer schlimmer geworden. Als Primaner hatte er beim Hugstettener Eisenbahnglück sich beim Rettungswerk unter strömendem Regen überanstrengt, und alle Erregungen spürte er seitdem als körperliches Herzweh. Den Weg, der zu seinem Haus bergan ging, lief er bei Schnee und Unwetter, ohne auf seinen Zustand zu achten. Immer hielt er sich tapfer, sich und die Nächsten über seinen Zustand täuschend. Im Februar 1907 brach er an einem Herzkrampf auf der Schwelle des befreundeten Laryngologen Prof. Killian zusammen. Jede weitere körperliche Anstrengung wurde zur Gefahr. Er mußte sich zur Vermietung seines Hauses entschließen, um bei der Mutter in der Stadt zu wohnen. Gebessert nahm er für kurze Zeit eine Hauslehrerstelle auf dem Land (in Riehen bei Basel) an. Im August 1907 reiste er zur Kur nach Bad Nauheim, um im Oktober wieder auf der Leihalde Einkehr zu halten. Jubelnd begrüßte er seine Scholle: »Schön ist die Halde, grün schwingen sich die durchbuschten Hänge hinan und freundlich winkt mein Häuschen — heim reit ich und nirgends sonst hin.« Die Anfälle stellten sich zwar schwächer und seltener ein, doch kam ihm das gebeugte Sitzen am Tisch schwer an.

Trotzdem schrieb und diktierte er an seinem letzten Stück und durchdachte seine letzten Erfindungen. Im November verkaufte er ein Stück Land, um sich und vor allem der Mutter Bewegungsfreiheit zu verschaffen. Umsonst.

Alte Schulden und die neuen Experimente verschlangen die paar tausend Mark. Von Brot und Hafergrütze lebend, arbeitete er oft von morgens drei Uhr an; nächtelang schlief er in der Sofaecke sitzend. Wenn die Herzkrämpfe ihn durchschüttelten, hängte er sich mit den Armen über ein Querholz oder in Strickschlingen, die er an der Decke befestigt hatte. Schließlich mußte die Mutter ihren Verdienst in der Stadt aufgeben, um den Einsamen zu pflegen. Am 11. April 1908 führten ihn die besorgten Freunde sehr gegen seinen Willen ins Krankenhaus. Er hoffte, zu Ostern wieder auf der Halde seine Birken grünen und die Pflirsiche blühen zu sehen. In der Nacht des Palmsonntag (12./13. April 1908) stand sein Herz still. Er losch, ohne daß jemand es gemerkt hätte. Wie einen Fürsten bahrten ihn seine Freunde auf.

Noch hatte er das Glück genossen, seine letzte Dichtung gedruckt zu sehen und mit seinen letzten Erfindungen den bedürftigen Menschen ein segensreiches Werk geschenkt zu haben. Was hatte er im Lauf der Jahre nicht alles zusammengebastelt und erfunden, ob es nun bloß ein simpler »Baumknecht« war, mit dem man einen Kirschbaum bis in die höchste Dolde ausräumen konnte, oder einen besonders praktischen Militärstiefel, oder einen Rucksack, der als Schlafzelt verwendbar war; oder ob er sich an schwierigere Probleme wagte, wie jenen Rettungsapparat in Feuergefahr, an Unterseeboote, an einen bei Seilbrüchen sich selbst zerlegenden Bergbahnwagen, ein lenkbares Luftschiff zur Zerstörung feindlicher Festungen oder zur Entdeckung des Nordpols, oder eine neue billige Bauweise ohne Mörtel, die den Armen zugute kommen sollte: immer hatte er sein Geld beim Experimentieren eingebrockt und selten mehr davongetragen als die Erkenntnis, daß ein anderer ihm schon zuvorgekommen war (was ihn der Sache wegen froh machte, denn nicht an sich dachte er, sondern an die Menschen, denen damit gedient war), oder daß die Ausführbarkeit an irgendeinem technischen Umstand scheiterte, den er mangels genügender Vorkenntnisse nicht in Rechnung gestellt hatte oder nicht auflösen konnte.

Im letzten Jahre seines Lebens war seine erfindende Phantasie besonders reich. Wie eine Vision des alternden Faust wirkt es, wenn er den Tuniberg bewässern und fruchtbar machen und das alte Breisach zu einer großen Hafenstadt umgestalten möchte, mit Ansiedlungen für sich, seine Freunde und jeden Tüchtigen oder Gescheiterten. Oft schalt er sich ja, weil ihn der technische Kram von seinen Dichtungen abzog, aber das eine besaß ihn so stark wie das andere, und der endlich winkende Erfolg erfüllte ihn mit hohem Glück. Ihn beschäftigten zuletzt ein »Mobil- und Trockenbau«, der es erlaubt, in wenigen Tagen ein wohnliches Haus zu billigem Geld fertigzustellen, und die Spinnbarkeit der Ramse, einer wild wachsenden Ginsterart, woraus armen Schwarzwäldern ein Erwerbszweig werden sollte. Im Februar 1908 erhielt er ein Muster seiner Ramsenwolle, glänzend, weißblond und fein, bereitet vom Werkmeister der Raminspinnerei Emmendingen. Und der letzte Eintrag im Tagebuch, der seine Siegerstimmung deutlich kündigt, lautet: »Heut wurden die ersten 160 m Ramsenseil geflochten, der alte Feser gab zu, Schäfersepp drehte, ich wandelte lächelnd hindurch.«

Ein Siegerlächeln: — das war das Ende. Mit dem Volleinsatz seiner Persönlichkeit hatte er am Gebäude des Unendlichen geschaffen. Sein Leben war ein Lustspiel höherer Ordnung mit tragischem Einschlag geworden. Und seines Wesens ein Abbild sind die Helden seiner Dichtungen.

»Edelwild« ist seine eigentliche Bekenntnisdichtung, zu der er im Frühling 1893 die erste Anregung erhielt. Den Stoff holte er aus einem Märchen aus »1001 Nacht«. Die Fabel schien ihm allerliebste, durchaus menschlich und voll Zauber. Das Stück sollte anfänglich den Titel »Die Kinder von Balsora« tragen. Er wollte es gleich hinter dem »Adepten« als zweites Lustspiel herschicken. Aber der Anfang verzögerte sich. Das Thema des Stückes belud sich ihm mit persönlichen Problemen und riß ihn in einen heftigen Wirbel. Dazwischen drängte sich das nie fertiggeschriebene Befreiungsstück »Mancher Umweg ist keiner«, dessen Titel für G. so außerordentlich charakteristisch ist. Auf der Leihalde nahm er dann die Dichtung energischer in Angriff und formte deren Menschen nach seinem Bilde. Aber noch im Juli 1895 lag ihm das Stück unvergoren auf der Seele. 1896 wurde der dritte Akt, 1897 der vierte fertig. Der Torso fiel ihm im November 1899 wieder in die Hände und — erfüllte ihn mit Verzweiflung. »So gut und so groß manches darin ist, so seh ich doch mit Sicherheit, daß ich zwar manchmal dichten kann, aber kein Dichter bin.« Im Dezember 1900 packte es ihn von neuem. Mehrere Nächte hintereinander arbeitete er von 1 Uhr an, um das Riesenkind zur Welt zu bringen. Jubelnd schreibt er am Weihnachtsabend:

Der große Wurf ist mir gelungen,
Um den ich sieben Jahre rang
Ich hab mein Schicksalslied gesungen,
Und — glaub ich — keine Saite sprang.

Er denkt an den Titel »Morgenland«, d. h. das Land von Morgen oder des Morgens einer Menschheit. Im Januar 1901 entdeckt er, daß er die beiden ersten Akte nicht brauchen kann. Er hält sich an die Umarbeitung, und es gelingt ihm eine großartige Szene. Ibrahim wird der Kündler seiner Gedankenwelt. Unter freudvollem Erfinden bringt er das Stück, dem er jetzt den Namen »Edelwild« gibt, gegen Jahresschluß zu Ende. Es erscheint noch im selben Jahr in Freiburg bei F. Fehsenfeld im Druck und wird im Dezember dem Freiburger Stadttheater eingereicht, — aber abgelehnt. Dagegen winkte ihm zwei Jahre später eine Aufführung am Lessingtheater in Berlin, mit Kainz in der Hauptrolle. Im November 1903 verhandelte G. persönlich mit Direktor Neumann-Hofer, — um dann plötzlich das Stück zurückzuziehen. Es widerstrebte ihm bis aufs Blut, sein Persönlichstes vor der Welt bloßzulegen. Auch wollte er sein Leben (mit dem es wie immer finanziell schlecht stand) nicht auf diese »verheite Sache« gründen, sondern lieber reinlich verkommen. — Auch nur mit äußerster Überwindung hat er ab und zu in der »Jugend« unter dem Namen Zeno Aphorismen veröffentlicht.

Zwischen dem »Edelwild« hatte er in kurzer Zeit seine andere Bekenntnisdichtung geschrieben: »Fortunatas Biß«. Das war im Mai 1898. Das Stück wurde — obwohl nie vollendet — sein reinstes Gedicht und zeigt am klarsten, daß bei ihm das Drama an die Stelle der Lyrik (im Sinne der persönlichen Aussprache) trat. Der Traum von der ungekannten Geliebten gewinnt hier Gestalt. Seine glühende Anteilnahme am spanisch-amerikanischen und am Burenkrieg schlägt mit einer flammenden Heroika hinein. Wohl gerade deshalb hatte er mit einer Wirkung auf den Kaiser gerechnet. Wie eine Brandrakete wollte er das Gedicht auffliegen lassen. In Berlin, wo er es (November 1899) vorläufig

abschloß, ließ er es mittels Schreibmaschine vervielfältigen und verzichtete, um die Arbeit zu bezahlen, auf den neuen Anzug, in dem er nach Holland und zu den Buren hatte reisen wollen. Da kam der für ihn typische Rückschlag. Er hielt das Werk plötzlich für eine Mißgeburt und hätte es am liebsten verbrannt. Jedenfalls blieb es von da an lange Jahre verborgen. Anfang 1905 dachte er ihm einen Mittelakt zu geben und unter Aufarbeitung des Vorliegenden ein dreiaktiges Lustspiel (im höchsten Sinne des Wortes) daraus zu machen. Im März 1906 suchte er den Schluß umzudichten; im Mai las er einige Szenen im Freundeskreis und freute sich an der darin steckenden dramatischen Kraft. — Die »Heimatliche Kunstpflege« Karlsruhe führte das Werk am 10. Dezember 1912 mit tiefgehendem Erfolg auf. (Vgl. »Bühne und Welt«, 16. Jahrg., Nr. 14. Hamburg 1914.)

Durch sein bisheriges dichterisches Schaffen war G. zu der Überzeugung gelangt, daß er selber zu sehr in seinen Werken stecke und daß er heraus müsse. Er dachte jetzt an Themen von nationaler und allgemein menschlicher Bedeutung; Gracchus, die Amelungen, Hutten, der Reichsschmied, Buddha, ja gar ein »Menschensohn« rücken in sein Sehfeld. Aber zuletzt entschloß er sich wieder zu einem Lustspiel; er hoffte freilich mit dieser Gattung so eindringlich zu wirken als andere mit dem Tragischen. Die neue Dichtung sollte für ihn nur ein Zwischenspiel werden, eine Schule in der objektiven Gestaltung, bis er seine Natur so weit gebändigt habe, um die künstlerische Maske vor sein eigentlichstes Lebenswerk zu stecken. Sein Freund, der Universitätsprofessor Wetz — ein Bodenreformer wie G. —, lenkte ihn auf Lope de Vega, und er blieb an dessen »Gärtnershund« (*El perro del hortelano*) hängen, den er in französischer Übersetzung las. Unter körperlichem Leiden wurde die »M a u s e r u n g« — wie er das Stück taufte — weit über die Possenhaftigkeit der spanischen Anlage hinausgeführt; der Stoff wurde deutsch und tief gesättigt, aber mit graziöser Leichtigkeit und heller Laune gemeistert. Im Jahre 1906 wurde es unter Nichtachtung der körperlichen Bedrängnisse fertiggedichtet, dann gebessert und umgearbeitet. Belebend quoll ihm der Strom entgegen, von der Kritik des Freundes Wetz (der »Wehmutter«) eingedämmt. Im Januar 1907 konnte er es den Freunden vorlesen; »die Kinder sie hörten es gerne«. Nach der Ablehnung des Stückes durch das Königl. Schauspielhaus (Mai 1907) begann eine nochmalige Umarbeitung. In heißen und glücklichen Stunden wurde das Gedicht hingbracht, und am 11. Februar 1908 konnte G. befriedigt einer Freundin schreiben: »Der Teufelsbraten — ist sicher jetzt gut geraten.« — Der Erfolg der Uraufführung am Karlsruher Hoftheater (19. September 1908) gab dem Dichter recht; aber er weilte seit fünf Monaten nicht mehr unter den Lebenden.

Inzwischen ist außer seinen Dramen, Gedichten und Aphorismen auch eine Auswahl aus seinen Tagebüchern und Briefen ans Licht getreten. Deren Urschrift bewahrt die Freiburger Universitätsbibliothek unter Schloß und Siegel. Noch ist die Zeit für ihre unerbittliche Offenheit nicht gekommen. Neben den positiven Erkenntnissen, die allerdings nur für ernsthafte Studierende des Lebens niedergelegt sind, decken sie auch die Gefahr auf, die darin liegt, daß der einzelne sich zu tief in sich selber verrennt. Nicht ohne Schauer wird man mitansehen, wie G., ein Gegner der Vivisektion an Tieren, hier eine seelische Selbstsezierung vornimmt, die neben der Klärung und Befreiung auch eine Lähmung der seelischen Funktionen mit sich bringt. Im Durchdenken über-

wand er rein dialektisch seine Nöte, ohne doch davor sicher zu sein, daß sie ihn nicht zu anderer Stunde wieder peinigend anfielen. Erhebend freilich wirkt der Schluß der Tagebücher und Briefe. Da dokumentieren sich eine Ruhe und ein Überwundenhaben, die uns die tröstliche Gewißheit verleihen, daß G. als Sieger vom Kampfplatz abgetreten ist, so wie in all seinen Dichtungen der Held in glorreichem Aufstieg, von Schmerzen gehöhnt, den Lorbeer erringt.

Werke: 1. Gesammelte Werke, hg. von Roman Woerner. 3 Bde. München bei Beck, 1911. Im 1. Bd. Bildnis und biographische Einleitung (100 S.). 2. Tagebücher und Briefe, hg. v. R. Woerner. München 1914. (Tagebücher 1894—1908. Briefe 1891—1908.) 3. Kalendergeschichten und anderes, hg. v. R. Woerner. München, Beck, 1914. Über die Einzelangaben vgl. den Text.

Literatur: 1. M. Bittrich, E. G., in: Illustr. Zeitung, Leipzig, 30. April 1908 (mit Bild). 2. W. Wetz, Dem Gedächtnis eines deutschen Dichters, in: Tögl. Rundschau, Beilage, hg. v. Manz, 1908, Nr. 229. 3. A. Geiger, E. G., ein deutscher Lustspieldichter, in: Lit. Zentralblatt, Beilage »Die schöne Literatur«, 1908, Nr. 22/23. 4. K. Hesselbacher, E. G., ein süddeutscher Charakterkopf, in: Bremer Beiträge zum Ausbau der Kirche, 4, 1909, S. 43/54. 5. K. Hesselbacher, Silhouetten bad. Dichter. Heilbronn 1910, S. 82—99 (mit Bild). 6. R. Treu, E. G., in: Rheinlande 1910, S. 395. 7. P. Fechter, E. G., in: Literar. Echo 8, 1910/11, Sp. 772—776 (mit Bild). 8. G. Manz, Der Dichter und Bauer E. G.: Velhagen und Klasings Monatshefte XXVI, 1911 (Sept.). 9. A. Horneffer in: Die Tat, 1911, III, S. 165—172. 10. M. Heimann, E. G. Ein Blatt der Erinnerung: Die Neue Rundschau. Berlin 1911, I, S. 269—273. 11. H. H. Ehrler, Frankf. Ztg. 1911 Nr. 344. 12. W. Rath, Tragische Begabung: März, 17. Febr. 1912, Nr. 253/260. 13. A. Fendrich, E. G.: Bühne und Welt XVI, 1913, Nr. 5, S. 195—201 (mit Bild). 14. G. Langhoff, E. G. als Baumeister. Erinnerungen: Bühne und Welt 1913, S. 228/230. 15. H. A. Krüger, E. G.: Eckart VII, 1912/13, S. 269 bis 273. 16. W. Wetz, E. G. Ein Nachruf: Freiburger Zeitung 1908, Nr. 104. 17. R. Woerner, An E. Gött's Grabe: Frbgr. Zeitung 1908, Nr. 110. 18. W. Rath, Der reine Idealist (E. G.): Über Land und Meer 1912, Nr. 22 (mit Bild von E. G., seinem Landhaus und seinem Wohnzimmer). 19. W. Rath, Mutter Gött: Gartenlaube 1912, Heft 32, S. 505/7 (mit Bild von Gött, seiner Mutter und der Leihalde). 20. G. Manz, Ein Student der Menschheit: Westermanns Monatshefte LIX, 8. 1915. 21. W. E. Oeftering, E. G. und Anton Fendrich: Lit. Echo 17, 1915, Heft 17.

Der Kuriosität halber sei noch angeführt, daß in dem Abschnitt Literatur des offiziellen Werkes »Das Großherzogtum Baden«, Bd. I, Karlsruhe 1912, Emil Gött nicht genannt ist, wie auch das Karlsruher Hoftheater bis jetzt nur die »Mausering« gebracht hat.

Bilder: Vgl. oben bei Literatur. — Ein von Michel Koch, einem Verwandten Gött's, gemaltes Porträt ist reproduziert in: Max Oeser, Michel Koch, ein deutscher Maler. Mannheim 1913. S. 20/21.

Karlsruhe (Baden).

W. E. Oeftering.

Widmann, Josef Viktor¹⁾, * 20. Februar 1842 in Nennowitz, † 6. November 1911 in Bern, ist als Sohn österreichischer Eltern in der Nähe von Brünn geboren. Über seinem Eintritt ins Leben liegt der Schimmer eines romantischen Abenteuers. Sein Vater (* 1816) war Konventuale des Zisterzienserklosters Heiligenkreuz bei Baden in Niederösterreich. An einem Sommertage des Jahres 1841 wurde in einer geschlossenen Burgkapelle unweit von Heiligenkreuz Bruder Otto mit einem in der Nähe in der Sommerfrische sich aufhaltenden tapferen Mädchen heimlicherweise von einem Freunde getraut, worauf er in seiner

¹⁾ Totenliste 1911, Bd. XVI, 84*.

Mönchskutte wieder in das Haus der Entsagung zurückkehren mußte, um erst nach einiger Zeit aus dem Kloster und der Heimat zu flüchten.

Die beiden waren Wiener Kinder und die Musik hatte sie zusammengeführt: ihn hatte einst auf der Schule Franz Schubert in die Musik eingeführt, so daß später der junge, auffallend stattlich gewachsene Mann, vor dem die Wachen, weil sie ihn für einen in Zivil gekleideten Offizier hielten, zu präsentieren pflegten, nach Ablegung des Profeß nicht bloß Dogmatik im Kloster lehrte, sondern auch das Amt eines *Regens chori* übernehmen konnte; sie hingegen, die Tochter des angesehenen Wiener Buchhändlers Franz Wimmer, blieb ihr Lebenlang darauf stolz, daß sie einst in Mödling vor Beethoven auf dem Klavier hatte spielen dürfen und sich das Wohlwollen des Gewaltigen erworben. Als der Mönch jene vor Staat und Kirche gleich strafbare Ehe einging, war er innerlich mit den Dogmen des Katholizismus bereits zerfallen. Auf den frommen Glauben des jungen Theologieprofessors hatte die Lektüre von Strauß' »Leben Jesu« derart zersetzend gewirkt, daß ihm der vollständige Bruch als eine unabwendbare Notwendigkeit erschien. Und so war denn Bruder Otto eines Tages aus dem Kloster verschwunden. Er begab sich in die Schweiz. Das nahe der deutschen Grenze gelegene Städtchen Liestal, das sich kurz zuvor in blutigen Kämpfen von Basel losgetrennt und zum Hauptort eines besonderen Kantons erklärt hatte, zog damals aus aller Welt heimatlose Revolutionäre an, denen es weitherzige Gastfreundschaft bot. Dahin wandte sich der flüchtige Mönch, entschlossen, ein neues Leben zu beginnen. Von einem Sohne Heinrich Zschokkes in die protestantische Kirche eingeführt, bald auch unter die Bürger der Landschaft Basel aufgenommen, fand er rasch eine Lehrerstelle in einem Dorfe des Kantons Bern und wurde hierauf im Frühjahr 1845 zum Liestaler evangelischen Pfarrer gewählt. Seine Frau hatte indessen auf dem Gute eines Paten, in dem mährischen Dorfe Nennowitz, Zuflucht gefunden und dort den späteren Dichter zur Welt gebracht. Mit dem Kindchen folgte sie nun dem Geliebten in die Ferne nach.

In dem Liestaler Pfarrhaus wurden die österreichischen Traditionen gepflegt, als deren sichtbarstes Symbol der letzte Flügel Beethovens die Räume schmückte, ein Gegenstand scheuer Verehrung für Eltern und Kinder. Das Pfarrhaus wurde bald zu einem geistigen Mittelpunkte für Einheimische und Fremde, die es durch seinen Ruf anlockte, und versammelte insbesondere an Sonntagen Musikfreunde, denen es Genüsse nicht alltäglicher Art bot. In Musik und Poesie wuchs denn auch der Knabe auf, dessen Phantasie frühzeitig in der Märchenwelt eine Heimat fand. Er wurde ein Vielleser, der die Bücher verschlang. Linkisch und scheu, durch sein unschweizerisches Wesen vom Verkehr mit gleichaltrigen Kameraden ferngehalten, schuf er sich aus den durch die Lektüre vermittelten Bildern ein phantastisches Wunderland, in dem er sich wohl fühlte. Früh schrieb er Verse. Auf dem Basler Pädagogium (humanistisches Obergymnasium) wurden Jakob Burckhardt und Wilhelm Wackernagel seine Lehrer. Wackernagel sah es gern, wenn ihm der begabte Schüler seine Aufsätze in gebundener Form vorlegte. Er ließ es nicht an Ermunterungen fehlen. Burckhardt sowohl wie Wackernagel zogen den Jüngling an sich heran und zeichneten ihn aus. Beiden bewahrte W. ein dankbares Andenken. Besonders Wackernagel fühlte er sich Zeit seines Lebens für die gewissenhafte Art verpflichtet, mit der der große Lehrer die schriftlichen Arbeiten geprüft und

besprochen hatte, und für die Peinlichkeit, mit der er auf Reinheit des sprachlichen Ausdrucks gedrungen. Er hat nachmals Wackernagels lautere Persönlichkeit in einem Nekrolog (»Sonntagspost« von Abr. Roth, Bd. 6, Bern 1870, S. 18 f.) liebevoll gewürdigt und dem Toten in tiefempfundenen Strophen (»Gedichte« S. 49) gehuldigt.

Die Eindrücke der Knaben- und Gymnasialzeit haben sich W. tief eingeprägt. Liestal und seine Umgebung, das Pfarrhaus mit seinen Bewohnern bilden den Hintergrund, auf dem sich die meisten seiner Erzählungen und Dichtungen abspielen, und als Pfarrerssohn Sabinus oder Bin lebt der phantastische, in der wirklichen Welt sich schwer zurechtfindende Träumer fort.

Nach Absolvierung des Pädagogiums (Frühjahr 1861) läßt sich W., dem der Beruf seines Vaters von früh auf lieb geworden war, an der Basler Universität als *Stud. theol.* immatrikulieren. In diese Zeit fällt der Beginn eines Freundschaftsbundes, den W. ein halbes Jahrhundert lang treu pflegte und der für seine ganze geistige Entwicklung von nicht leicht zu überschätzender Bedeutung wurde. In dem um drei Jahre jüngern Liestaler Landsmann Carl Spitteler, der dazumal noch auf der Schulbank saß, trat dem angehenden Theologen ein genialer Selbstdenker entgegen, der schon mit sechzehn Jahren zyklopische Gedankenwelten in sich wälzte und dem in der harmonischen Pfarrhausatmosphäre Aufgewachsenen ein geistiger Erwecker und Anreger wurde. Das Freundschaftsverhältnis in diesen ersten Jahren gemahnt in seiner grenzenlosen Hingabe und seinem schwärmerischen Ausdruck fast an die romantischen Freundschaften des achtzehnten Jahrhunderts; Dichter wie Heinse und Jean Paul waren denn auch die Lieblingsschriftsteller der beiden Freunde, in deren poetischen Gestalten sie sich wiedererkannten.

Auf das erste Basler Theologenjahr folgten vier Semester in Heidelberg. Hier vollzog sich die entscheidende Wandlung in W.s Seele. Der naive Glaube an die Wahrheiten der christlichen Kirche gerät ins Wanken, und eine tiefe Kluft eröffnet sich zwischen dem eigenen Denken und den Lehren, die der junge Adept der Gottesgelahrtheit zu vertreten hat. Gleichwohl verharret er bei der Theologie, dem sanften moralischen Zwange väterlicher Überredung sich fügend, aber er widmet sich fortan, in Heidelberg unter Eduard Zeller, zuletzt in Jena, wohin ihn die Nähe Weimars zieht, bei Kuno Fischer mehr philosophischen als theologischen Studien. Vor allem jedoch lebt er in der Poesie, deren äußere Formen er früh mit erstaunlicher Leichtigkeit und Virtuosität handhabt. Schon der Zwanzigjährige klopft mit einem Drama am Wiener Burgtheater an, das ihm erst nach einem halben Jahrhundert seine Pforten öffnen sollte. In Heidelberg findet er an Henriette Feuerbach eine liebevolle Förderin seiner poetischen Pläne. Die außerordentliche Frau tritt dem ihr durch eine Basler Freundin, eine Tochter Lotte Kestners, empfohlenen Musensohne mit Verständnis entgegen, läßt sich nicht verdrießen, seine Arbeiten zu kritisieren, und bleibt ihm eine unbestechliche Beraterin, auch nachdem er Heidelberg längst verlassen. Er hat später ihre Gestalt in sein Pfarrhausidyll verwoben und die Erinnerung an sie in dankbarem Herzen gehegt: »Dem Andenken der deutschen Griechin« sind die »Modernen Antiken« gewidmet, und das lebendige Bild, das er von ihr nach ihrem Hinscheid entworfen, ist jetzt unter die »Ausgewählten Feuilletons« (S. 176) gerettet.

Gegen Ende des Jahres 1863 tritt W. zum ersten Male mit einer Dichtung

an die Öffentlichkeit, einer dramatisierten Bearbeitung des Märchens von Musäus »Der geraubte Schleier« (Winterthur 1864). Das Büchlein, das Wackernagel gewidmet war, zeigte bereits die sichere Technik, die an Shakespeares früh gelesenen Komödien geübte Phantasie und die von Goethes Dramen beeinflusste Verssprache. Rasch folgten auf den Erstling »Iphigenie in Delphi« und »Erasmus von Rotterdam« (beide Winterthur 1865), letzteres einzierliches Dramolett aus der Reformationszeit, das vor den Kulissen der altrömischen Trümmer der Augusta Rauracorum einen Augustinermönch auf Freiersfüßen zeigt und die Zölibatsfrage durch den ängstlichen Erasmus zu allgemeiner Befriedigung lösen läßt. Die »Iphigenie«, die, ohne Kenntnis von Halms Drama, sich mit der Treue eines Jüngers an das Goethische Schema in der »Italienischen Reise« hält, zeigte den Verfasser, trotz der Anlehnung, bereits als einen Könnner und rückte ihn in die vorderste Reihe der schweizerischen Dichter.

Dem Dichter lächelte hold das Glück. In Winterthur lebte damals eine Tante Spittlers, die, nach zwei Ehejahren in Bombay verwitwet, in die Heimat zurückgekehrt war und durch ihre reiche Natur und ihre musikalische Bildung den genialen Neffen an sich fesselte, der ihr später in einer Dichtung (»Eugenia«) ein strahlendes Denkmal setzte. Widmann wird durch den Freund bei ihr eingeführt; sie befördert das erste Büchlein des jungen Poeten in den Druck; ein Jahr später ist sie mit dem Theologiekandidaten heimlich verlobt, der sich beeilt, im Sommer 1865 in Basel das theologische Staatsexamen zu bestehen, um bald darauf Frau Sophie Brotbeck zu der Seinigen zu machen. Was die kluge, um einige Jahre ältere, mit seltenen Gaben ausgestattete Frau, die ihn fortan auf seinem Wege begleiten und nur um drei Wochen überleben sollte, dem jungen, im Leben noch nicht fest stehenden Dichter geworden ist, das hat Spittler nach ihrem Hingang beredt geschildert; sie wurde sein guter Genius und ging in ihm mit ihrem ganzen Wesen auf.

Nach einem halben Jahre stillen Glückes in der »Pflanzschule« bei Winterthur siedelt W. mit seiner Gattin nach Liestal über, um dort provisorisch, bis sich ihm eine Pfarrerstelle bieten würde, das Amt eines Organisten und Musikdirektors zu versehen. Seine Poesie aber stellt er in den Dienst religiöser Kämpfe. Es war die Zeit, wo die Reformtheologie innerhalb der protestantischen Kirche sich regte und allenthalben um ihre Existenz schwer zu ringen hatte. In der Schweiz hat sie als Erster ein junger Pfarrvikar des Kantons Zürich ins praktische Leben einzuführen versucht: Salomon Vögelin, nachmals besonders als Kunsthistoriker der Züricher Universität und als radikaler Politiker bekannt geworden. Seine Predigten in Uster erregten im Lande ungeheures Aufsehen, Ärgernis bei der Orthodoxie, die nach einem Ketzergericht rief, Jubel bei den Freigesinnten. W. hatte schon als Student dem mutigen Prediger seine Sympathien ausgedrückt und einen freundschaftlichen Briefwechsel mit ihm angeknüpft. Jetzt, in der Bedrängnis, da die Wogen des Kampfes gar gewaltig tobten, suchte er dem Freunde mit einem Drama beizuspringen, das die Herrschgelüste der Kirche geißelte und offen auf die Ereignisse der Gegenwart anspielte: »Arnold von Brescia« (Frauenfeld 1867; erschienen 1866) ist eine Tendenzdichtung, die sich aber allerdings von den kirchlichen Kämpfen bereits zu allgemeinen Fragen des Daseins aller Kreatur erhebt. Leidenschaftlich erregt durch die Unduldsamkeit der Orthodoxie, stellt W. gleichzeitig auch in Tagesblättern und Zeitschriften seine Feder in den Dienst der Glaubensfreiheit, trägt

sich mit dem Gedanken, noch einen andern Glaubensstreiter, den Neapolitaner Bernardo Occhino, zum Helden einer Tragödie zu machen und den in seiner eigenen Brust lebenden Gegensatz von Bekenntnisdrang und Freude an sinnlicher Schönheit in die Zeit der italienischen Renaissance zu verlegen. Auch ein Zyklus kirchengeschichtlicher Novellen wird geplant, von denen jedoch nur eine, im Kanton Basel gegen Ende des 17. Jahrhunderts spielende — »Irmenholzer« — ausgeführt und in einer Berner Zeitschrift (»Alpenrosen« 1868) gedruckt wurde. Er entfernt sich immer weiter von den Bestrebungen seiner theologischen Genossen, bezeichnet sich gelegentlich geradezu als einen »moralisierenden Fanatiker der ἀπιστία« und entwirft den Plan zu einem Roman, dessen Titel schon alles sagen sollte: »Der gottselige Atheist«. Die »Parzival«-Dichtung in Terzinen, die im folgenden Jahr entsteht und die freilich auf Spitteler und Burckhardts Anraten nie veröffentlicht wurde, ist aus den gleichen kirchenfeindlichen Tendenzen erwachsen, die auch das treibende Motiv für eine ebenfalls unterdrückte Komödie, »Die Maulwürfe«, waren. Als die reifste Frucht jedoch dieser fast ganz in Kampfesstimmung aufgehenden Jahre ist der »Buddha« (Bern 1869) anzusehen, der Erbe Parzivals, die ergreifendste Dichtung des jungen Widmann. Wohl spürt man in ihr wenig vom Geiste des indischen Sakyamuni, allein das subjektive Pathos der Erlösung, das Ringen um eine glücklichere Menschheitszukunft lebt darin so stark, daß man diese in der Form vielleicht zu glatte und in der Wahl des Metrums nicht glückliche Stanzendichtung doch immer als ein Zeugnis der ernsten, das Leid der Welt tief mitfühlenden Natur des Dichters neben seiner »Maikäferkomödie« und dem »Heiligen« nennen wird.

Nur eine Dichtung dieser Jahre blieb von der Theologie unberührt: das helvetische Drama »Orgetorix« (1867), die Verherrlichung des großen Genius, vor dem sich der geringere willig beugt — eine stille Huldigung, die Widmann seinem Freunde Spitteler darbrachte, in dem er schon damals den überragenden Dichter bewunderte, ungeduldig den Tag herbeisehnend, an dem der Freund mit einem vollendeten Werke die Welt auf die Knie zwingen würde.

Während »Orgetorix« noch in Liestal entstanden, ist »Buddha« erst in Bern vollendet worden, wohin W. im Herbst 1868, sechsundzwanzigjährig, als Leiter der höheren Töchterschule berufen worden war. Das vorausgegangene Jahr war dasjenige, das ihm wohl die schwersten Konflikte seines Lebens bereitet hatte: seit Mitte 1867 hatte er, nach mehreren fehlgeschlagenen Versuchen ein Pfarramt zu erlangen, die Stelle eines Pfarrhelfers des Kantons Thurgau inne und mußte bald hier bald dort an Sonntagen predigen, trotz seines Hasses gegen den Priesterrock. Er hatte sich, um vor sich selber keine Kompromisse einzugehen, eine Anzahl Predigten ausgearbeitet, die das Kirchliche vermieden und nur das rein Ethische der Worte Christi entwickelten und die er an den verschiedenen Orten, wohin er gerufen wurde, wiederholte. Aber bald befriedigte ihn ihr Inhalt nicht mehr, er warf dies und jenes hinaus, bis schließlich der Vorrat auf bloß drei magere Predigten zusammenschrumpfte. Den damaligen Gottesdiener hat W. selbst vier Jahrzehnte später in seinem Pfarrer Lux, im Vorspiel zum »Heiligen«, getreu geschildert. Wie Lux hatte auch er — in der Kirche zu Oberwinterthur — einst an einem Weihnachtsmorgen Krähen mit dem Abendmahlsbrot gefüttert. ... Man begreift es, daß man diesem sonderbaren »Helfer« kein Pfarramt anvertrauen mochte und daß W., dessen Natur nichts

so verhaßt war wie die Lüge, es als eine Erlösung empfand, als er das nur aus Not übernommene Helferamt endlich wieder abgeben konnte und einen Wirkungskreis zugeteilt erhielt, dem er Liebe entgegenbrachte. Neben der provisorischen Leitung der Schule, die bald ganz in seine Hände überging, hatte er noch in den höheren Klassen Literatur, Poetik und Musiktheorie vorzutragen, aber auch den Konfirmandenunterricht zu erteilen, dem er sich sogleich mit großem Ernste zuwandte, indem er auch hier jeden Kompromiß verschmähte. Er lebte sich schnell in den Schulbetrieb ein und fand trotz der Überladung mit achtundvierzig wöchentlichen Unterrichtsstunden im ersten Winter noch Muße, die sechs Tausend Verse des »Buddha« niederzuschreiben. Mit Begeisterung hingen die Schülerinnen an ihrem Lehrer, und die Anstalt erfreute sich unter seiner Leitung bald auch im Auslande großen Ansehens, so daß ihr besonders aus den freier gesinnten Ländern des Nordens, aus Schweden, Finnland und den baltischen Provinzen, alljährlich zahlreiche Schülerinnen anvertraut wurden.

* * *

Unter dem Drucke der Pflichten, denen er die Stunden für die Poesie abringen mußte, bemächtigt sich W.s in den nächsten Jahren ein fieberhafter Drang, nach poetischen Stoffen zu suchen, um einen ausfindig zu machen, der seiner Naturanlage angemessen wäre und dem er sich ohne Experimente mit Muße widmen könnte. Er durchstöbert alte Geschichten und Chroniken und verwirft heute, was er gestern voll Zuversicht ergriffen. Bald sind es historische Stoffe, wie sie damals jeder Epigone zu einem Jambendrama verarbeitete: Spartacus, Columbus, Mahomet, König Roderich; bald ein shakespeareisierendes Drama nach Plutarch, etwa ein Perikles, oder, unter der Einwirkung des deutsch-französischen Krieges, ein schweizerisch-patriotischer Stoff wie der von den Verbannten von Morgarten. Daneben melden sich immer wieder Künstlernovellen, etwa Ariosts Jugendgeschichte oder Tasso in San Onofrio; auch eine moderne, am Comer See spielende Novelle in Versen, eine Verherrlichung des Grillparzerschen Ideals des stillen Friedens, wird erwogen. Die Idylle lockt und sucht Napoleon auf Elba, Mose bei Jethro oder den in die Wirren der französischen Revolution verwickelten Georg Forster, dessen Gestalt dem Dichter durch Henriette Feuerbachs feinsinnige Biographie nahegeführt wird, unter den Otahaitimädchen auf. Der biblische Stoff siegt über die andern, und ein pastorales Gedicht entsteht (»Mose und Zipora«, Berlin 1874), dessen schön klingende Ottaverimen gleich ruhig dahinfließen, ob sie das Glück auf Erden oder die mit schalkhaftem Humor durchsetzten Szenen im Himmel schildern. Das Idyll der eigenen Jugend wird aufs neue lebendig, seitdem in das traute Pfarrhaus zu Liestal nach dem Tode beider Eltern fremde Menschen eingezogen sind: liebevoll wird das Pfarrhausidyll »An den Menschen ein Wohlgefallen« (Zürich 1877) ausgemalt, nicht bloß durch den Hexameter, sondern auch durch das Hineinstellen der Liebesgeschichte vor einen aufgewühlten Hintergrund an »Hermann und Dorothea« gemahnend (er liest voll Entzücken im Sommer 1872 die Goethische Dichtung nicht weniger als viermal während einer Woche). Die Lektüre Lopes und Calderons befruchtet des Dichters Phantasie, und er bemächtigt sich der *gran Cenobia*, um sie während eines Jahrzehnts bald episch, bald dramatisch zu wenden und schließlich mit Hilfe Boccaccios zu bezwingen

(»Die Königin des Ostens«, Zürich 1880). Auch der Önone-Stoff, den er Ende der 60er Jahre bei Apollodor findet, bedarf eines vollen Jahrzehnts, um den Dichter ganz zu erfüllen und jene edle Form zu erlangen, die selbst einem Gottfried Keller, mit dem Widmann inzwischen in freundschaftliche Beziehungen getreten, Anerkennung abgewinnt (1880); freilich das ersehnte Glück einer Aufführung am Burgtheater, die der gleichnamigen Dichtung des Frhrn. von Berger Anfang der 70er Jahre beschieden war, bleibt Widmanns »Önone« versagt. Eine Weile reizt ihn die unglückliche Heldengestalt Don Juand'Austrias, dessen Leben er in einem Romanzenzyklus besingen will; doch gedeiht die Arbeit nicht über die Kindheitsjahre hinaus und bleibt in einem schweizerischen Almanach vergraben. Die Dramatisierung von Kleists »Zweikampf« wird versucht und gegen Eduard v. Hartmanns Philosophie ein Gedicht im Stile von Byrons Childe Harold geplant, das drei Pessimisten auf ihrem Bekehrungswege vorführen sollte. Die enge Verbindung mit Hermann Götz lockt dem stets Bereitwilligen die Bearbeitung der »Zähmung der Wildspenstigen« (1872) für einen erfolgreichen Operntext ab, wie er denn auch an desselben früh verstorbenen Komponisten Oper »Francesca Rimini« Anteil hat und sich noch später durch Ernst Frank zur Bearbeitung des Shakespeareschen »Sturm«, durch Ignaz Brüll zur Dramatisierung eines Märchens von Hauff (»Das steinerne Herz«) bewegen ließ. Am wohlsten aber fühlt sich W., wenn er einen Ritt ins alte romantische Land tun darf. Zwar das im ariostischen Stil geplante Märchen von den Schicksalen des Rosses Bayard nach dessen vermeintlichem Tode in den Wellen der Seine wurde später aufgegeben, doch die glanzvolle Stanzendichtung »Kalospinthechromokrene oder Der Wunderbrunnen von Is« (Frauenfeld 1871) läßt zur Genüge das Glücksgefühl erkennen, das den »Messer Lodovico Ariosto Elvetico« erfüllte, wenn er auf den Bahnen des großen Italieners wandelte. Ariost, Byrons Don Juan und Wieland haben an dieser sonnigen Dichtung gleicherweise Anteil. Sein eigentliches Lebenswerk, als das sie ursprünglich gedacht war, ist sie allerdings nicht geworden: dazu war der Gehalt jener bretonischen Sage, die er den romantischen Abenteuern zugrunde legte, nicht schwerwiegend genug. Doch W.s eigenste Fähigkeit, einen gegebenen poetischen Stoff mit anmutiger Heiterkeit weiterzuführen und an den Faden äußerer Erlebnisse die entzückendsten Reflexionen über Welt und Menschen zu reihen und das Entfernteste durch die unnachahmliche Grazie seines Verses behend zu verbinden — all das, was die reiche Beweglichkeit seines Geistes ausmacht, hat sich vereinigt, um in dieser mitten im Lärm des deutsch-französischen Krieges geschriebenen Dichtung ein kleines Meisterwerkchen zu erschaffen. — — —

Wahrlich, ein reicher Ertrag des Jahrzehnts, in welchem W. nach seinem eigenen Ausspruch mit der Schule verheiratet war, aber von seinem Liebchen, der Poesie, nicht lassen mochte. Zu Beginn des Jahres 1880 verlor er, nachdem die konservative Partei in Bern für eine Weile ans Ruder gekommen war, den Direktorposten; man hatte die Gelegenheit wahrgenommen, um den ungläubigen Mann, der den Frommen längst ein Dorn im Auge gewesen, abzusetzen. Die philosophische Fakultät der Berner Universität hat ihn daraufhin — »*pro pio Apollinis et Musarum cultu*« — zum *Dr. h. c.* ernannt, und gleichzeitig wurde ihm die Stelle eines literarischen Redakteurs am »Bund« angetragen, für den er bereits seit seiner Niederlassung in Bern Musikreferate geschrieben hatte.

So war W. über Nacht aus einem Pädagogen ein Journalist geworden, aus einem nur in den Mußestunden der Poesie Lebenden ein Zwangsschriftsteller. Die Wandlung bekam ihm nicht schlecht. Im Gegenteil: der Poet und der Journalist befruchteten einander. Und wenn schon allem, was W. bis dahin geschaffen, Beziehungen auf Zeitereignisse reichlich innewohnten, so konnte sich sein auf das Aktuelle gestellter Geist, dem unmittelbare Wirkung allzeit Bedürfnis war, jetzt erst recht ausleben. Er war ein geborener Schriftsteller, der nicht anders konnte als die Dinge, die ihm der Tag zuführte, sofort mit der Feder festhalten. So sind auch seine bisherigen Werke vorzugsweise Dokumentierungen dieses rastlosen schriftstellerischen Triebes, der ihm nicht erlaubte, etwa einer einzigen Dichtung sich jahrelang ausschließlich zu widmen, weil immer im Hintergrunde zahllose andere Pläne, aus der Lektüre gewonnen oder von der Welle des Tages herangeschwemmt, unwiderstehlich lockten. Der Übergang zur Tagesschriftstellerei bedeutete somit für W. keine wesentliche Änderung seiner bisherigen Schaffensweise; die Journalistik entsprach vielmehr seinen Neigungen, deren ungehinderte Entfaltung sie beförderte. Fortan wurde seine Produktion von dem Bedürfnis der Zeitung bestimmt, während das freie Dichten den seltenen Zeiten vorbehalten blieb, wo der Dichter ganz nur sich gehörte. Auch das war gut. Die dichterischen Werke wurden zwar spärlich, dafür aber eignete ihnen fortan in erhöhtem Maße sprühende Fülle, die auf ein langes Reifen deutete. Sie waren nicht mehr Kinder der Laune, von der Hand eines ungewöhnlich geschickten Mannes gefertigt, sondern Früchte ernsten Künstlerwillens, Werke, die erst dann in Angriff genommen wurden, wenn das Erlebnis, das sie geboren hatte, jahrelang immer wieder aus der Versenkung auftauchte und vom Dichter feste Formen verlangte.

Das Feuilleton, das der Redaktor fast ganz allein zu füllen hatte, und die belletristische Sonntagsbeilage, die ihm schon nach einem Jahr ebenfalls aufgebürdet wurde, mußten mit Erzählungen versorgt werden. So kommt es, daß, wenn W. bis zu seinem 39. Lebensjahre wohl über ein Dutzend poetischer Bücher, aber keinen einzigen Prosaband veröffentlicht hat, von jetzt an die Bücher in Prosa sich häufen und den seltenen Dichtungen schnell den Rang ablaufen. Reiseplaudereien wechseln ab mit breiten Erzählungen und kunstmäßig angelegten Novellen, während eigentliche »Feuilletons« nie zu einem Buche gesammelt wurden.

W. hat seine Erzählungen niemals hoch eingeschätzt. Er betrachtete sie meist als Futter für die Zeitungsleser und verglich die Zeitung mit dem Danaidenfasse, das nie gefüllt werden kann. Wenn er sie gleichwohl von Zeit zu Zeit in einem Bande sammelte (der früheste: »Aus dem Fasse der Danaiden«, Zürich 1884), so verhehlte er sich doch nicht, daß sie der Feuilletonart näher standen als der strengen Novellengattung, obschon seinem die Schwierigkeiten mit leichter Mühe überwindenden Geiste hie und da auch eine straff geführte, höheren Anforderungen genügende Novelle gelungen ist, etwa jene durch Reclams Bibliothek verbreitete, wie ein spannender Bericht sich lesende Geschichte aus dem Kriege der Spanier gegen Napoleon — »Als Mädchen« —, von der schon Gottfried Keller meinte, sie hätte von einem älteren spanischen Erzähler geschrieben sein können. Er bezeichnete sich selbst als Nachfahren »jenes als leichtfertig verschrieenen Schreibervolkes früherer Zeiten, das alles getan zu haben glaubte, wenn es sich und die andern vergnügte«. So geht er denn auch

meist von eigenen Erlebnissen aus oder knüpft an Reiseerinnerungen («Touristen novellen» 1893) oder sonst einen äußeren Anstoß an und führt den Leser rasch in den Fluß der Geschichte hinein. Selten daß er zu einer breit ausladenden Erzählung ausholt: etwa wenn er Jugenderinnerungen an die Liestaler Heimat jeanpaulisch mit behaglichem Pinselstrich ausmalt («Gemütliche Geschichten», Berlin 1890) oder wenn er für das ihm früh vertraute Motiv der bekehrten Apostel nach Jahren in einer Coleridge-Biographie den festen Boden findet, auf dem er eigene »pantisokratische« Träume in historische Ferne rücken kann («Die Weltverbesserer», Wien 1896). Humor herrscht in den meisten Geschichten vor, der sich aber selten zur Satire verdichtet, vielmehr einen Sonnenschein der Güte und des Verstehens über die Menschen und ihre Torheiten breitet. Zuweilen ist es bloß ein Schwank, auf einem einzigen lustigen Einfall aufgebaut. Wo aber tragische Töne angeschlagen werden, sind es immer ernste Probleme, die der Dichter kühn anfaßt und mit psychologischer Feinheit entwickelt: soziale Konflikte etwa («Die Patrizierin», Bern 1889) oder das Inzest-Problem («Ein Doppelleben»).

Wenn auch die Erzählungen naturgemäß vielfach verkleidete Selbstporträts bieten, so kommt doch die Persönlichkeit W.s unmittelbar zur Geltung in den Reisebildern und Feuilletons, wo die literarische Absicht scheinbar zurücktritt und der Autor ohne Maske mit dem Leser plaudert. Freilich strebt W. auch hier zuweilen lebendigere Einkleidung an. Sein erstes Wanderbuch, dessen Geschlossenheit von den späteren, reicher und glänzenderen, nicht wieder erreicht wurde, ist betitelt »Rektor Müslins Italiänische Reise« (Zürich 1881). Es ist noch vor W.s Eintritt in die Redaktion des »Bund« entstanden und zeichnet sich durch eine besondere Eigentümlichkeit aus: durch die Spaltung der Individualität des Autors. Eine Reise zu zweien wird geschildert, wobei aber dem Erzähler die Erlebnisse und Empfindungen seines leicht entzündlichen, zur Phantasterei neigenden Begleiters interessanter erscheinen als die eigenen. Durch die Übertragung persönlicher Züge auf den Rektor konnte sich W. viel freier geben als es sonst wohl vor fremden Lesern möglich gewesen wäre. Später fiel diese Rücksicht fort, und der täglich aus den Spalten des Feuilletons zu seinen Lesern Sprechende bedurfte keiner Einkleidungen mehr, selbst für sehr weitgehende Subjektivität. Gleichwohl hat er diese Figur des *alter ego* beibehalten für Erzählungen und intime Geständnisse, die in leichter Verhüllung vor einem andern als dem gewohnten Leserkreise vorgetragen wurden. Der Exrektor wurde mit ihm älter, siedelte sich mit der Zeit in Merligen, W.s bevorzugtem Plätzchen am Thuner See, an, büßte aber nichts von der jugendlichen Frische seines aufgeweckten Temperamentes ein.

Das Müslinbuch hat nicht viele Leser gefunden, während seine Nachfolger — ein halbes Dutzend — weit in der Welt herumgekommen sind und den Namen W.s, den heute sogar eines der dunklen Gäßchen der Lagunenstadt trägt, außerhalb der Landesmarken bekannt gemacht haben. Sie führen in die Alpen, durchziehen die Täler der Schweiz die Kreuz und Quer («Spaziergänge in den Alpen» 1885), erzählen einmal etwa auch von einer Reise nach Deutschland und der emporgeblühten Reichshauptstadt («Sommerwanderungen und Winterfahrten» 1896), wenden sich aber doch am liebsten immer wieder nach Italien («Jenseits des Gotthard» 1888), wohin es noch den Greis hinzieht, um auch den verrufensten Teil des gesegneten Landes («Kalabrien und Apulien» 1904) mit

eigenen Augen zu schauen. Noch das letzte Wanderbuch, dessen Titel — »Du schöne Welt!« (1907) — wie ein Abschiedsgruß voll Dank klingt, erzählt von einer Reise nach Neapel und von neuen Entdeckungen in der *Terra di lavoro*. Eine besondere Weihe unter den Italienbüchern umschwebt indessen jenes, in welchem W. seine wiederholten Reisen mit Johannes Brahms beschreibt (»Sizilien und andere Gegenden Italiens« 1897), dessen Andenken auch ein schönes, von großer Verehrung durchwärmtes Erinnerungsbuch gewidmet ist (»Johannes Brahms in Erinnerungen«, Berlin 1898).

Allen diesen Schilderungen, so verschiedene Gegenden sie auch vor den Leser zaubern, ist eines gemeinsam: sie spiegeln überaus klar und deutlich die Physiognomie eines außerordentlich anziehenden Mannes, dessen Auge durstigt die Schönheiten der Welt in sich aufnimmt und festhält, um sein Glück auch andern mitzuteilen. Kein Schwelgen in Entzückungen, sondern ein sicheres Erfassen und lebendiges Wiedergeben. Ein ungewöhnlich gebildeter Wanderer, der in allen Literaturen zu Hause ist und der sein Wissen stets gegenwärtig zur Hand hat, dem Assoziationen in Fülle zuströmen und der sie in anmutigster Form vorbringt. Er hält etwas auf Exaktheit und Vollständigkeit bei seinen positiven Angaben und ist darauf bedacht, dem Reisenden, der künftig in seinen Spuren gehen wird, mit nützlichen Ratschlägen zu dienen. Ein liebenswürdiger Zug ins Erzieherische ist so seinen Schilderungen eigen — nicht umsonst ist Rektor Müslin sein Begleiter. Allein der Wert dieser Reisebücher liegt jenseits aller solchen greifbaren Eigenschaften, und dies ist für sie am meisten bezeichnend: sie strahlen so viel Sonne aus, wie es in gleicher Stärke sonst nur Werke der Poesie vermögen. Man merkt, wie mächtig in W. das Dichterische stets wirkte, daß in seine Strömung alles gezogen wurde, was immer in seine Nähe kam. Doch die Augen, die die Schönheit gierig einsaugen, werden von der Lichtfülle nicht geblendet: sie sehen auch die Schatten, die die Dinge werfen. Wie grollt er den Machthabern in katholischen Ländern, die er für das viele Elend unter der Bevölkerung verantwortlich macht! Und wie flammt gar sein Zorn auf, wenn er, gerade auch in seinem geliebten Italien, Zeuge der Tierquälerei wird! Allein die Heiterkeit seines Gemütes überwindet rasch solche dunklen Stunden; bald ist sie wieder obenauf und füllt alle Welt mit ihrem Glücksgefühl. Wie seine Gegenwart jederzeit eine Glücksatmosphäre um sich verbreitete, so wirken auch diese Wanderbilder. Den Eindruck der lebendigen Persönlichkeit W.s vermitteln sie ganz besonders stark. Er selbst war sich dessen bewußt und schrieb an Gottfried Keller, als er ihm das früheste dieser Bücher überreichte: »Mir selbst ist es unter meinen Schriften in einem Sinne die liebste: es werden aus diesem Buche später meine Kinder am besten begreifen, was für eine Art Mensch ihr Vater gewesen.«

* * *

Die Reiseschilderungen waren natürlich festliche Ereignisse für das Feuilleton des »Bund«. Doch in den kleinen Spalten unter dem Striche sprach ja W. während dreier Jahrzehnte beinahe jeden Tag zu seinen Lesern! Selten daß man den »Bund« aufschlug, ohne auf einen J. V. W.-Artikel zu stoßen. Welche Unmasse von Leidenschaft und Begeisterung, von entsagungsvoller Liebe und Geist, von leuchtendem, sprühendem Geist in diesen in die Tausende gehenden Artikeln niedergelegt ist — davon eine genügende Vorstellung zu erwecken ist

fast unmöglich. In Vers und Prosa, in Dialogen und fingierten Briefen, in entzückendsten Plaudereien und in ernststen Abhandlungen trat Tag für Tag den Lesern der Zauber dieser seltenen Persönlichkeit entgegen. Das Feuilleton des »Bund« zeichnete sich während dieser dreißig Jahre durch ein so ausgesprochenes persönliches Gepräge aus, wie es wohl keine andere Tageszeitung je aufwies, Man fühlte sich an die berühmten Zeitschriften des 18. Jahrhunderts gemahnt, die ganz nur von einem Manne geschrieben waren und die man um dieses einen Mannes willen las: an den »Wandsbecker Boten« des alten Claudius, an Schubarts »Deutsche Chronik« — vor allem aber, schon wegen des höheren literarischen Niveaus, an seines Lieblings Wieland »Teutschen Merkur«. W. hatte sich im Untergeschosse des Berner Blattes wie in eigenem Hause eingerichtet. Er hatte das Feuilleton von Anfang an als eine Tribüne betrachtet, von der aus er über alles sprechen durfte. Nichts lag ihm ferner als sich auf das enge Gebiet der Literatur einzuschränken. Im Gegenteil: alles, was ihn innerlich beschäftigte, teilte er den Lesern mit. Sein Feuilleton bildete eine Zeitung innerhalb der Zeitung. Heute geißelte er die Mißstände in einer öffentlichen Anstalt oder kämpfte gegen die Prügelstrafe an, morgen befaßte er sich mit den »Sünden Gottes« oder mit der Religion im sozialistischen Zukunftsstaate, übermorgen gar griff er mutig in eine schwebende politische Frage ein, und seine Stimme klang wie das öffentliche Gewissen des Landes. Jedes erlittene Unrecht fand in ihm einen kampfbereiten Anwalt, der sich nicht scheute, gelegentlich selbst ein Geschworenenurteil im Feuilleton zu kritisieren. Besonders gegen das Pfaffentum, das katholische wie das protestantische, rannte der ehemalige Theologe immer wieder, bis in die letzten Jahre, leidenschaftlich an, bald in ernststen Auseinandersetzungen, bald in übermütigen Satiren. Dann wieder ließ er die Leser an seinen friedlichen Erlebnissen teilnehmen, ob es ein Sonntags-spaziergang mit einer merkwürdigen Himmelsbeleuchtung war oder ein neues Buch oder ein alter Schriftsteller, den er nach vielen Jahren zur Hand genommen. Er entwickelte seine Gedanken über philosophische Probleme oder erzählte von Ovid und der Idee des Vegetarismus bei den Alten oder wie schon bei Euripides die Frage der Emanzipation der Frau lebendig war, dann wieder nahm er etwa eine so komplizierte Gestalt wie Calvin vor, um zu versuchen, das Geheimnis ihrer Natur zu enträtseln, oder schilderte, was er Herrliches in einem sonst nicht gelesenen Buche von Goethe wie die »Annalen« entdeckt hatte. Die nie aussetzende Regsamkeit seines Geistes ließ ihn unzählige Themen anschlagen und für jedes eine besondere Vortragsart finden, so daß er, auch wenn er von den entferntesten Dingen sprach, seine Leser, bei denen er alles und nichts voraussetzte, stets zu fesseln wußte.

Den Löwenanteil im Feuilleton beanspruchte natürlich die Berichterstattung über die literarische Produktion der Gegenwart. Die Verdienste des Kritikers W. lassen sich gar nicht hoch genug einschätzen. Mit unverdrossenem Eifer nahm er Woche für Woche, Tag für Tag die vielen Romane, Dramen, Gedichte, und was ihm sonst von der Welle zugetragen wurde, in sich auf, um es gewissenhaft zu prüfen. Ich möchte bezweifeln, daß es je einen Kritiker gegeben habe, der in seinem Leben so viel Bücher rezensiert hat wie W. Seine Fähigkeit des Einfühlens war erstaunlich, noch erstaunlicher aber die Frische und Elastizität, mit der er sich täglich in eine andere Individualität vertiefen konnte. Er scherzte selber darüber, daß er, wie der Kaminfeger in die Schornsteine, jeden Tag in

die Seele eines andern Schriftstellers hineinkrieche. So wenig er auch seine persönliche Vorliebe und seine Antipathien verbarg, so war doch stets der starke Gerechtigkeitswille erkennbar, der ihn bei der Beurteilung einer fremden Erscheinung leitete. Ob er dann den Inhalt eines Buches mit dem sicheren Blick des Dichters für das Wesentliche feinsinnig analysierte oder an einzelne Gedanken die geistreichsten Bemerkungen anknüpfte und sich scheinbar von dem Autor weit entfernte, immer merkte man, wie ernst es diesem Kritiker um seinen Beruf war, trotz der täglichen Ausübung desselben, und wie sehr er dankbar war, wenn ihm ein Buch etwas Neues sagte. Und er gehörte zu jenen Lesern, die aus jedem Buche etwas für sich zu holen wissen. Er war, besonders im letzten Jahrzehnt, der wahre Kulturwart der Schweiz geworden, durch dessen Hand alles ging, was irgendwie literarische Beachtung beanspruchte. Die jüngere Generation drängte sich an ihn heran: er hat nie das wirklich Gute übersehen und freute sich lebhaft, wenn er einem jungen Talente den Weg in die Öffentlichkeit bahnen konnte, bereit, das noch nicht voll Gereifte eher zu überschätzen als ihm zu mißtrauen.

In das erste Jahrzehnt seiner kritischen Tätigkeit fällt die von Berlin ausgehende literarische Revolution des Naturalismus. Es ist bemerkenswert, mit welcher Besonnenheit W. seine Abneigung gegen die ihm fremde Richtung zu beherrschen und die echten Talente nach ihrem Werte zu würdigen verstand. Das gilt nicht bloß von Gerhart Hauptmann, sondern auch von manchem andern. Die abgestempelte Größe galt ihm nichts; sein feiner Instinkt ließ ihn das Wertvolle und Verheißende mit Sicherheit aufspüren, wo noch keine Abstempelung vorlag. Er hat die ersten Bücher zahlreicher, heute vielgenannter deutscher und österreichischer Schriftsteller zu einer Zeit mit warmem Lobe beschenkt, als ihre Namen den meisten Kritikern noch unbekannt waren. Daß er sich für die älteren Meister der Schweiz, für Keller und Meyer, aber auch, nachdem durch Bächtold Heinrich Leutholds Lyrik gesammelt worden war, auch für diesen mit liebevollem Eifer einsetzte, ist selbstverständlich. Doch wie hat er, dessen meiste Altersgenossen bei Paul Heyse als dem letzten Klassiker stehen geblieben waren, die Größe eines Ibsen und Nietzsche früh erkannt und von ihnen, als gehörte er selber der jüngeren Generation an, in seinem Blatte gezeugt! Seine ausführliche Besprechung von Nietzsches »Jenseits von Gut und Böse« war wohl überhaupt die erste Kritik, die dem unbequemen Denker in einer Tageszeitung gewidmet wurde. Welche Freude sie durch das sichere Herausfühlen des Neuen dem Philosophen bereitet hat, mag man in Nietzsches Briefwechsel nachlesen.

Vor allem jedoch lag ihm die Anerkennung Spittellers in der Öffentlichkeit am Herzen. Das erste Jahr seines kritischen Amtes ist auch das Erscheinungsjahr des Spittellerschen »Prometheus« (1881), zwei Jahre vor seinem Tode aber durfte er noch die neue Ausgabe des »Olympischen Frühlings« mit ihrer schier unfassbaren Fülle an poetischen Schönheiten begrüßen. Was W. während dieser drei Dezennien als Spittellers Apostel getan, geschah nicht etwa in erster Linie aus Freundestreue, sondern war Ausfluß der Dankbarkeit und der unerschütterlichen Überzeugung. Daß dieser von der Kritik Totgeschwiegene und Beiseitegeschobene einer der größten Dichter aller Zeiten sei, das stand für ihn fest. Der Kampf um die Anerkennung der großen Dichtungen des Freundes galt ihm als eine heilige Sache, und er ergriff jede Gelegenheit — und die Ge-

legenheit bot sich ihm immer —, um sie den Zeitgenossen in Erinnerung zu bringen. Wer weiß, ob nicht eine spätere Zeit W. für dieses tätige, ausharrende Bekennen zu Spitteler den unverwelklichsten Kranz winden wird. . . .

* * *

Wieviel von dem latenten dichterischen Strome in das Tag für Tag fließende Feuilletonbächlein geleitet wurde — wer vermöchte es genau zu bestimmen? Sicher ist, daß sich der Feuilletonist vom Dichter nährte und daß das überall durchschimmernde dichterische Gemüt den eigentümlichen Reiz der W.schen Feuilletons bildet. Andererseits aber läßt sich nicht leugnen, daß dieses tägliche Sichausgeben dem Schaffen des Dichters nicht förderlich war und daß die Tätigkeit des Journalisten die dichterische Produktion hemmte, indem sie jene nur aus stiller Abkehr von der Welt erblühende innere Sammlung nicht aufkommen ließ, die für das Reifen einer echten Dichtung unerlässlich ist. Wie schmerzvoll ihm diese Erfahrung war bei der klaren Einsicht in das seiner Natur doch wieder so Gemäße des journalistischen Berufes und wie tief wohl zuweilen der Konflikt zwischen Tagesschriftsteller und Dichter in sein Innerstes griff, das hat er mit dem Objektivierungsvermögen des gereiften Künstlers in seinem Aretin-Drama bekannt (»Die Muse des Aretin« 1902). Nur darf man die glänzende Renaissancedichtung nicht gar zu persönlich deuten. Hatte doch W. zuerst an Juvenal als Helden gedacht; allein die dürftige biographische Überlieferung über den römischen Satiriker barg die Gefahr, zu viel Persönliches in ihn hineinzutragen, und so ging ihr der Dichter aus dem Wege, indem er den venezianischen Gazettenschreiber erwählte, dessen Komödien er zwar nicht mochte, dessen Briefe jedoch eine überaus reich sprudelnde Quelle boten für eine ziemlich treue Verlebendigung des historischen Porträts.

Die dichterische Sehnsucht begann sich wieder stärker zu regen, nachdem sich die Hochflut der Erzählungen für das Feuilleton erschöpft hatte. Aber auch da war es zunächst noch der Journalist, der dem Dichter die Feder führte. Denn wenn W. noch 1886 den philosophischen Eros Nietzsches gepriesen hatte, so glaubte er einige Jahre später, nachdem der einsame Denker mittlerweile zu einem Modephilosophen erkoren worden war, es seiner Zeit schuldig zu sein, der mißverstandenen Herrenmoral der Nietzsche-Jünger einen Spiegel der Grausamkeit der echten Renaissance entgegenzuhalten (»Jenseits von Gut und Böse« 1893). Das Stück, das ein Traumdrama nach Grillparzers Vorbild einschließt (Schnitzler hat Gleiches einige Jahre später in der »Frau mit dem Dolche« unternommen), konnte sowohl auf dem Meininger Hoftheater, das sich überhaupt seit der Aufführung der »Önone« — zu Beginn der neunziger Jahre — aller W.schen Dramen mit Liebe annahm, als auch in Berlin über die Bretter gehen, ohne sich jedoch dauernd die Bühne zu erobern. Umso stärkerer Erfolg ist zu Anfang des neuen Jahrhunderts einer dramatischen Kleinigkeit in hübschen Versen (»Lysanders Mädchen«) zuteil geworden: einem antiken Lustspiel mit modernen Lichtchen, aus einem einzigen Satz bei Plutarch entwickelt; mehr eine Gelegenheitsdichtung, um der neubearbeiteten »Önone« ans Licht zu verhelfen (»Moderne Antiken« 1901).

Das Dichterische indessen pulsiert erst, wo W. durch eigenes Erleben zum poetischen Schaffen gedrängt wird. Das heranrückende Alter löst in dem Fünfzigjährigen Entsagungsstimmungen aus und läßt ihn das Motiv des von der

Jugend zurückgeschobenen Alters, wo es ihm in poetischer Bearbeitung begegnet, mit persönlichstem Anteil erfassen. So entsteht ein Juwel wie »Der Zelter« nach einer alten französischen Novelle, in den schönsten Versen, deren Lektüre Conrad Ferdinand Meyer entzückte, im Stil an den »Wunderbrunnen« erinnernd; so auch die Bearbeitung einer durch Appian überlieferten Erzählung von König Seleukos und seinem Sohne, dem Dichter durch eine Novelle des Lionardo Bruni zugeführt (»Die Königsbraut«); ihnen gesellt sich dann bei der zweiten Auflage (»Jung und Alt« 1894 und 1897) »Der greise Paris«, eine dramatische Plauderei, nach der letzten Erzählung des ersten Tages im Dekameron, der sich endlich das Burgtheater, das seine Pforten bis dahin dem Dichter beharrlich verschlossen gehalten hatte, in W.s letztem Lebensjahre öffnen sollte. Und schließlich reift aus dieser Stimmung, wie ein letzter, elegisch-heiterer Abschiedsgruß an die liebe Torheit der Jugendzeit, das Idyll »Bin, der Schwärmer« (1896) — »aus eines Dichters Leben ein Nektarschälchen Jugendmorgenrot«.

Doch alle diese Dichtungen, mit der sicheren Hand des geübten Künstlers mühelos ausgeführt, gewähren W. keine tiefere Befriedigung, ebensowenig wie die poetischen Unterlagen, die er, nachdem die Versuchung, für Brahms einen Operntext zu dichten, verabschiedet worden, Friedrich Hegar (»Manasse«, »Totenvolk«) und zuletzt auch Volkmar Andreä (»Charon«) für erfolgreiche Kompositionen liefert. In diesem Manne, der so willig auf die Eindrücke des Tages reagiert, sie mit lächelndem Humor glossiert und scheinbar in ihnen aufgeht, glimmt doch, durch alle Heiterkeit immer wieder durchbrechend, der heilige Ernst, der sich mit dem Dasein auseinandersetzt, der nach dem Sinn des Lebens fragt und auf die Jammerrufe der Kreatur mit einem Herzen voll Mitleid antwortet. Dieser Ernst hatte ja schon in dem Jünglinge gelebt und ließ ihn Gott suchen und in der Welt nicht finden; er ließ ihn den »Arnold von Brescia« und den »Buddha«, die beiden Gottsucher, dichten und »Gott ist tot!« verkünden. Wohl hatte sich W. später zu der Zuflucht des Pantheismus gerettet, ohne aber auch hier dauernd Beruhigung zu finden. In den Jahren, da den Dichter die Arbeit für die Zeitung ganz im Banne hielt, drängte sich diese schmerzhafteste Not in zahlreichen kleineren Gedichten an die Luft. Jene Jugendsdichtungen mit ihrer pathetischen Sprache genügen dem Manne, der im Laufe der Zeit tiefere Einblicke in das Wesen der Kunst getan hat, nicht mehr; sie sind ihm fremd. Es läßt ihm, da die Jahre immer vernehmbarer an den Abend des Lebens mahnen, keine Ruhe, bis er das, was so lange in ihm gereift, endlich für die Welt in einem bleibenden Werke geborgen hat. So schreibt denn der Fünfundfünfzigjährige die »Maikäferkomödie« (1897) und acht Jahre später sein eigentliches Vermächtnis an die Nachwelt, den »Heiligen und die Tiere« (1905). In diesen beiden Dichtungen hat W. sein Eigenstes gegeben; sie bieten den wesentlichsten Inhalt seines Lebens und sichern ihm, obwohl sein Name heute noch den meisten Literaturgeschichtschreibern unbekannt ist, die Unsterblichkeit.

Die »Maikäferkomödie« ist trotz der Leidenskette, die sie vorführt, ein Hohelied auf das schöne, glückverheißende, trügerische Leben mit seinen Enttäuschungen und Bitternissen, ein entzückendes Spiel, das in seiner geistvollen Verkleidung eine wehmütige Satire auf die Illusionsfreudigkeit der Menschen birgt. Der »Heilige« dagegen ist ganz von tragischem Grundgefühl

getränkt. Der Dichter hat das schmerzhafteste Kapitel im Buche des Lebens aufgeschlagen: das Verhältnis zwischen Mensch und Tier. Das ewige Beißen und Fressen, der gegenseitige Vernichtungskrieg, dem alle Lebewesen unrettbar ausgeliefert sind — Spitteler hatte diese Einsicht, auf die der pantheistische Glaube die besänftigende Antwort schuldig bleibt, bereits ein Vierteljahrhundert früher in seinem »Weltbaugericht«, W.s besonderem Liebling unter den »Extramundana« dieses Dichters, in der grausamsten Formulierung, die ihr je gegeben worden, vorgebracht. Auch W. mußte immer wieder darauf stoßen, seitdem er einen waltenden Gott in der Welt leugnete. Von seiner Tierliebe erzählen alle seine Wanderbücher, und auch in den Novellen kommt sie zu ihrem Rechte: Coleridge zum Helden einer Erzählung hat er sicher nicht zuletzt wegen jenes bekannten Brudergedichtes auf einen jungen Esel erwählt, dessen Entstehung er in den Mittelpunkt seiner Geschichte stellen konnte. Seine letzte Dichtung sollte nun ganz den Tieren gewidmet sein. Die Seufzer der Tierwelt, wie sie in die Ohren des fühlenden Menschen gellen, das Heilige des Erlösungswahns und doch wieder das Aussichtslose jeglichen Helferwillens — das alles hat W. in seinem »Heiligen« mit der erschütternden Kraft einer letzten Wahrheit verkündet.

Wie sehr diese Dichtung in ihrer Konzeption aus innerer Nötigung hervorgegangen ist, das bezeugen die »Berufung« überschriebenen Verse, die nach W.s Tode veröffentlicht worden sind (»Gedichte« S. 29). Und angesichts der literarischen Auszeichnungen, die dem sein Lebenlang nicht verwöhnten Poeten gerade für diese persönlichste Schöpfung zuteil wurden (unter anderm wurde ihm der Wiener Bauernfeldpreis zuerkannt), schrieb er einem Freunde: »Je mehr diese Dichtung eine Art Liebeswerk ist, entsprungen aus dem Gefühl für die leidende Kreatur, desto mehr scheint sie mir an Verdienst einzubüßen dadurch, daß sie auf dem literarischen Markte ein guter Artikel wird und dem Verfasser Ehre einträgt. Man müßte so was eigentlich ohne Namen veröffentlichen.«

Daß er im »Heiligen« sein Lebenswerk gegeben, dessen war sich W. wohl bewußt. Er lebte seither nur noch seinem Kritikeramte, das er trotz der für einen einzelnen Menschen von seiner Gewissenhaftigkeit schier erdrückenden Arbeitsfülle getreu versah, die gleiche Entdeckerfreude und Begeisterungsfähigkeit an den Tag legend wie ehemals in den rüstigen Mannesjahren. Beschwerden des Alters meldeten sich, und wohl seufzte er zuweilen angesichts der immer dreister werdenden Zumutungen von seiten der Autoren und ihrer Verleger, er sei nur noch »eine Art literarischer Hebamme für alle Welt«; allein die Zeitungsarbeit war ihm durch Gewohnheit derart zum Bedürfnis geworden, daß er sie nicht mehr missen konnte. Alte poetische Lieblingspläne meldeten sich, aber er unterdrückte sie gewaltsam. Nur Wolframs »Parzival« bewies wieder, wie schon vor einem halben Jahrhundert, seine Anziehungskraft auf des Dichters Phantasie; doch war es diesmal nicht wie einst der gläubige Held, sondern Obilot, das in seiner Liebe zu Held Gawan rührende Kind, das ihn lockte und zum Entwerfen der Anfangsszenen drängte. Und den letzten Frühjahrsaufenthalt an seinem geliebten Thuner See, der ihm vergönnt war, benutzte er zur Ausarbeitung einer tragischen Groteske — »Der Kopf des Crassus« — nach einer von Plutarch erzählten Begebenheit, um den unwilligen Verleger zu einer neuen Auflage der »Modernen Antiken« zu bewegen, für die er die »Önone« nach den Erfahrungen der letzten Jahre bei den Aufführungen in Zürich und Bern mit entsagungsvoller Selbstkritik abermals, wie schon für die vorhergehende Ausgabe, straffer

zusammengezogen hatte. In gleicher Weise auch das eine und das andere seiner früheren Dramen, vor allem den Aretin, umzuarbeiten, war sein Wunsch, den auszuführen ihm nicht mehr gegeben war.

Er starb nach kurzer Krankheit am 6. November 1911, drei Monate vor dem vollendeten 70. Lebensjahre.

Literatur. Widmanns Werke sind vollständig verzeichnet bei Brümmer, *Lexikon deutscher Dichter und Prosaisten des 19. Jahrhunderts*, 6. Aufl. 1913, Bd. 7, S. 428f. Nach des Dichters Tode sind publiziert worden: »Gedichte« (Frauenfeld 1912), »Ausgewählte Feuilletons« (mit einer Einleitung von Hans Trog, ebenda 1913; eine karge Auswahl aus der Fülle der Aufsätze, die zu sammeln und vor der Vergessenheit zu retten die dringendste Pflicht der Familie wäre), »Obilot« (Fragment einer Dichtung: *Süddeutsche Monatshefte* August 1912), »Der Tod des Herakles« (eine Dichtung für Musik in Anlehnung an die Trachinierinnen des Sophokles: *Die Musik*, 2. Maiheft 1914).

Autobiographisches: VIII. Jahresbericht über die Einwohner-Mädchenschule in Bern 1869. — *Das Literarische Echo* Bd. 12, Sp. 15 f. — »Ein Wiener Pfarrhaus in der Schweiz«: *Neue Freie Presse* 16. September 1910, *Morgenblatt*. — »Eine Fahrt nach Holland«: *N. Fr. Presse* 1910. — »Aus meiner theologischen Zeit«: *Bund* 1891, Nr. 319—324. — »Entstehung des Dramas »Die Muse des Aretin«: *Bund* 1904, Nr. 332. — »Dreißig Jahre Feuilleton«: Festbeilage zu Ehren des neuen »Bund«-Hauses, Bern 1911.

Über Widmann: Carl Spitteler, »J. V. Widmanns Elternhaus«: *Neue Zürcher Zeitung* 1902, Nr. 50, II. Abendblatt. — Derselbe, »Das Pfarrhaus Widmann in Liestal«: *Süddeutsche Monatshefte*, August 1913. — Derselbe, »Was ich Widmann verdanke«: *Neue Zürcher Ztg.* 1911, Nr. 317 u. 318, I. *Morgenblatt*. — Derselbe, »Wie ich mich mit Widmann zusammenfand«: *Die Alpen* (Bern), Bd. 6, S. 310—317. — Derselbe, »Wenn Widmann ins Zimmer trat«: *Neue Freie Presse* 1912. — Derselbe, »Journalist und Poet«: *Kunstwart*, 2. Dezemberheft 1911. — Derselbe, »Frau J. V. Widmann«: *Neue Zürcher Ztg.* 27. Nov. 1911, 2. *Abendblatt*. — Anton Bettelheim: *Deutsche und Franzosen*, Wien 1895, S. 117—127. — Derselbe: *Acta Diurna*, Wien 1896, S. 48 (»Ein Wiener Widmann-Abend«). — Derselbe, »Biographisches von J. V. Widmann«: *Neue Freie Presse* 12. Nov. 1911 (wiederabgedruckt in »Biographenwege«, Berlin 1913, S. 63 ff.). — Helene Bettelheim-Gabillon, »Vom Ehepaar J. V. Widmann«: Beilage zur *Vossischen Ztg.* 21. Dezember 1911. — Max Kalbeck, »Aus Briefen J. V. Widmanns«: *Neues Wiener Tagblatt*, 10. November 1911. — Emil Soffé, »J. V. Widmann«: *Zeitschrift des Deutschen Vereins für die Geschichte Mährens und Schlesiens* 1910, S. 99—114. — E. Jenny und V. Rossel: *Geschichte der schweizerischen Literatur*, Bern 1910, Bd. 2, S. 273—281. — Ferdinand Vetter, »J. V. Widmanns Frühzeit«: *Neue Zürcher Zeitung*, I. *Morgenblatt* vom 21., 22., 26. und 27. November, ferner I. und II. *Morgenblatt* vom 28. November 1912 (vor Abschluß abgebrochen). — Derselbe: Einleitung zur Neuauflage des »Buddha«, Bern 1912 (beide Arbeiten beruhen auf bloß einseitiger Kenntnis des Widmann-Spittelerischen Briefwechsels). — Anna Fierz: *Wissen und Leben* (Zürich), Bd. 3, S. 478 ff. u. 530 ff. — W. Kosch: *Österr. Rundschau*, Bd. 29, S. 327 ff. — E. Korrodi: *Deutsche Rundschau*, Januar 1912. — Derselbe: *Raschers Jahrbuch* (Zürich), Bd. 3, S. 314 ff. — Ernst Zschokke, »Das Urbild zur Verlobungsgeschichte in J. V. Widmanns Pfarrhausidyll«: *Weihnachtsblatt des »Bund«* 1912. — Jonas Fränkel, »J. V. Widmann. Eine Gedächtnisrede«, München 1912. — Derselbe, »Spitteler's frühester Apostel«: *Schweizerland* (Chur), Jahrg. I, Heft 7 (S. 391 ff.). — Derselbe, »Die Tragödie des Heiligen«: *Österreichische Rundschau* Bd. 4 (1905), S. 589 ff. — Vgl. auch »Die Schweiz« (Zürich) 1913, Nr. 4 (mit vielen Zeichnungen von Widmann).

Briefe von Widmann finden sich abgedruckt außer in einigen der oben angeführten Aufsätze an folgenden Stellen: *Süddeutsche Monatshefte*, August 1914; *Österreichische Rundschau* Bd. 30, S. 147 f. (M. Necker); *Westermanns ill. deutsche Monatshefte* Bd. 112, S. 503 ff. (A. Beetschen).

Briefe an Widmann: von Keller bei Bächtold, Gottfried Kellers Leben, Bd. III, Berlin 1897; von Conrad Ferd. Meyer bei Adolf Frey, C. F. Meyers Briefe, Bd. I, Leipzig 1908 (Auszüge aus Briefen Widmanns an Meyer: bei A. Langmesser, C. F. Meyer, Berlin 1905); von Nietzsche im »Morgen« (Berlin) 1907, Nr. 16; von Henriette Feuerbach: Neue Rundschau, Dezember 1910. —

Für die obige biographische Skizze wurde aus Briefen Widmanns, vornehmlich an Spitteler, sowie aus persönlichen Mitteilungen geschöpft. Ein ausführliches Lebensbild wird von der Familie vorbereitet.

Erweiterter Abdruck eines in der Zeitschrift »Wissen und Leben« (Zürich), Jahrg. VII, Heft 15 u. 16, erschienenen biographischen Versuches des Verfassers.

Bern.

Jonas Fränkel.

Neumann ¹⁾, **Angelo**, Theaterdirektor, * 18. August 1838 in Wien, † 20. Dezember 1910 in Prag. — N.s Anspruch auf die Fortdauer seines Namens in der Geschichte des deutschen Theaters beruht auf der Entschlossenheit und auf dem Glück, mit denen er für Richard Wagner und insbesondere für seinen »Ring des Nibelungen« eingetreten ist. N. begann seine Laufbahn 1859 als Opernsänger (Baryton) in Krakau und trat nach kurzer Tätigkeit an kleineren Bühnen April 1862 in den Verband der k. k. Hofoper in Wien. Hier fand er Gelegenheit, bei Dingelstedt die Führung einer Bühne im großen Stil kennen zu lernen (die Neigung zum Prunke der Äußerlichkeit hat er freilich mit übernommen) und sah Richard Wagner bei der Inszenierung mehrerer seiner Werke. In dem jungen Sänger entzündete sich eine Begeisterung für den Meister, die ihm zum Inhalt seines Lebens werden sollte. Ein Halsleiden zwang N., im Mai 1876 seiner Stellung an der Hofoper zu entsagen, aber schon öffnete sich ihm ein neuer Wirkungskreis. Dr. August Förster war ans Stadttheater zu Leipzig als Direktor berufen worden und engagierte N. als Operndirektor und administrativen Leiter. Am 4. Juli 1876 wurde das Theater mit »Lohengrin« eröffnet, der Abend bedeutete einen vollen Erfolg. Schon da zeigte sich N.s vorzüglichste Eigenschaft: der Blick für junge Talente, die er mit seltener Energie oft gegen den allgemeinen Widerspruch zu halten und durchzusetzen wußte. So dirigierte den »Lohengrin« der von Wien mitgebrachte Josef Sucher, der das Mißtrauen maßgebender Leipziger Kreise rasch überwand. Das Ansehen der neuen Opernleitung wuchs von Tag zu Tag, Mozart, Weber und namentlich Gluck, dem ein Zyklus gewidmet wurde, begründeten den erworbenen Ruf N.s immer mehr. Die damals bereits anerkannten Opern Wagners fehlten natürlich nicht im Spielplan. Im Jahre 1876 öffnete Bayreuth seine Pforten und brachte dem deutschen Volke zum ersten Male die gesamte Tetralogie des »Rings«. N. wohnte dem zweiten Zyklus bei und faßte den Plan, den »Ring« auf dem Leipziger Stadttheater zur Aufführung zu bringen, ein Plan, der selbst Wagner zu kühn erschien. Nach Überwindung zahlreicher Schwierigkeiten, persönlicher und sachlicher, gingen »Rheingold« und »Die Walküre« April 1877, »Siegfried« und »Die Götterdämmerung« September 1877 in Szene. Der Erfolg übertraf alle Erwartungen, in ganz Deutschland wurden Sonderzüge zu den Leipziger Vorstellungen veranstaltet. Der Beweis war erbracht, daß »Der Ring des Nibe-

¹⁾ Totenliste 1910, Bd. XV, 63*.

lungen« auch außerhalb der festlichen Umhegung Bayreuths seine mächtige Wirkung zu üben vermag. Bei der Einstudierung der Tetralogie hatte ein junger Chormeister, Arthur Nikisch, mitgewirkt. Als N. diesem bald darauf den »Tannhäuser« übertrug, weigerten sich die Musiker, unter Nikisch zu spielen. N. bestand auf seinem Willen, und die Aufführung des »Tannhäuser« machte den genialen Dirigenten mit einem Schlage berühmt. N. war nach dem Gelingen des »Rings« in der Geburtsstadt Wagners eifrig bemüht, dem Werke auch in Berlin Eingang zu verschaffen. Auch hier Hemmnisse aller Art, die N.s Tatkraft nicht zu brechen vermochten. Der »Ring« kam Mai 1880 auf dem Viktoriatheater in Berlin heraus, ein künstlerisches Ereignis für alle gebildeten Kreise der Reichshauptstadt, dem die Teilnahme Kaiser Wilhelms und des ganzen Hofes besonderen Glanz verlieh. In einem Schreiben vom 10. Mai 1881 sprach Wagner seine Bewunderung für N.s Mut, seine Anerkennung für die aufopferungsvolle Energie sowie seinen wärmsten Dank aus. Schon früher hatte der Meister in einem Schreiben vom 23. September 1878 den Mut N.s gelobt und die bemerkenswerten Worte beigefügt: »Das ist, was den meisten fehlt. Und die Kunst würde viel mehr gewinnen, wenn nicht die Ängstlichkeit vor Kritik und Publikum alles niederhalten würde.« Durch den Erfolg ermutigt, ging N.s Ehrgeiz noch höher. Er wollte ein eigenes Richard Wagner-Theater gründen und auf groß angelegten Kunstreisen das vierteilige Bühnenfestspiel und den Ruhm des Meisters verbreiten, ein Unternehmen, das die ganze Spannkraft und Zuversicht eines Bühnenleiters herauszufordern geeignet war. Ein glückliches Gastspiel in London befestigte ihn in seiner Absicht. Im Juni 1882 schied er von Leipzig, dessen Oberbürgermeister Dr. Georgi ihm auf offener Bühne nachrühmte, daß er die Leipziger Oper auf eine bis dahin nicht geahnte Höhe gebracht habe, und begann die umfassenden Vorbereitungen für sein künstlerisches Wandertheater. Mit einem Aufgebot von 134 Personen und 5 Waggons Fracht an Dekorationen und Requisiten begab er sich auf die fast abenteuerliche Fahrt. Am 2. September 1882 begannen die Vorstellungen in Breslau, dann ging das Wagner-Theater nach Norddeutschland, Belgien, Süddeutschland, Italien und Österreich und beschloß seine Rundreise am 5. Juni 1883 in Graz. Überall fand N. begeisterte Aufnahme, so daß ihm unbedingt das Verdienst gebührt, der so lange angezweifelten Tetralogie in weitestem Umfange zum dauernden Durchbruch verholfen zu haben. Die Aufführung in Paris unterblieb wegen entgegengesetzter Strömungen, dagegen fand noch später von Prag aus ein erfolgreiches Gastspiel in Rußland statt. Unter den Mitwirkenden stehen die ersten Künstlernamen, deren mehrere erst durch das Richard Wagner-Theater zu Ansehen gelangt sind; genannt seien Heinrich und Therese Vogl, Auguste Seidl-Kraus, Katharina Klafsky, Julius Lieban und vor allen Hedwig Reicher-Kindermann, die gegen Ende der Reise in der Blüte ihrer Jahre verschied. Dirigent war Anton Seidl. Zeitweilig nahmen Emil Scaria, Anton Schott, Amalie Materna, Marianne Brandt teil. Nach Durchführung dieses gewaltigen Unternehmens ging N. als Direktor nach Bremen, von da 1885 nach Prag, wo er die Leitung des Deutschen Landestheaters übernahm. Die Verhältnisse des Prager Theaters waren durch die vorausgehende Ära Kreibitz in bedenkliche Verwirrung geraten. N. verstand es rasch, administrativ und künstlerisch Ordnung zu schaffen und dem Theater, das in Prag als deutsche Kulturstätte nationale Bedeutung hat, die Teilnahme des Publikums wieder zu gewinnen. In der Oper wie im Schauspiel begann ein

reges Leben, dem N.s bewährte Energie sehr zugute kam. Während sich die Oper auch in der Folge auf ansehnlicher Höhe hielt, trat nach und nach das Schauspiel einigermaßen zurück. Auch in Prag setzte N. die Entdeckung hoffnungsvoller Talente mit Glück fort. So wirkten während seiner Direktion u. a. als Kapellmeister Gustav Mahler, Dr. Karl Muck, Franz Schalk, Leo Blech, Arthur Bodanzky, von Opernsängern, die hier ihre erste Kraft entfalteten, Laura Hilgermann, Werner Alberti, Gertrud Förstel, Margarete Siems, Alfred Piccaver, von Schauspielern Mathieu Lützenkirchen, Arthur Bauer, Georg Lengbach. Eine Besonderheit N.s bildeten die zyklischen Aufführungen, die das Interesse sehr stark anregten. Hervorgehoben seien der oft wiederholte Wagner-Zyklus, der Mozart-Gluck-Weber- und der Verdi-Zyklus, der letztere mit vorzüglichen italienischen Kräften. Im Schauspiel gelangen der Schiller- und der Grillparzer-Zyklus am glücklichsten. Die von N. eingeführten »Maienfestspiele« fanden an vielen Theatern Nachahmung; der ihnen zugrunde liegende Gedanke, am Ende der Spielzeit die Teilnahme durch ernstere Darbietungen (Gesamtgastspiele hervorragender Bühnen, klassische Abende der Oper und des Schauspiels mit Hinzuziehung bedeutender Künstler) erwies sich als fruchtbar und förderlich. Von auswärtigen Gastspielen der Prager Bühne verdienen die Aufführungen von Mascagnis »*Cavalleria rusticana*«, Cornelius' »Barbier von Bagdad« und Weber-Mahlers »Drei Pintos« in Berlin erwähnt zu werden. Der Spielplan war abwechslungsreich und brachte alle bedeutenden Werke der Neuzeit, darunter viele Neuheiten, die mit nachhaltigem Erfolg auf andere Bühnen übergingen. Die Aufführungen im Schauspiel ließen, wie schon angedeutet, häufig zu wünschen übrig, namentlich in den letzten Jahren, da N. durch anhaltende Krankheit behindert war. Trotzdem trug er sich noch als Siebziger mit dem Gedanken, eine neu geplante »Große Oper« in Berlin zu leiten, und es war ein Beweis seines fortdauernden Ansehens, daß dieser Plan in der Berliner Presse lebhaft erörtert wurde. Es kam nicht mehr dazu, da der Tod dem rastlosen Manne die Augen schloß. — Das Wertvollste seiner Tätigkeit hat er selbst in seinem Buche: »Erinnerungen an Richard Wagner«, Leipzig, L. Staackmann, 1907 in anziehender Weise geschildert. Die vierte Auflage ist noch im selben Jahre erschienen.

N. war in erster Ehe mit Paula v. Michalovic vermählt, welcher Ehe der Sanskritist Dr. Karl Eugen N. entstammt, in zweiter Ehe mit der von ihrer Wirksamkeit am k. k. Hofburgtheater her bekannten Schauspielerin Johanna Buska, verwitweten Gräfin Török, die bis zum Hinscheiden N.s an der Prager Bühne tätig war. Dieser Ehe entstammt eine Tochter namens Angela. An Auszeichnungen besaß N. neben mehreren Orden der kleineren deutschen Staaten den österreichischen Orden der Eisernen Krone 3. Kl., das Komturkreuz des spanischen Isabellenordens, das Ritterkreuz des italienischen St. Mauritius-Ordens und den preußischen Kronenorden 3. Kl. Friedrich Adler.

Schmidt, Erich, Gymnasialprofessor, * 12. Oktober 1861 in Lobsens (Kreis Wirsitz), † 31. Juli 1911 in Ermatingen (Schweiz). — S. ist ein Kind der preußischen Ostmark; seiner Heimatprovinz Posen hat er die Hauptarbeit seines Lebens gewidmet. Als Sohn des Rechtsanwalts, späteren Justizrats Julius S. zu Lobsens geboren, erhielt er den ersten Unterricht in seiner Vaterstadt. Vom 10.

Lebensjahre an besuchte er das Thomas-Gymnasium in Leipzig, bis seine Eltern im Oktober 1874 nach Bromberg übersiedelten, an dessen Gymnasium der Sohn nunmehr unterrichtet wurde, und wo er im Herbst 1879 die Reifeprüfung bestand. In Sprottau begann er die militärische Laufbahn, trat dann aber davon zurück und widmete sich in Leipzig und Halle dem Studium der Geschichte, der klassischen, orientalischen und deutschen Philologie und der Philosophie. 1884 wurde er auf Grund einer Preisarbeit über die Chronik des Erfurter Sankt Peterklosters von der Universität Halle zum *Dr. phil.* promoviert; hier bestand er im Juli 1885 die Prüfung *pro facultate docendi*. Im Herbst desselben Jahres begann er sein Probejahr am Bromberger Gymnasium, an welches er zum 1. Oktober 1887 als ordentlicher Lehrer berufen wurde. Oberlehrer S. erhielt 1904 das Prädikat Professor. Vorher war er eine Zeitlang nebenamtlich Dozent für Geschichte an der neugegründeten Königlichen Akademie zu Posen gewesen. Nach mehrfachem längeren Urlaub, den er für seine archivalischen Forschungen benötigte, wurde er für 1907/08 an das Königl. Preußische Historische Institut in Rom berufen. Dann kehrte er in sein Bromberger Amt zurück. Am 31. Juli 1911 verstarb er plötzlich — am Herzschlage — auf einer Ferienreise zu Ermatingen, wo er auch bestattet wurde.

Als S. in Bromberg angestellt wurde, trat er in die wenige Jahre vorher gegründete »Historische Gesellschaft für den Netzedistrikt« ein, deren wichtigste Stütze er bald werden sollte. Er nahm sich nicht nur der Bibliothek und des Archivs aufs eifrigste an, seine Hauptsorge wandte er der prähistorischen Sammlung zu, die er im Laufe der Zeit auf eine solche Höhe brachte, daß sie von der Wissenschaft nicht mehr übersehen werden konnte. Seine Vortragstätigkeit aber führte S. zu einer gründlichen Beschäftigung zunächst mit der Geschichte der Stadt Bromberg, dann mit derjenigen Posen und Polens überhaupt. So wurde er bald der beste Kenner der historischen Entwicklung seiner Heimat. In dem »Jahrbuch« der Gesellschaft für den Netzedistrikt veröffentlichte er eine Reihe von Abhandlungen, u. a. »Beiträge zur Geschichte Brombergs im 17. Jahrhundert«, »Der Stadtplan Brombergs um 1600«, »Verzeichnis der Urkunden des Bromberger Stadtarchivs«, »Die Töpferinnung zu Bromberg 1446 bis 1776«, »Beiträge zur Geschichte der Finanzverwaltung Brombergs unter polnischer Herrschaft«, »Zur Gründung der Stadt Bromberg«. In der »Zeitschrift der Historischen Gesellschaft für die Provinz Posen« und in den »Historischen Monatsblättern für die Provinz Posen« erschienen Aufsätze, ferner eine Reihe von Nekrologen und Besprechungen. Außerdem hat er in zahlreichen Denkschriften, Festzeitungen, in den Tagesblättern, in der Monatsschrift »Aus dem Posener Lande« usw. Beiträge veröffentlicht. Selbständig erschienen: »Die Chronik des Bernardinerklosters zu Bromberg« (Bromberg 1900/01) und »Aus Brombergs Vorzeit« (Bromberg 1902). In der Hauptsache hatten alle diese Arbeiten der Ortsgeschichte gedient. Daneben aber hatte S., zum Teil in jahrelanger archivalischer Arbeit, sein Hauptwerk, das grundlegende Werk der posenschen Landesgeschichte vorbereitet, das dann im Mittlerschen Verlage zu Bromberg 1904 erschien: »Geschichte des Deutschtums im Lande Posen unter polnischer Herrschaft«. Über den Vorbereitungen zu einer zweiten Auflage ist er dahingestorben; auch andere unvollendete Arbeiten fanden sich in seinem Nachlaß vor. In den letzten Lebensjahren hatte sich S., besonders in Rom und in den zahlreichen italienischen Archiven, der italienischen Ge-

schichte zugewandt. Leider blieb auch hier ein in der Forschung fast vollendetes Werk über den Kardinal Vitelleschi infolge seines frühen Todes Fragment.

Dem Vorstande der Historischen Gesellschaft für den Netzedistrikt gehörte er schon bald nach seinem Eintritt an; 1896 wurde er zweiter, 1909 erster Vorsitzender; als solcher gehörte er auch dem Hauptvorstande der »Deutschen Gesellschaft für Kunst und Wissenschaft« in Bromberg und zahlreichen wissenschaftlichen Kommissionen an.

So reich und die Vergänglichkeit überdauernd diese Ergebnisse seines gelehrten Schaffens auch sind, so darf anderes, durch das er sich einen Ehrenplatz errungen hat, nicht vergessen werden. Er war ein Mensch von so reiner und edler, fast möchte ich sagen unerreichbarer Menschlichkeit, wie wir unter unzähligen kaum einen treffen. Seine Aufgabe schien es zu sein, Freude um sich zu verbreiten. Er hat vielleicht Kritiker, aber keine Feinde gehabt, wohl aber zahlreiche Freunde und Verehrer. Zunächst unter seinen Schülern. S. war der geborene Lehrer; seine pädagogische Gabe, Menschen nicht nur zu erziehen, sondern an sich zu ziehen, war ein Gottesgeschenk.

Sein Vaterland und seine ostmärkische Heimat, vor allem die Stadt, der er sein Leben widmete, Bromberg, hat er heiß geliebt. In allen nationalen Organisationen hat er Arbeit geleistet. Er war Patriot im besten Sinne des Wortes. Daneben lebte eine andere Liebe in seinem Herzen, zu Italien. Oft hat er es betreten, und er ist ein genauer Kenner aller italienischen Verhältnisse geworden.

Groß war sein Bildungsdrang; auch Gebiete, die fern von seinen eigentlichen Fächern lagen, vernachlässigte er nicht. Mit Kunstgeschichte, aber selbst mit Naturgeschichte, Biologie, Geologie hat er sich — weit über das Maß des bloß Dilettantischen hinaus — beschäftigt. Er liebte edle Geselligkeit. Sein Humor gab jeder Tafelrunde eine höhere Weihe. Bei besonderen Gelegenheiten hatte er es gern, wenn die Genossen fröhlicher Stunden nach Art der Alten Kränze ums Haupt wanden. Zahlreiche Tafellieder — voll Wohlklang und Witz — verraten seine dichterische Ader; sie sind erschienen in der »*Clio cantans*« (Bromberg 1905).

Bis jetzt zielt noch kein Denkstein sein fernes Grab. Aber an der Stätte seiner liebsten Wirksamkeit, an der Nonnenkirche in Bromberg, welche die geschichtlichen und vorgeschichtlichen Sammlungen birgt, hat die Historische Gesellschaft für den Netzedistrikt im Verein mit der Historischen Gesellschaft für die Provinz Posen ihrem Geschichtschreiber eine bronzene Gedächtnistafel geweiht.

Literatur. Das vollständige Verzeichnis der Arbeiten E. Schmidts zur Posener Landesgeschichte siehe in der Monatsschrift »Aus dem Posener Lande«, VI, 10. — Außer kleineren Nekrologen in den Tageszeitungen der Provinz Posen und in wissenschaftlichen Zeitschriften erschienen folgende größere Arbeiten über den Verstorbenen: F. Koch, Professor Dr. Erich Schmidt † (»Historische Monatsblätter für die Provinz Posen«, XII, 12). G. Minde-Pouet und F. Lüdtkke, Erich Schmidt † (»Aus dem Posener Lande« VI, 10). Liman, Rede zur Gedächtnisfeier für Prof. Dr. Erich Schmidt (Kgl. Gymnasium, Bromberg). — Die beiden letztgenannten Arbeiten enthalten auch E. Schmidts Porträt und Faksimile.

Berlin-Pankow, im Februar 1914.

Dr. Franz Lüdtkke.

Engel ¹⁾, **Heinrich**, protestantisch-konservativer Publizist, * 15. Dezember 1834 in Holzheim bei Gießen, † 5. September 1911 in Berlin. — Als Sohn einer einfachen frommen Bauernfamilie widmete sich E. unter Überwindung nicht geringer Hindernisse im hessischen Heimatlande den theologischen Studien. Nach kurzer Tätigkeit als Hilfsprediger und Lehrer in Erbach (Odenwald) wurde er 1864 Dorfpastor in Gelnhaar (Oberhessen), wo sein Andenken noch gesegnet ist. Dort gab E. den »Hessischen Volksfreund« heraus. Dieses packend und volkstümlich geschriebene Blatt war die Ursache seiner Berufung an den soeben gegründeten »Reichsboten« in Berlin (1873), welcher bald zum führenden Organ in den gläubigen Pastorenkreisen und dem konservativen Mittelstand wurde und unter der 38 jährigen Leitung E.s auch die Achtung der Gegner gewann. Trotz mangelnder staatsrechtlicher und volkswirtschaftlicher Studien fand sich der einfache, charakterfeste Mann rasch in dem Zickzack der äußeren und in dem bunten Getriebe der inneren Politik zurecht, immer schnell die Forderung des Tags erkennend. Gewissenhaft in der Arbeit, geizte er mit der Zeit. Als echter Hesse war E. eine gerade, knorrige, wenig zugängliche Natur, unerschütterlich an der früh erworbenen politischen und religiös-kirchlichen Weltanschauung festhaltend. Dabei zeigte er sich nie als einseitiger Parteigänger der Konservativen, in wirtschaftlichen und auch politischen Fragen manchmal erheblich abweichend. Der eifrige Protestant war nie recht für ein Zusammengehen mit der Zentrumsparthei zu haben, denn er stand immer im schroffsten Gegensatz zur katholischen Kirche. Zu einer freieren Würdigung derselben zu gelangen wie die auch positiv-protestantischen Gelehrten R. Seeberg und R. Sohm, wäre ihm unmöglich gewesen. Der Sohn des Volkes zeigte äußersten Widerwillen gegen militärische und junkerliche Überhebungen. Die Treibereien des sonst ihm politisch und kirchlich nahestehenden Stöcker rügte er mitunter herb.

Als bewußt einseitige Natur hielt sich E. von allen zerstreuenden Einflüssen der Großstadt fern und ist immer der urwüchsige Oberhesse geblieben, der die liebste Erholung im Familienkreise fand. Was er lange Jahre hindurch der schwer leidenden Gattin gewesen ist, sei hier nur angedeutet. Das einzige Kind, Otto (* 1866), hat sich zum angesehenen Porträtmaler entwickelt.

Der Reichsbotenmann buhlte niemals um hohe und höchste Gunst.

Der, welcher länger als ein Menschenalter für den Thron kämpfte, erhielt erst als Siebzigjähriger den Roten Adlerorden 4. Klasse, und der unermüdliche treue Herold der positiv-kirchlichen Bestrebungen wurde von keiner theologischen Fakultät der Doktorwürde für würdig erachtet. Wie er wünschte, ist er gestorben, inmitten des Tageswerks, fast 77 jährig. Wohl hatte er Gegner, aber bei der anerkannten Lauterkeit seines Wesens keine Feinde.

Quellen: Reichsbote 1911, Nr. 209—213. Berliner Tageblatt 1911, 6. IX. Frankfurter Zeitung 1911, 6. IX. Reformation (Berlin) 1911, Nr. 39, 622—624. Positive Union (Berlin) 1911, N. 10, 309—310. D. v. Oertzen, »Erinnerungen aus meinem Leben«. Berlin 1915, S. 181—188.

Berlin.

Ernst Sartorius.

Böhlingk ²⁾, **Otto**, Sanskritforscher, * Petersburg 11. Juni 1815, † Leipzig, 1. April 1904. — Wie aus Erz gegossen steht das Bild des großen Indologen Otto

¹⁾ Totenliste 1911, Bd. XVI, 20*.

²⁾ Totenliste 1904, Bd. X, 15*.

Böhtlingk mir vor der Seele — des Nestors der Sanskritwissenschaft, der am Karfreitag nach schwerem Leiden, fast 89 Jahre alt, in Leipzig sanft entschlafen ist. Eine ehrfurchtgebietende Gestalt, scharf und klar in den Umrissen, einer der großen Bahnbrecher neu sich erschließender Wissensgebiete, an denen das 19. Jahrhundert reicher gewesen sein dürfte als irgendeine andere Zeit der Menschheitsgeschichte; einer der wenigen von jenen Großen, die noch in das neue Jahrhundert hineinragten, einer der rastlosesten Arbeiter, die jemals ihr Leben ganz und ausschließlich wissenschaftlicher Forschung geweiht.

Viel ist heutzutage von dem Ausleben der Persönlichkeit die Rede, oft als vollberechtigte Forderung, oft auch als unklare Sehnsucht oder gar als Deckung unschöner Instinkte. Es ist gewiß ein herrliches Glück für den Menschen, alle Anlagen seines Wesens, all die schlummernden Kräfte seines Geistes und Herzens zu vollem Erwachen, zu voller Entwicklung gelangen zu sehen. Ein Glück, das nur wenigen ganz zuteil wird, begnadeten Naturen, Lieblingen der Götter. Zu ihnen hat B. gehört. Er trat nicht nur mit großen Anlagen ins Leben hinein, er hat sie auch in einem langen und glücklichen Leben zur vollsten Entfaltung bringen dürfen. Er hat sich ausleben dürfen und die Befriedigung so bevorzugten Schicksals voll genossen. Damit solche, die Menschheit fördernde Schicksale sich gestalten können, ist es notwendig, daß die reich beanlagte Natur zur rechten Zeit geboren wird, in dem rechten Milieu, das allen ihren Kräften Nahrung gibt und ihr Wachstum begünstigt. Es gehört dazu nicht nur der Mann, sondern auch die Welle, die unter ihm brandet. Ich spiele damit an auf ein wenig bekanntes, aber wundervoll schönes Wort des Fürsten Bismarck, das er einst zu dem Grafen Leo Keyserling gesprochen, dem Sohne seines jetzt öfters genannten Jugendfreundes Alexander Keyserling. Über den Begriff der historischen Größe mit Keyserling redend, der damals in Berlin bei Mommsen Geschichte studierte, sagte Bismarck: »Glauben Sie mir, lieber Keyserling, was man so für gewöhnlich eine historische Größe nennt, das wird von den Menschen in der Regel weit überschätzt. Meine Meinung darüber ist diese: Der Mann ist immer nur so groß, wie die Welle, die unter ihm brandet!« Ein herrliches Wort aus dem Munde des Helden der deutschen Nation¹⁾. Und ein wahres Wort. Denn ohne jene Welle wird auch der Große nicht groß — so paradox das auch klingen mag.

Als B.s geistiges Leben begann, ging die große Epoche deutscher Literatur zu Ende. Die Epigonen fanden nicht mehr jene glücklichen Verhältnisse, in denen ein Goethe sich ausleben durfte. Für die Neugeburt der bildenden Kunst war der Boden noch nicht bereitet. Politik und Heerwesen boten keine begeisternden Momente und genossen mit Recht nur mäßige Sympathien bei den Besten der Zeit. In den Vordergrund des Interesses trat mehr und mehr die Entwicklung der Wissenschaft, deren große Zeit damals begann und weit über die Mitte des Jahrhunderts fortdauern sollte — nicht nur der Naturwissenschaft, sondern in nicht geringerem Grade auch der historischen Wissenschaften, und darunter nicht zuletzt der orientalischen Studien. Verschollene Welten großer Kultur lebten wieder auf vor dem Auge des Forschers. Eine der mächtigsten und fruchtbarsten Wellen, die sich gerade damals zu heben begann, war die

¹⁾ Ich habe dasselbe aus dem Munde des Grafen Leo Keyserling selbst, meines leider schon im Jahre 1896 verstorbenen, reichbegabten Freundes.

neu sich entwickelnde Sanskritwissenschaft, das Studium der alten Sprache und Weisheit der Inder, das fast blitzschnell aus sich heraus auch die herrliche vergleichende Sprachwissenschaft erzeugte. Das war die Welle, die unter B. branden sollte.

Als B., noch ein ganz junger Mann, in seiner Geburtsstadt Petersburg die Sanskritgrammatik von Bopp in die Hände bekam, als er die wunderbaren Zusammenhänge dieser Sprache mit den europäischen Sprachen begriff, die Gesetze, die in denselben so klar zutage treten und eine Verwandtschaft beweisen, da geriet er in einen Rausch des Entzückens. Er hat es mir selbst als Greis in lebendigster Weise geschildert, und der alte Enthusiasmus, der damals sein Leben bestimmte, flammte auf in den Worten: »Da wurde alles klar vor meinen Augen! Ich glaube, es gab in jenen Tagen keinen glücklicheren Menschen als mich!« Sein mächtiger Intellekt hatte das Gebiet gefunden, auf dem er zum Heile der Wissenschaft mehrere Menschenalter hindurch sich auf das fruchtbarste betätigen sollte.

Diese aus reiner Erkenntnisfreude geborene Begeisterung des jungen B. ist ebenso charakteristisch für den nachmaligen großen Gelehrten wie die zähe, unermüdliche Beharrlichkeit, mit der er dann fast siebzig Jahre lang sich der enthusiastisch ergriffenen Aufgabe widmete. Denn ein gewaltiger Verstand und ein unbeugsam fester Wille, das waren die beiden großen Komponenten von B.s wissenschaftlichem Wesen. Die Phantasie trat diesen gegenüber entschieden zurück. Sehr glücklich aber verband sich ihnen eine rückhaltlose Offenheit, Ehrlichkeit und Geradheit des Charakters, die allen Schein, alle Lüge, alle unberechtigte Anmaßung, alles, was an Schwindel und Charlatanerie streifte, glühend haßte und unerbittlich bekämpfte. Menschenfurcht und falsche Rücksicht kannte er in solchem Falle nicht, dagegen war er sehr geneigt, auch bescheidenste Leistungen freundlich anzuerkennen, wenn sie nur auf ehrlicher Arbeit beruhten und sich nicht für mehr ausgaben, als sie waren. Jeder Wunsch, in der Welt zu glänzen, lag B. fern. Schmeichlern gegenüber konnte er grob werden. Ihn beherrschte nur der Gedanke an sein Lebenswerk: die ernste, ehrliche, wissenschaftliche Arbeit — und in dieser Arbeit bestand sein Glück. So war er wie geschaffen für die große Aufgabe, die sich ihm schon als Jüngling fast mit Notwendigkeit aufdrängte: die Durchforschung der eben erschlossenen Sanskritsprache und ihrer ungeheuer großen, weitverzweigten, zum Teil überaus schwierigen Literatur. Mehr als jeder andere hat B. in rastloser Arbeit dazu beigetragen, daß Indiens Sprache und Literatur zu einem unverlierbaren Besitztum der europäischen Wissenschaft geworden ist, daß Indiens Weisheit bei uns eine Neugeburt erlebt hat — und was das bedeutet, weiß heutzutage jeder gebildete Mensch.

Otto B. entstammte einer angesehenen und begüterten deutschen Kaufmannsfamilie, die — aus Lübeck kommend — sich schon bei der Gründung Petersburgs in der nordischen Residenz ansässig gemacht hatte. Dort wurde der große Gelehrte am 30. Mai alten Stils (11. Juni) 1815 geboren, also in demselben Jahre wie Bismarck, an dessen Geburtstag — dem 1. April — er nun dahingegangen ist. Mit Existenzsorgen ernsterer Art hat er nie zu kämpfen gehabt. Von Hause aus wohlhabend, wenn auch nicht reich, erlangte er — seinen Leistungen entsprechend — ungewöhnlich früh eine auskömmliche, ehrenvolle Stellung, die seine Existenz für immer sicherte. So konnte er ganz und unge-

stört der Arbeit leben. Es war naturgemäß, daß er als geborener Petersburger zuerst die dortige Universität besuchte, an der er Arabisch und Persisch studierte, bis der weit stärkere Magnet des Sanskrit ihn anzog. Als er die oben geschilderte Erleuchtung durchlebt hatte, litt es ihn nicht mehr in Rußland, es zog ihn mächtig hin zu den Füßen der Männer, die die neue Wissenschaft verkündigten. Er ging im Jahre 1835 nach Berlin zu Franz Bopp, von dort bald weiter zu Schlegel und Lassen nach Bonn. Als seinen eigentlichen Lehrer im Sanskrit bezeichnete B. stets Christian Lassen, den gelehrten Norweger, der damals neben August Wilhelm Schlegel als Professor in Bonn wirkte. Bopp, der große Begründer der vergleichenden Sprachwissenschaft, war als Lehrer zu trocken, zu wenig anregend gewesen, um B. zu fesseln. Der alternde Schlegel spielte damals schon jene komisch-vornehme Rolle, die Heinrich Heine mit seiner witzigen Schilderung unsterblich lächerlich gemacht hat: Der Diener Johann auch im Kolleg immer neben ihm, brennende Armleuchter, ein Glas Zuckerwasser, »mein Freund, der Lordkanzler von England!« Das war auf einem deutschen Katheder noch nicht dagewesen! Ich fragte B. einstmals, ob Heine nicht übertrieben habe. »Nein, nein!« rief er lachend, »es war gerade so, genau so, wie Heine es schildert.« Von Schlegels Eitelkeit wußte B. manches drollige, selbsterlebte Stücklein zu erzählen. Doch vor seinen Leistungen hatte er den größten Respekt. Er nannte sie klassisch. »Es ist merkwürdig,« sagte er mir einst, »Lassen veraltet, aber Schlegel veraltet nicht, seine Arbeiten bleiben mustergültig!« Als Lehrer aber hat ihm Schlegel so gut wie nichts bedeutet. Lassen alles. Mit diesem zusammen las er nun ein Sanskritwerk nach dem andern und ward aus dem Schüler bald selbst ein Meister.

Es ist charakteristisch, welche Arbeit der junge Gelehrte gleich zuerst in Angriff nahm. Eine der allerschwierigsten — die Grammatik des Pāṇini, das klassische Werk der altindischen Sprachwissenschaft, das in seiner ängstlichen Kürze, seiner sonderbaren, krausen Formelhaftigkeit damals auch den Sanskritkennern als ein Buch mit sieben Siegeln erschien. Daß diese Siegel sprangen, war B.s Verdienst, der sich so lange und energisch in das seltsame Buch vertiefte, bis die Rätsel sich lösten und das ganze komplizierte System klar vor seinen Augen dalag — ein unberechenbarer Gewinn für die Wissenschaft. Darauf war er auch noch im Alter stolz, und er durfte es sein. Er sagte mir einst: »Von meinen andern Werken will ich nicht reden, aber mein Pāṇini, das war eine Tat!« Und als der erste Band dieses Werkes erschien, war B. erst 24 Jahre alt! Wenige Jahre darauf — 1842 — wurde er schon auf Lassens Empfehlung als Adjunkt der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften nach Petersburg berufen, und damit war seine Existenz gesichert, denn die Mitglieder der Petersburger Akademie beziehen einen Gehalt, von dem sie leben können, ohne daß sie eine andere Stellung daneben zu bekleiden brauchten. B. avancierte nach einiger Zeit zum ordentlichen Akademiker, entfaltete in dieser Stellung eine glänzende Wirksamkeit und hat als pensionierter Akademiker sein Leben beschlossen.

In Petersburg gab er zunächst eine ganze Reihe von Sanskritdenkmälern heraus, in der ihm eigenen, mustergültigen Weise (Kālidāsa's Çakuntalā, Vopadevas Grammatik, Hematschandras Wörterbuch), veröffentlichte auch seine ausgezeichnete Arbeit über den Akzent im Sanskrit. Dann warf er sich plötzlich, wie zur Erholung, auf ein ganz anderes Gebiet, die Sprache der Jakuten, eines

in Sibirien lebenden türkischen Volksstammes, zu deren Studium ihm Middendorffs Aufzeichnungen und ein lebendiger Jakute das Material darboten. Er hat die schwierige Sprache glänzend erforscht, die merkwürdigen Gesetze der Vokalharmonie in ihr entdeckt und eine klassische Darstellung in seinem Buche »Über die Sprache der Jakuten« (1851) geliefert. Dieses Werk zählte er wohl mit Recht zu seinen bedeutendsten Leistungen. Dann aber ging er mit frischen Kräften an die große Aufgabe, die ihm schon lange vorgeschwebt hatte — sein eigentliches Lebenswerk — das große Sanskritwörterbuch, das auf sieben Folio-bände anwuchs, unter den Gelehrten allgemein als »das Petersburger Wörterbuch« bekannt. Um dieses Werk zu einem Thesaurus der Sanskritsprache zu gestalten, um den ganzen Umfang der altindischen Literatur in demselben vereinen zu können, bedurfte er eines Mitarbeiters. Er fand ihn in Rudolf Roth, dem Tübinger Professor, dem genialen Erforscher der Veden. Ihm überließ B. die ausschließliche Bearbeitung der vedischen Literatur. Alles übrige — den weitaus größeren Teil der Aufgabe — bewältigte er selbst, nur hie und da durch Beiträge einiger Freunde unterstützt. Dies Riesenwerk deutscher Forscherarbeit, deutschen Scharfsinns und deutschen Fleißes erschien in wenig mehr als 20 Jahren (1853—1875). Es bildet die feste Grundlage aller weiteren Sanskritforschungen, das Fundament, auf dem die Fachgenossen auch heute noch weiter bauen, das unerläßliche Rüstzeug jedes Indologen, eine Fundgrube der Belehrung, wie sie reicher kaum gedacht werden kann. Es ist eine staunenswerte Leistung, derengleichen die gesamte Wissenschaft nur wenige kennt. Nur jene früher hervorgehobene seltene Kombination eines gewaltigen Verstandes und unbeugsamen Willens, der seinem Ziel in unablässiger Arbeit zustrebt, machte es B. möglich, dies Werk zustande zu bringen, und in verhältnismäßig so kurzer Zeit.

Als Späne bei der Arbeit am Wörterbuch fielen die »Indischen Sprüche« ab, die in drei Bänden, sogar in zweiter Auflage (1870—1873), erschienen sind. Es sind Sprüche aus den verschiedensten Werken der Sanskritliteratur, in alphabetischer Ordnung, der Urtext nebst deutscher Übersetzung. Und was für eine Übersetzung! Man darf sie als ein vollendetes Meisterwerk bezeichnen. Sie ist in Prosa, während die Sprüche im Original metrisch sind, aber diese Prosa gibt den Inhalt der Sprüche in so vollkommener Weise wieder, daß sie selbst wie ein Kunstwerk anmutet. Und welch eine Fülle origineller Gedanken, welch eine Fülle echter Lebensweisheit ist in diesen Sprüchen enthalten! Wer von der vielgerühmten Weisheit der Inder sich einen Begriff machen will, dem rate ich zuerst, nach B.s »Indischen Sprüchen« zu greifen. Mir ist das Werk durch viele Jahre ein treuer Lebensbegleiter gewesen, dem ich viel Freude, viel Trost, viel Belehrung verdanke.

Übrigens hat B. auch sonst noch eine ganze Reihe ausgezeichnete Übersetzungen von Denkmälern der Sanskritliteratur veröffentlicht, die vorzüglich lesbar sind, ohne jemals den Stempel strengster wissenschaftlicher Arbeit zu verleugnen. Ich hebe nur eine derselben hervor: die meisterhafte Übersetzung des »Irdenen Wägelchens«, jenes genialen Dramas des Königs Çûdraka, das unter dem Titel »Vasantasena« auch über die deutschen Bühnen gegangen ist — allerdings nicht in B.s Übersetzung.

Während der Arbeit am Wörterbuche ließ sich B. pensionieren und siedelte im Jahre 1868 nach Jena, später nach Leipzig über. Daß es ihm vergönnt

sein würde, noch über 35 Jahre in Deutschland weiter zu leben, konnte er damals natürlich nicht ahnen. Er hat diese Zeit seiner Pensionierung aber nicht als Mußzeit angesehen, sondern rastlos weiter gearbeitet, bis in die letzten Jahre hinein. In dieser Zeit gab er, nach Vollendung des großen Wörterbuches, das 1875 zum Abschluß kam, sein »Sanskritwörterbuch in kürzerer Fassung« heraus (1879—1889), das eine Fülle wertvoller Nachträge zu dem erstgenannten Meisterwerke enthält. Die Lexikonarbeit war ihm zum Lebensbedürfnis geworden. Daneben aber veröffentlichte er noch eine ganze Reihe von Texten, darunter noch einmal den »Pânini«, mit deutscher Übersetzung, bis endlich zunehmende Schwäche der Augen und andere Alterserscheinungen den Schritt des einst so rüstigen Arbeiters mählich verlangsamten. Aber selbst noch als alter Mann von mehr als achtzig Jahren hat er eine Menge von kleineren Abhandlungen erscheinen lassen, die von seiner regen Fortarbeit ein bewunderungswürdiges Zeugnis ablegen, größtenteils in den Berichten der königlich sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften, der er als auswärtiges Mitglied angehörte.

Während seiner Petersburger Zeit hatte B. in einem großen, geistig bedeutenden Freundeskreise gelebt, zu dem unter andern Karl Ernst v. Baer, Alexander v. Middendorff, Leopold v. Schrenck, Gregor v. Helmersen, Viktor Hehn, Georg Berkholz, Ferdinand Wiedemann, Anton Schiefner, August Nauck, Admiral Graf Lütke, Alexander Graf Keyserling und Hermann v. Samson gehörten. Nach Deutschland übergesiedelt, scharte er bald neue Freunde um sich, die naturgemäß hauptsächlich den akademischen Kreisen angehörten, zuerst in Jena, dann in Leipzig. Nach Jena zog es auch mich vor Jahren, hauptsächlich um B.s willen, und ich habe dann dort manches Jahr hindurch das Glück seines Umganges genossen. Er war seinen Freunden ein treuer Freund, immer bereit, zu helfen und zu fördern, aufstrebenden Fachgenossen aus dem reichen Schatz seines Wissens Belehrung und Rat zu spenden; und ein ehrlicher Freund, der es auch offen aussprach, wenn er etwas zu tadeln hatte. So hat er sich viele fürs ganze Leben zu Dank verpflichtet, die in ihm nicht nur den großen Forscher, sondern auch den Menschen verehrten und liebten. Bei der Wahl seiner Freunde sah er vor allem auf den Kern des Wesens. Wissenschaftliche Arbeit wußte er gewiß zu schätzen, über alles aber ging ihm die Offenheit und Ehrlichkeit des Charakters. Wenn jemand nur »ein ehrlicher Kerl« war, dann war er ihm sehr viel lieber als der berühmteste Mann der Wissenschaft, an dessen Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit er zweifeln zu müssen glaubte. Gern sah er Freunde des Abends bei sich, nach vollbrachter Tagesarbeit, gern gerade auch jüngere Leute, und oft plauderte er dann in behaglichster Laune bei einem Glase Rotwein bis in die Nacht hinein. Am andern Morgen aber saß er immer wieder stramm bei der Arbeit. In den letzten Lebensjahren mußte dieser Verkehr ebenso wie die Arbeit eine naturgemäße Einschränkung erfahren.

Nach Leipzig zog B. wohl hauptsächlich die innige Freundschaft, die ihn mit August Leskien, dem bekannten Slawisten, verband. Hier verheiratete er sich zum viertenmal und durfte sich des Familienglückes bis zuletzt erfreuen.

An Ehrungen mancher Art hat es dem großen Gelehrten nicht gefehlt. Er war kaiserlich russischer Geheimrat, womit der Titel Exzellenz und der erbliche Adel verbunden ist, welch letzteren er jedoch bei seiner Namensschreibung in der Regel nicht zum Ausdruck brachte. Er war ebenso Ritter vieler hoher Orden, auch des preußischen Ordens *Pour le mérite*, Ehrenmitglied

vieler Akademien und gelehrten Gesellschaften, Ehrenmitglied auch der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien.

Lange Jahre stand B. in geschlossener Phalanx mit Rudolf Roth, mit Albrecht Weber, mit William Dwight Whitney, dem großen Indologen, zusammen. Die Lebensarbeit dieser freundschaftlich miteinander verbundenen Männer bedeutet den Höhepunkt in der Entwicklung der Indologie. Abseits von ihnen stand Max Müller, der Antipode B.s, von ihm durch eine abgrundtiefe Verschiedenheit des Wesens getrennt. Diese beiden konnten sich nicht verstehen, und wo sie sich berührten, da gab es meist keinen guten Klang. Max Müller war der reicher angelegte, beweglichere Geist; nicht nur Gelehrter, sondern auch ein Schriftsteller ersten Ranges, geistreich, fesselnd, ja faszinierend, ein Künstler der Rede und des Essays, anmutig, leicht, graziös im Ausdruck; ganz dazu angetan, in den weitesten Kreisen zu glänzen, mit der wunderbaren Fähigkeit begabt, von der starrsten, trockensten Wissenschaft in so reizender Weise zu plaudern, daß alle entzückt und sofort bereit waren, ihm überallhin zu folgen, wie die Kinder dem Rattenfänger von Hameln. B. war der unvergleichlich viel tiefere, ernstere, gründlichere Forscher, der Typus des strengen Mannes der Wissenschaft, der aus hartem Gestein in schwerer Arbeit die dauerhaften Quadern und Säulen für den Tempel der Wissenschaft bricht und meißelt. Er hat nie eine öffentliche Rede gehalten, nie einen Essay geschrieben, nie sich an das große Publikum gewandt, nicht weil er dasselbe gering geschätzt hätte, sondern weil er wußte, daß sein Weg ein anderer war. Er verstand es wie wenige, sich zu beschränken auf das Arbeitsgebiet, das seiner Natur gemäß war, in dem er unerreicht groß dastand. Fragt man nach den wissenschaftlichen Leistungen, so sind diejenigen B.s unvergleichlich viel größer, wertvoller und dauernder als diejenigen Max Müllers. Die Überlegenheit des letzteren liegt auf ganz andern Gebieten. Im Grunde sind diese beiden inkommensurable Größen. Es ist gut, daß sie beide gelebt und uns bereichert haben. Max Müllers Name besitzt einen Zauberklang für weiteste Kreise, und das aus gutem Grunde; der Mann der Wissenschaft aber zieht tiefer den Hut vor dem ernsten und doch freundlichen Bilde mit der Unterschrift: Otto Böhtlingk.

Wien, April 1904.

L. v. Schroeder.

I. Alphabetisches Namenverzeichnis

zum

Deutschen Nekrolog vom 1. Januar bis 31. Dezember 1912.

Name	Verfasser	Seite	Name	Verfasser	Seite
Achelis, Ernst Christ.	<i>A. Wächter</i>	70	Kirchbach, Frank	<i>H. Holland</i>	81
Albert, Hans	<i>A. Frh. v. Mensi</i>	110	Kirschner, Martin	<i>L. Mugdan</i>	124
Andree, Richard	<i>A. Dreyer</i>	133	Koken, Ernst	<i>E. Fraas</i>	45
			Krümmel, J. G. Otto	<i>Wegmann</i>	200
Bauerle, Karl Wilh.					
Fiedr.		62	Liliencron, Rochus		
Beck, Elise	<i>A. Dreyer</i>	136	Freiherr v.	<i>E. Schroeder</i>	185
Berger, Alfred Frh. v.	<i>A. Bettelheim</i>	191	Loeschcke, Gerhard	<i>H. Lietzmann</i>	43
Beutel (Keller-Frauenthal), Rosa	<i>A. Frh. v. Mensi</i>	111	Ludwig, Alfred	<i>M. Winternitz</i>	128
Brahm, Otto	<i>A. Eloesser</i>	119			
Burger, Johannes	<i>H. Holland</i>	75	Marschall, Adolf		
			Freiherr v.	<i>v. Brauer</i>	206
Dahn, Felix	<i>H. Jantsen</i>	100	Meister, Richard	<i>K. Brugmann</i>	53
Drews, Paul Gottfried	<i>v. Dobschütz</i>	64	Meyer, Betsy	<i>L. Frey</i>	46
			Minor, Jakob	<i>A. Sauer</i>	115
Ebstein, Wilhelm	<i>E. Ebstein</i>	57			
Ettlinger, Josef	<i>E. Heilborn</i>	91	Neuert, Hans	<i>A. Frh. v. Mensi</i>	107
Fiedler, Otto Wilhelm	<i>E. Fiedler</i>	14	Peez, Alexander v.	<i>H. Friedjung</i>	169
Franziß, Franz	<i>A. Dreyer</i>	137	Perfall, Anton		
			Freiherr v.	<i>A. Dreyer</i>	139
Gomperz, Theodor	<i>L. Radermacher</i>	151	Pitzner, Max Josef	<i>H. Holland</i>	82
Grashey, Otto	<i>H. Holland</i>	76			
			Rahn, Joh. Rudolf	<i>G. Meyer v. Knorau</i>	9
Haider, Karl	<i>H. Holland</i>	77	Resch, Alfred	<i>G. Resch</i>	224
Heierli, Jacob	<i>E. Tatarinoff</i>	48	Rogge, Christian	<i>Klingemann</i>	63
Holzschuher, Hans	<i>A. Dreyer</i>	138			
			Sandler, Christian	<i>A. Dreyer</i>	143
Justi, Karl	<i>F. Marx</i>	3	Sarwey, Oskar v.		60
			Schachinger, Gabriel	<i>H. Holland</i>	83
Kaula, Emilie	<i>A. Frh. v. Mensi</i>	97	Schäfer, Georg Josef	<i>H. Holland</i>	84
			Schleyer, Joh. Martin	<i>A. Holler</i>	41

Name	Verfasser	Seite	Name	Verfasser	Seite
Sckell, Ludwig	<i>H. Holland</i>	85	Toepler, Aug. Jos.	<i>W. Halkwachs</i>	159
Seitz, Otto	<i>H. Holland</i>	86	Träger, Albert	<i>A. Dreyer</i>	144
Seydel, Arnold	<i>H. Schwochow</i>	73	Weher, Ulrich	<i>H. Hollana</i>	90
Simm-Mayer, Marie	<i>H. Holland</i>	88	Weinberger, Anton	<i>H. Holland</i>	90
Skramstad, Ludwig	<i>H. Holland</i>	89	Welti, Albert	<i>L. Welti</i>	176
Speidel, Albert Frh. v.	<i>A. Frh. v. Mensi</i>	94	Wendt, Gustav	<i>J. Häußner</i>	39
Starke, Marie			Wisbacher, Franz	<i>A. Dreyer</i>	146
Wilhelmine	<i>H. Holland</i>	89	Wolf, Eugen	<i>A. Dreyer</i>	148
Strasburger, Eduard	<i>G. Karsten</i>	25			
Thorbecke, August	<i>E. Werner</i>	112	Zirkel, Ferdinand	<i>F. Rinne</i>	158

II. Alphabetisches Namenverzeichnis

der

Ergänzungen und Nachträge.

Name	Verfasser	Seite	Name	Verfasser	Seite
Böhdingk, Otto	<i>L. v. Schroeder</i>	277	Regelsberger, Ferdinand Aloys		
Dilthey, Wilhelm	<i>Walther Schmied- Kowarsik</i>	227	Friedr. Woldemar	<i>F. Frensdorff</i>	232
Engel, Heinrich	<i>Ernst Sartorius</i>	277	Schmidt, Erich	<i>Franz Lüdtke</i>	274
Fürth, Emil Ritter v. <i>Rud. Maresch</i>		239	Sckell, Ludwig	<i>H. Holland</i>	86
Gött, Emil Servatius	<i>W. E. Oeftering</i>	248	Widmann, Josef Viktor	<i>Jonas Fränkel</i>	256
Neumann, Angelo	<i>Friedrich Adler</i>	272	Zenger, Max	<i>Philipp Allfeld</i>	241
